Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Dritter Band.

Amtsleben in der Stadt.

Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Dritter Band:

Amtsleben in der Stadt.

Dritte (Stereotyp=) Auflage.

Wittenberg.
Verlag von R. Herrosé.
1890.

Vorwort.

Lob und Beifall erfreuen, aber sie verpflichten auch. Das fühle ich besonders lebhaft in dem Augenblicke, da ich dem ersten und zweiten Bande meiner so beifällig aufgenommenen Brosamen einen dritten folgen lasse.

Meine Freunde haben ihn gewollt, und ich habe ihn gewagt. Ihrem Drängen begegnete mein Wunsch, das Bild eines Lehrerlebens weiter zu zeichnen und die Summe meiner Erfahrungen weiter zu ziehen.

Meine Freunde erwarten in dem neuen Bande einen ebenbürtigen Genossen der beiden ersten. Werde ich ihre hochgespannten Erwartungen erfüllen? Kaum wage ich's zu hoffen!

Je mehr ein Leben aus der Stille in den breiten Strom der Öffentlichkeit einmündet, desto mehr verliert es den Reiz des Eigenartigen. Die Poesie des Landlebens und der Dorfschule zieht an durch schlichte Natürlichkeit und verklärende Ferne. Die Stadt mit ihrer Arbeits- und Lebenshast, mit ihrem Staub und Lärm kennt diesen poetischen Duft nicht. Statt stiller Beschaulichkeit sitzen Gedanke und That rastlos am Webstuhl.

Mein Leben in der Stadt gewinnt an Ernst, vielseitiger Thätigkeit und äußeren Erfolgen, aber es verliert den Duft der Weltferne und die Weihe der stillen Einfalt. Es wird reicher an inneren Erfahrungen, aber ärmer an äußeren Erlebnissen. Doch das ist Entwicklungsgesetz, wer will's beklagen?

Und wenn in meinem Buche der Erfahrungsniederschlag breiter, der bunte Rahmen aber schmäler wird, so waltet auch hier dasselbe Gesetz, erklärt und entschuldigt die Mängel.

Zagend aber nicht verzagt sende ich den neuen Band hinaus. Er möchte ein Spiegel sein, der strebende Berufsgenossen belehrt und irrende bekehrt. Vielleicht erleichtert er manchem Berufsgenossen die Arbeit des Suchens und erspart ihm den Schmerz des Irrens. Mehr will ich nicht. Walt's Gott!

Worbis im Herbste 1887.

Friedrich Polack.

1. Neues Wirken, neues Leben.

Am ersten April 1869 meldete ich mich bei dem Rektor Weise zum Antritt meiner neuen Stelle an der Mittelschule zu E. Ich hatte es eilig gehabt, hatte Weib und Kind, Hab und Gut und all die Sorgen, Arbeiten und Unruhen des Umzugs hinter mir gelassen, um pünktlich auf dem neuen Posten einzutreffen. Die Eile wäre nicht nötig gewesen, denn erst nach acht Tagen ging die Schule an. Aber zum ersten April war ich berufen, und ein Abmarkten von Vorschriften kannte ich nicht.

Der Rektor lobte meine Pünktlichkeit. „Die oberste Rücksicht ist die Pflicht!" meinte er, „und Pünktlichkeit ist für mich der erste Maßstab zur Beurteilung eines Lehrers. Wer mit der Zeit nicht hauszuhalten weiß, kann es auch nicht mit ihrem Inhalte. — Sie haben jetzt Zeit, sich umzusehen und mit manchem Neuen vertraut zu machen. Es ist immer gut, vor Beginn der Arbeit den neuen Boden und die neuen Arbeits- und Lebensbedingungen kennen zu lernen!"

„Wo ist das Schulhaus?" fragte ich.

„Das Schulhaus? — Wir haben noch keins und müssen uns vorläufig mit vier geborgten Räumen in verschiedenen Stadtteilen behelfen!"

„Das erschwert aber die Verwaltung der Schule und die Einheit der Arbeit bedeutend!" bemerkte ich.

Der Rektor nickte. „Ich werde aber mit Sturm und Dampf treiben. In Jahresfrist hoffe ich mit meiner Schule unter Dach und Fach zu sein. Bis dahin werden die Herren

in den Zwischenstunden viel Gelegenheit zu Spaziergängen zwischen den einzelnen Schulhäusern haben."

„Wie viel Klassen hat die Schule?" fragte ich.

„Ins neue Schuljahr gehen wir mit 10 Klassen und 450 Kindern!" war die Antwort, der man eine stolze Befriedigung anhörte. „Will's Gott, wird der volle Ausbau zu einer siebenstufigen Mittelschule in zwei Jahren vollendet sein. Als ich vor Jahresfrist aus Schlesien zur Umgestaltung des Schulwesens hierher berufen wurde, da fand ich als dürftigen Anfang einer neuen, notwendigen Schulkategorie nur eine sogenannte Fortbildungsklasse, eine Art Aufsatz für die Kirchenschulen. Der Fortschritt binnen einem Jahre ist der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit der von mir vorgeschlagenen Neugestaltung. Die neue Mittel-Bürgerschule soll die Mitte zwischen den gelehrten Schulen und den Volksschulen, zwischen dem Bildungs-Maximum und -Minimum halten. Sie soll unter besonderer Berücksichtigung der geförderten gewerblichen und sozialen Verhältnisse des mittleren Bürgerstandes und seiner berechtigten Forderungen ihre Zöglinge auf dem Wege des Elementarunterrichtes für ein thatkräftiges praktisches Leben in Familie, Gesellschaft, Kirche und Staat erziehen, vor- und durchbilden.

„Für die Knaben dieser Kreise ist die gelehrte Brockenbildung aus den unteren Klassen des Gymnasiums und der Realschule, welche leider oft den Dünkel mehr als die Berufstüchtigkeit nährt, ein Hemmnis, ja ein Fluch, wie bei den Mädchen die höhere Töchterschule oft den schlichten, einfachen, häuslichen Sinn beeinträchtigt und unberechtigte Ansprüche auf Luxus, Lebensgenuß und gesellschaftliche Bedeutung großzieht.

„Weniger durch den kleinen Prozentsatz der auf höheren Schulen Gebildeten als durch Steigerung der allgemeinen Bildungshöhe können unsere gesellschaftlichen Zustände gebessert und gefestigt werden. Ein sittlich, geistig und praktisch tüchtig gebildeter Mittelstand ist das beste Gegengewicht für die auf-

lösenden Mächte in unserm Volksleben. Gerade dem mittleren Bürgerstande, dem Stande der selbständigen Handwerker, der kleineren Handel- und Gewerbtreibenden, muß durch eine gesteigerte Bildung der Intelligenz und Sitte eine erhöhte Erwerbsfähigkeit, soziale Bedeutung und zähe Widerstandskraft gegen feindliche Gewalten gegeben werden.

„Das soll die von mir gegründete Mittelschule. Sie hat wie alles Neue sich ihren Platz im Bildungsgetriebe erst zu erkämpfen. Das Mißtrauen folgt unseren Schritten von oben und unten. Den Kirchenschulen entziehen wir die bessern Elemente, der Realschule und höheren Töchterschule manches Kind. Wenn's nun auch ein Glück für eine Schule ist, zu verlieren, was nicht hinein paßt, so ist ein Sinken der Besuchsziffer doch immer verdrießlich für einen Schulleiter, denn gemeinhin läßt man die Schülerzahl als Maßstab der Güte für die Schule gelten. Mißtrauen und Mißgunst werden uns wachsam umlagern. Nicht ohne Kampf werden wir wachsen; aber in Thaten, in Erfolgen werden wir uns den Berechtigungsschein für unsere Existenz schreiben."

Stolz, sieges- und selbstbewußt sagte das der ungewöhnliche Mann, indem er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete, während ich ihm mit stiller Bewunderung ins Antlitz schaute. Nichts flößt uns mehr Respekt ein als Mut und Thatkraft.

Bei seinen letzten Worten hatte es draußen an die Thür geklopft, und ein Mann meines Alters mit gemessenem Wesen war hereingetreten. Er reichte mir freundlich die Hand mit den Worten: „Da bist Du ja! Sei willkommen in E.!"

Ich sah ihn zweifelnd an; er aber sagte lächelnd: „Muß ich meinen Namen nennen? Ich hatte Dir immer ein gutes Gedächtnis zugetraut!"

Da kam das Erkennen; es war einer meiner tüchtigsten Schulgenossen, den W. gleichfalls an die Mittelschule gezogen hatte. Er wohnte in der Nachbarschaft des Rektors und hatte diesem mit seiner Ortsbekanntschaft, seinem klaren Blicke und

seiner schönen Handschrift bei Aufstellung des umfänglichen Lehrplanes gute Dienste geleistet. Wie freute ich mich! Gute Bundesgenossen sind Arbeitshelfer und Bürgen des Erfolgs.

Munter kreiste nun das Gespräch, sprang vom Persönlichen ins Sachliche, aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft, aus dem Hundertsten ins Tausendste.

„Finden Sie Herrn P. sehr verändert nach seiner Schulzeit?" fragte der Rektor meinen Schulfreund.

„Äußerlich wenig!" war die Antwort. „Er hat ein Gesicht, das in der Jugend schon alt ist und darum in längeren Zeiträumen wenig altert. Innerlich scheint er gehalten zu haben, was der Schüler versprach!"

„Unsere Zukunft ist unsere Vergangenheit, nur in ein anderes Kolorit umgestimmt!" meinte ich.

„Ja!" nickte der Rektor. „Aber bei manchen stimmt sich grün in grau, rot in schwarz um. Man kennt sie nach 20 Jahren nicht wieder. Nicht alle Blüten werden Früchte, so wenig, wie man alle künftigen Früchte schon in den Knospen entdeckt. Manche Jugend verspricht weniger, als sie hält; mancher bleibt hinter unsern Erwartungen zurück. Das Leben spricht auch ein gewichtiges Wort in unsere Entwicklung. Den einen nährt und fördert es, den andern läßt es verhungern und verkümmern. Wohl dem, der immer die rechte Nahrung und die rechten Ernährer findet!"

„Nach meiner Erfahrung ist kein Boden so dürr und unfruchtbar, daß er nicht jedem ernsten Nahrungsdrange etwas böte!" meinte ich.

„Jedem ernsten!" fiel der Rektor ein. „Ja, das Genie macht aus Steinen Brot, aber der geistige Mittelschlag braucht Bäcker und Backwerk!"

„Und wie oft fehlen diese auf dem Dorfe!" fuhr ich fort. „Daß Landschullehrer oft versauern und verbauern, das liegt in den Verhältnissen. Aber schon manchmal hat mich's wunder genommen, wie mancher geistrege Schulfreund

unter den glücklichen Bildungseinflüssen der Stadt so hat zurückbleiben können. Jedes ideale Streben und jeder fröhliche Vorwärtsdrang schien entschlummert, ja erstorben!"

Der Rektor lächelte. „Auch hier sind's die Verhältnisse, die den Menschen zu dem machen, was er endlich wird. Nur sind's hier andere als auf dem Lande. Hier ist's die gemeine Not des Lebens, der elende und doch so unentbehrliche Erwerb, welcher viele zu pädagogischen Droschkengäulen macht. Tagsüber halten sie Schule, rennen mit heißen Sohlen über das Straßenpflaster, leiern Stunde auf Stunde des Privatunterrichts wie Kugeln einer Schnur ab, und abends suchen sie müde und matt hinter dem Schoppen Ausspanne und Erhebung. Lieber Gott, Erhebung aus dem Bierfaß! Über politisches Kannegießern, ärmlichen Klatsch, unfruchtbare Klagen und leere Streitereien kommen sie meist nicht hinaus!"

„Wo nährende und fördernde Bildungsverhältnisse nicht sind, da muß man sie sich schaffen!" meinte ich. „Vor allem darf man sich von ungünstigen Verhältnissen nicht unterkriegen lassen."

Der Rektor sah mich mit seinen fast erloschenen Augen starr an; dann reichte er mir die Hand und sagte: „Sie haben das verstanden — zu Ihrem Glück! Dazu gehört auch Mut!"

So floß und hüpfte das Gespräch munter weiter, und ich fühlte mich unsäglich glücklich.

Zuletzt fragte ich den Rektor: „Kann ich nicht Ihren Lehrplan erhalten, damit ich ihn in der freien Zeit durchstudiere und mich so ein wenig auf die Arbeit rüste?"

„Gewiß!" war die Antwort. „Hier haben Sie den Bauplan der Schule und den Schienenweg der Arbeit!" Damit reichte er mir ein Buch von etwa 200 Seiten.

Es war der erste gründliche und genaue Lehrplan, der mir in die Hände kam, vielleicht auch der beste von allen, die ich später durchzusehen Gelegenheit hatte.

Und nun hatte ich Zeit, mir das alte E., in dem ich sechs traurige Schülerjahre verbracht hatte, im neuen Lichte zu beschauen. Ich kannte die Stadt kaum wieder. War das wirklich der Ort, der in meiner Erinnerung wie ein graues Spinngewebe aussah und in dem ich als zappelnde Fliege hing? Straßen und Häuser hatten vielfach Rock und Schuhe gewechselt; aber das war es nicht! Mit andern Augen als das arme Schülerlein schaute der freie Mann die Häuser und Plätze an. Die Außendinge wechseln weniger und langsamer als die Beschauer und ihre Stimmungen. Nichts ist veränderlicher als der Mensch. Nicht wie sie sind, sondern wie wir sind und sehen, so erscheinen uns die Dinge der Außenwelt; ihr Wesen und Wert liegt einzig in uns.

Nach frohgemuten Streifereien fand ich meine Mietwohnung glücklich auf. Sie lag zwar fern vom Mittelpunkte der Stadt und von den Schulräumen, sah aber sehr stattlich aus, war nahe dem Thore und von Luft, Wasser und Poesie lieblich umflossen. Dazu war sie schön, bequem und kostete nur 68 Thaler jährlich. Bei 350 Thalern Gehalt fällt der Mietpreis natürlich schwer ins Gewicht.

Ein lieber Schulfreund, der Gatte einer uns befreundeten Pfarrerstochter aus meinem Heimatsdorfe, hatte die mir so ganz zusagende Wohnung ausfindig gemacht.

In der Straßen quetschende Enge und in des Volkes geschäftig Gedränge hatte ich nicht gewollt, weil ich da das Heimweh nach der Luft, dem Licht und Grün meiner ländlichen Heimat fürchtete. Unser Leben und Werden muß steter Übergang sein. Die Sprünge von Gegensatz zu Gegensatz bekommen weder den Beinen noch dem Gemüt.

Ich traf die Hausbesitzerin, eine wohlhabende Gärtnerswitwe, auf dem Hofe. Sie empfing mich freundlich, fragte aber verwundert: „Wo ist denn Ihre Familie?“

„Die kommt erst nächsten Sonnabend!“ antwortete ich.

„Früher war der Umzug nicht zu bewerkstelligen. Ich bleibe die paar Tage in einem Gasthause!"

„Ich glaube gar!" sagte sie. „Haben Sie denn das Geld zu viel? Bei uns bleiben Sie! Droben steht ein Gastbett und wartet immer auf Besuch. Umsonst ist's billiger als bezahlt, nicht?"

Dankbar nahm ich das schlicht und derb angebotene Freiquartier an. Die Frau gefiel mir in ihrer schlichten, tapfern Weise ungemein. Als ich sie brieflich um einige Abänderungen in der Wohnung und um die Maße der einzelnen Wohnungsräume gebeten hatte, da schrieb sie einen so klaren und entschiedenen Brief, daß ich meine Lust dran hatte. Ja, kurzer Hand zeichnete sie von der ganzen Wohnung einen schlichten, deutlichen Grundriß in den Brief, so daß wir uns über die Stellung der einzelnen Möbel ein genaues Bild machen konnten.

Klarheit und Entschlossenheit im Handeln, Fleiß und Umsicht bei der Arbeit, Liebe und Sorgfalt für ihr Hauswesen und ihre vier Kinder: das waren die Grundzüge in dem Charakter der wackern Frau.

Die Wahl der Wohnung war der erste glückliche Griff bei meiner Übersiedelung vom Dorfe in die Stadt. Sie vereinigte die Vorzüge einer ländlichen Lehrerwohnung mit denen der Stadt und gab uns eine liebe Nachbarschaft. „Getreue Nachbarn" rechnet Dr. Luther in der 4. Bitte nicht ohne Grund zum täglichen Brote.

Von dem großen, blanken Ökonomiehofe, den hohe Nebengebäude umschlossen, führte mich Frau Knaut in einen Garten mit einer Laube und allerlei Gerüsten zur Blumenzucht. Besonders Levkojensamen wurde gezüchtet. Soweit das Auge reichte, sah es Gärten an Gärten und darin fleißige Menschen. Nahes Flußrauschen schlug an das Ohr, und über die Häuser herüber grüßte der stattliche Dom und die schön umbuschte Citadelle, ein ehemaliges Kloster. So wechselt die Bestimmung der Orte und die Waffenrüstung für Kriegs- und Friedensziele!

Während meine Hauswirtin mich gefällig umherführte, folgte uns, dicht an die Mutter geschmiegt, ihr liebreizendes, etwa zehnjähriges Töchterlein, ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Ihre tiefen, sprechenden Augen, von dunkeln Brauen überwölbt, eroberten sofort jeden, der hineinschaute, auch mich! Wie freute ich mich auf diese Gespielin für meine Marianne! Immer steigt das Glück und Behagen am Leben mit den Menschen, die unsere Geleitschaft auf dem Lebenswege bilden.

„Dort liegt unser großer Garten, und da führt der Weg hin!" sagte meine freundliche Wirtin, indem sie mit der Hand die Richtung angab. „Gucken Sie mal nein! Der Garten war meinem seligen Manne ans Herz gewachsen wie seine Kinder!"

Ich suchte und fand den Weg. Er führte unter hohen Walnußbäumen am Flußufer hin. Der Garten war einen Besuch wert. Wie eine Insel war er ringsum von Wasser umrauscht. Links flutete der Hauptarm des Flusses langsam dahin, und Kähne schaukelten sich auf seiner breiten, ruhigen Wasserfläche; ein hohes Weidendickicht und einzelne Bäume säumten das Ufer. An der rechten Seite des Gartens schoß ein schmaler Flußarm eilfertig dahin. Eine Schöpfmühle hob sein Wasser und führte es einer großen Bleichanstalt im Nachbargarten zu. Die dritte Seite des Gartens schloß der Festungswall, über den man bequem spazieren konnte. Drunten im Wallgraben tauchten und schwammen Wasserhühnchen. Sobald man sie scheuchte, flüchteten sie in das dichte Schilf. Jenseits des Wallgrabens umgürtete das Festungsglacis mit seinen schönen Bäumen, Büschen und Spazierwegen die Stadt. Weithin konnte man des Stromes Silberband verfolgen.

Unter einem der Walltürme stürzte der breite Flußarm brausend und rauschend hinaus aus der Stadt. Eine Zugbrücke führte vom Walle aus wie eine Galerie an dem Turme hin. Von ihr aus sah man in das bunte Spiel des wirbelnden

und gurgelnden, zischenden und schäumenden Wassers. Hohe, breitwipfelige Eschen und Weidenbäume, die im Frühling ihre Kätzchen und im Sommer ihre Samen mit den Wollenbettchen in das Wasser streuten, beschatteten den fast unheimlich schönen Ort.

Der Garten umfaßte wohl einige Morgen, und weite Grasflächen, schöne Obstbäume, viele Gemüsebeete und reiche Blumenanlagen wechselten miteinander ab. Wie schön mußte er im vollen Lenz und Sommer sein! Man wurde nicht müde, darin auf- und abzuspazieren. Der Gesang der Vögel und das eintönige, ewige Wasserrauschen konnte in süß Vergessen der Welt und Menschen einwiegen. Lange träumte ich auf einer Bank unter einer alten Esche am Wasser. So allein und so weltfern! So wohl und so weh war mir zu Sinne! So wohl bei dem Gedanken an das neue Leben! So weh in der Sehnsucht nach den fernen Lieben, die mein Glück teilen sollten! Die Einsamkeit gewährt nie ein vollkommenes Glück. Und sei es nur die Erinnerung, die wir zur Gesellschaft herbeirufen, oder unser Gott, mit dem wir reden, teilen müssen wir das Glück, um es ganz zu haben. Nur der Selbstling glaubt sich glücklich im Alleingenuß, darum wird er nie ganz glücklich.

Nicht müde ward ich, zu hören und zu sehen, zu denken und zu sinnen, zu suchen und zu finden. Nach den ersten Blütengrüßen des Lenzes, den lieben Veilchen, bückte ich mich; wie blaue Himmelsaugen nickten sie mir aus dem grünen Rasen zu.

Im Frühling fängt sich besser ein neues Leben an als im Herbst. Das Wachsen und Werden draußen treibt auch in uns. Die geschäftigen Vögel beim Nesterbau machen uns Lust, auch ein warmes, heimatliches Nest zu bauen. Die steigende Sonne und der wachsende Tag scheinen täglich auch einen neuen Glücksfaden an unser Geschick zu schlagen. Mit dem Lichthorizont draußen breitet sich auch in uns die Glücks-

hoffnung und die Glücksfähigkeit aus. In die Frühlingserde möchte man sich am wenigsten gern betten lassen, aber in den Frühlingshimmel hinaus möchte man fliegen und ziehen.

Nun wollte ich am neuen Ort ein neues Leben beginnen, mit den Vögeln um die Wette ein neues Nestlein bauen, mit den Blumen anwurzeln und zu neuer Lebensfreude erblühen. „Sprich dein Ja und Amen, mein Gott, zu meinem Wollen und Hoffen!“ betete ich, und Himmel und Erde schienen ein Ja zu nicken.

Und damit das äußere Siegel, die gute Vorbedeutung, nicht fehle, erscholl plötzlich über mir ein lautes „Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!“ Eilfertig schoß der scheue und doch so willkommene Frühlingsbote, der nicht müde wird, von sich selber zu sprechen, über das Wasser dahin, ließ sich einen Augenblick auf dem hohen, breitästigen Weidenbaume nieder und schwang sich dann über den Wasserturm der „Kronenburg“ hinaus in den waldartigen Festungsring.

„Was wollte der Schelm hier?“ fragte ich mich verwundert. Sonst scheut er doch Menschen und Häuser, und hier wagt er sich herein zu den Arbeitsstätten der Menschen und geht schon so früh auf Kundschaft aus?“ Ich sollte es später erfahren, was er suchte.

Der ersehnte Sonnabend kam endlich; ich wollte dem Wagen entgegengehen, aber erst nachmittags; früher konnte er nicht wohl anlanden. Um den Mittag lustwandelte ich im großen Garten, da hastete Ottilie, der Hauswirtin Töchterlein, heran. „Sie kommen, sie kommen, Herr P.!“ rief sie mir zu und machte dann flink Kehrt. Ich folgte ihr schnell; vor dem Hause hielt der Wagen. Die Meinen umringten mich, und nicht heller schien die Sonne, als ihre Augen lachten.

„Ja, der Winter ist vergangen,
Und der Lenz hat angefangen.“

Ottilie und Marianne maßen sich scheu von fern mit den Augen, denn immer messen Augen und Herzen die Entfernung,

ehe man einen Sprung wagt. Jeder wähnt die Kluft größer, die Hindernisse zahlreicher und die Geneigtheit zu einem Bündnis geringer. Nach und nach näherten sie sich, sprachen dann einige Worte und wurden endlich rasch vertraut. Bis heute hat ihre Freundschaft gehalten, und sogar der Unterschied der Konfession hat ihr nichts geschadet. Der neunjährige Paul machte sich rascher heimisch. Der große Wagen auf dem Hofe und die langen Leitern in der Scheuer dünkten ihm paßliche Klettergerüste. Die zweijährige Ida wurde von Frau Kn. aus ihren Hüllen gelöst, warm und herzlich in die Arme genommen und mit allerlei Gutem gefüttert. Das Kind blieb ihr Liebling bis auf den heutigen Tag; in ihrem heimlichen Hinterstüblein trieb sie mit ihm allerlei Kosewerk.

„Mit einem letzten Verdruß bin ich von K. geschieden!" klagte meine Frau. „Denke Dir nur, daß der zweite Lehrer, der doch nur durch Dich in die erste Stelle aufgerückt ist, mich den Tag nach Deiner Abreise fragen ließ, ob ich nicht bald das Haus räume, er wolle einziehen!"

„Er hat Dich nicht kränken, sondern nur sich in der neuen Würde und Lage sehen wollen!" tröstete ich. „Die Neugier hat ihn taktlos gemacht, und die Taktlosigkeit sieht manchmal wie Bosheit aus. Der gewöhnliche Mensch denkt immer nur an sich und kann andern ihr Empfinden nicht nachfühlen. Vergiß alles, was dahinten liegt! Sieh nur, wie schön und hoffnungsreich die Zukunft vor uns liegt!"

Die neuen Eindrücke, die mancherlei Arbeiten und die Lust am Bau des neuen Nestes spülten bald allen Verdruß hinweg. „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt."

Nun kam der erste Sonntag. In breiten, vollen Wellen flutete der Glockenklang über die turmreiche Stadt.

Wohin gehen wir in die Kirche? Unserem Gott und Vater sollte unser erster gemeinsamer Gang und unser erster

Tag in der neuen Heimat gehören. Viele Glocken riefen, also auch hierin Freiheit! In die erste beste Kirche gingen wir, die uns die Pforten öffnete.

Schüchtern schritten wir auf den glatten Fliesen zwischen den gewaltigen Pfeilern dahin und suchten uns ein stilles Plätzchen. Wie Majestät Gottes umschwebte es uns unter dem hochgeschwungenen Gewölbe. Dreimal konnte man unsere Dorfkirche hineinstellen.

Die Orgel erbrauste und füllte mit ihren Tönen das weite Gotteshaus. Der Gesang einer bekannten Melodie erscholl und traf mein Herz wie ein Gruß von oben. Die Worte des Pfarrers fanden den Weg in Ohr und Herz und fielen in ein bereites Land.

Alles gut und schön! Und doch wurde ich ein Bangen nicht los, das peinliche Gefühl, daß ich eine Pflicht versäumt habe. Da saß ich singend und hörend unter den andern, die Hände im Schoß wie die andern, nicht oben an der Orgel, — was wurde denn aber aus der Kirche in meiner Heimat? War dort durch meinen Weggang nicht alles ins Stocken geraten?

Lange hat mich's plötzlich erschreckt, als ob ich etwas versäumt, meiner Pflicht fahnenflüchtig geworden sei. Was für eine Gewaltherrscherin ist doch die Gewohnheit! „Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit wurzelnd allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.“

Recht erbaut verließen wir das Gotteshaus. Unsere herrlichen Lieder und Melodien, die überall mit uns gehen, sind doch ein köstliches nationales Besitztum; die Fremde wird zur Heimat im Hause Gottes, und die fremden Menschen werden zu Brüdern und Schwestern, die alle des Vaters Liebe brauchen und suchen. Die armen Übersatten, die unsere schönen gottesdienstlichen Versammlungen verlassen, berauben sich selbst und nehmen dem armen Leben einen schönen Sonnenstrahl.

Den Heimweg nahmen wir über den großen Marktplatz,

auf dem die Wachtparade mit Musik aufzog. Welch frohes Gedränge, welch buntes Gemenge, welch herrliche Klänge! Wie im halben Traum wanderten wir heim und fürchteten immer, zu einer kahlen, reizlosen Wirklichkeit aufgeweckt zu werden. Doch in das Bessere und Bequemere findet und gewöhnt man sich leicht und bald. Es waren nur ein paar Wochen nötig, um uns das neue Leben lieb und heimisch zu machen.

Der Montag nach dem weißen Sonntag war der Tag des Schulanfangs und meiner Einführung. Gleichzeitig mit mir wurde nebst zwei andern Kollegen ein Dr. Fr. als Konrektor eingeführt. Ich hatte von ihm eine Sammlung „pädagogischer Bausteine" gelesen, die mich durch ihre Jugendfrische sympathisch berührt hatten. Nicht wenig freute ich mich auf den Verfasser, auf die gemeinsame Arbeit mit ihm und auf die unausbleibliche Freundschaft mit einer so verwandten Seele.

Es kam aber etwas anders. Der Mann selbst entsprach wie so oft nicht dem Bilde, das die Phantasie von dem Schriftsteller gemalt hatte. Wir sind gute Kollegen gewesen, uns aber nie herzlich nahe gekommen. Unser Wesen und die Art der Berufserfassung zeigte mancherlei Gegensätze; wir hatten bereits unsere Freunde und haben wohl beide ein Erobern des andern und ein herzliches Ineinanderleben nicht ernstlich genug versucht. Freundschaften schließen sich nicht auf Diktat, sondern wachsen wie Zwillingsbäume.

Der Rektor sagte in der Einführungsrede etwa folgendes: „Wir sind gewachsen an Klassen und an Arbeitskräften. Vier neue Arbeiter treten als Mithelfer bei unserer Arbeit und als neue Glieder in unsern schönen Kreis. Je weiter sich aber der Kreis der Arbeit und der Arbeiter zieht, desto enger und inniger müssen wir uns zusammenschließen, um die Einheit in der Vielheit zu wahren. Jeder bringt sein Eigenes an Begabung und Charakter, an Wissen und Erfahrung mit, aber jeder muß es niederlegen auf den Altar der Gesamtheit, damit

auch bei uns das Wort der Apostelgeschichte wahr werde: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Je opferwilliger der Einzelne ist, desto besser gedeiht das Ganze.

„Sie alle sind heute an einem wichtigen Wendepunkte Ihres Lebens angelangt: Hinter Ihnen liegt ein Leben der Arbeit auf kleinerem, eng umfriedetem Felde, vor Ihnen die Arbeit an einem zusammengesetzten Schulorganismus, hinter Ihnen ein redliches, oft vielspaltiges Mühen auf eigene Faust und mit bescheidenem Ziele, vor Ihnen eine einheitliche, klar gegliederte Arbeit und höhere Ziele; sie können nur im Zusammenschluß der Kräfte erreicht werden.

„Nur die redliche Arbeit giebt dem Leben einen würdigen Inhalt. Was ist Leben? Thätigkeit! Was ist Thätigkeit? Bewußtes Streben nach bewußten Zielen! Ein neues Leben und Streben soll mit Ihrem Amtsantritte an dieser Schule anheben. Soll es mit dem rechten Erfolge gekrönt werden, so darf es sich nicht in zielloser Kräftezersplitterung aufreiben; es muß gegenständlich werden, fest und klar die Ziele der Gesamt- und der Einzelarbeit ins Auge fassen.

„Ich kann Ihnen in dieser Stunde nicht ausführlich den Kreis Ihrer Pflichten vorführen; — er wird sich Ihnen im Laufe der Arbeit und im Verkehr mit den Kollegen immer klarer herausstellen, denn das ist der Segen der Erfahrung, daß sie das Auge für die Pflicht schärft! — aber auf einen Punkt möchte ich Sie doch in dieser Stunde dringlich hinweisen: Lassen Sie sich stets eine pünktliche, gewissenhafte Erfüllung Ihrer Amtspflichten Herzens- und Ehrensache sein! — Ihre Amtspflichten sind doppelter Art: Sie sollen erziehen und unterrichten.

„Wie leicht wird oft die wichtige Forderung genommen: Alle Lehrerarbeit wirke erziehlich! Jahrgang nach Jahrgang wird durch Ihre Klassen gehen; von Ihrem Vorbilde geleitet,

von Ihrer Liebe getragen, von Ihrem Herzen erwärmt, von Ihrem Willen gezogen und von Ihrer Weisheit geführt, soll den Kleinen das Verständnis des rechten Lebens aufgehen. Von Ihnen sollen sie leben lernen ein Leben der Pflicht, stark durch einen geläuterten Willen und zart durch reines Empfinden. Versäumen Sie nie, die erziehliche Seite den Kern Ihrer Schularbeit sein zu lassen. Erziehlich muß Ihr Wort, Ihre ganze Haltung wirken; so wird die Erziehung zur Lebensmitteilung.

„Kann man die Erziehung Lebens-, so kann man den Unterricht Geistesmitteilung nennen. Aus der Fülle Ihres Geistes, aus dem Schatze Ihres Wissens und Könnens sollen Sie Ihren Pflegebefohlenen allerlei Kenntnisse und Fertigkeiten mitteilen, die ihnen für eine künftige würdige Stellung im Leben unentbehrlich sind.

„Erziehung und Unterricht seien die beiden Augensterne Ihrer Amtsführung, aber nicht getrennt, eins hier, das andere da hinaus schielend, nein, innig verbunden, die Sehachse in derselben Richtung! Aller Unterricht muß erziehlich sein, und wiederum ist keine gute Erziehung ohne guten Unterricht denkbar. Nur so wird ein ganzer Mensch nach Kopf und Herzen, Geist und Gemüt gebildet.

„Wollen Sie rechte Freude und inneres Genügen in der Erfüllung Ihrer Amtspflichten haben, so erfüllen Sie dieselben streng gewissenhaft. Nichts ist klein und gleichgiltig im Schulleben. Im Kleinen haben Sie die Faktoren des großen Erziehungsfazits zu suchen.

„Über alle innern und äußern Fragen der Schule müssen Sie sich schlußfähig zu machen suchen; zu allem müssen Sie feste Stellung gewinnen; bei allem muß Ihre Liebe, Ihre ganze Seele beteiligt sein. Begeisterung hebt uns über uns selbst und über alle Hindernisse auf der Arbeitsbahn hinweg. Nichts ist häßlicher als die bloßen Schulhalter unter den Lehrern, die ihre Pflichten zwischen papiernen Paragraphen erschöpft und

mit dem Stundenschlage abgeschlossen wähnen. Aus solchen Mietlingen wird niemals ein frischer, lebenzeugender Born für die aufwachsende Generation quellen. Die Losung solcher Schulhalter ist, „sich die Arbeit möglichst leicht zu machen.“ Der Gedanke an die Rechenschaft stört nie ihr faules Behagen. Aber schon Hesiod sagt, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß gesetzt haben. Der Gegensatz zu solch lässiger Amtsführung ist die Treue, das zähe Ausharren auf allen Gebieten der Pflicht. Wer es im großen wie im kleinen genau nimmt, wer trotz aller Hindernisse und Ärgernisse die Fahne der Pflicht trägt, wer stets der Verantwortung vor der Welt, vor seinem Gewissen und vor Gott eingedenk ist, den nennt man treu; der Treue aber ist die Krone verheißen.

„Zu einer wahrhaft treuen Pflichterfüllung aber gehört ein ganzer Mensch, der auf der Höhe rechter Bildung steht. Jeder von Ihnen hat seine berufliche Vorbereitung, hat eine ganze Summe von Erfahrungen mit hierher gebracht, aber jeder Redliche wird auch erkannt haben, daß das alles nur Anfänge sind, daß keiner fertig in das verantwortungsschwere Amt tritt. „Ein Meister lernt immer,“ meint Martial, und sollen wir Schulmeister es etwa nicht? „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Hüten wir uns vor dem Dünkel, fertig zu sein! Er würde ein Riegel für alles gedeihliche Weiterwachsen und Werden sein. Lassen Sie sich mit allem Ernste die Festigung und Erweiterung Ihres Bildungsbesitzes angelegen sein! Der Fertige ist der unbrauchbarste und ungenießbarste Mensch. Nur keinen Stillstand auf der Bahn des Strebens zum Aufbau des eigenen geistigen Ich! Stillstand ist Tod, ist Versumpfung! Lorbeeren sind kein Lagerstroh; sie müssen uns zeitlebens immer von ferner Höhe winken und zu immer erneutem Kampfe und Ringen vorwärts treiben.

Die Notwendigkeit des Weiterstrebens legt Ihnen die besondere Pflicht zum engsten Anschlusse an und zum geist-

frischen und herztrauten Hineinleben in das Kollegium der Schule auf. Schon Sokrates meint, die höchste Lust liege in dem Bewußtsein, selbst besser zu werden und dabei Freunde zu haben, die im Verkehr mit uns besser werden.

„Jeder Einzelne wird als Glied eines geistig wirkenden Organismus in das geistige Erbe einer reichen Erfahrung eingesetzt. Jeder Einzelne hat dann gleichsam für den andern gelebt und gestrebt. „Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundenes fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?" (Goethe.) In eigensinniger und hochmütiger Abschließung geht der bildende Einfluß der Umgebung verloren. Durch bittere Erfahrung muß dann jeder erkaufen, was ihm Liebe und Gemeinschaft fertig und freiwillig reichen. Von seinen Mitarbeitern lernt man Klippen vermeiden und in Stürmen Halt gewinnen. Es ist etwas Großes um den Segen einer rechten Gemeinschaft. Tauche jeder hinein, und er wird ihn finden!

„Und nun noch ein Wort von mir und meiner Stellung zu Ihnen! Ich bin das Centralorgan der Schule, in dem die Arbeitsradien zusammenlaufen sollen, der Wahrer der gemeinsamen Ehre und der Vertreter Ihrer Interessen. Ich muß die Gesetze der Schule überwachen, ihre Arbeitswege gangbar erhalten, den Gurt der Gemeinschaft um ihre einzelnen Teile legen, die Besonderheit unter die höhere Rücksicht der Gesamtheit beugen. Ich will nicht Ihr Herr, sondern nur Ihr Helfer sein. Wahrheit und Liebe soll zwischen uns sein. „Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn, nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede und Gedeihen." Mit meinem Rate werde ich Ihnen nicht fehlen, wenn sie ihn suchen, und mit Mahnung und Warnung werde ich nicht zurückhalten, wenn das Gesamtwohl der Schule und des Kollegiums es erheischt. Aber eine höhere Autorität als meine Person sei Ihnen das Gesetz und die Pflicht. „Wo viel Freiheit, da viel Irrtum, doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

Und nun lassen Sie uns im Namen des Herrn Panier aufwerfen! O Herr, hilf! O Herr, laß wohlgelingen!"

Tief ergriffen gelobten wir dem Manne mit dem ernsten Antlitz und der metallenen Stimme in die ausgestreckte Hand Gewissenhaftigkeit im Dienste der Jugendbildung, Treue dem Könige und dem Vaterlande, Gehorsam dem Gesetz und den Vorgesetzten und vertrauensvolles Entgegenkommen den Mitarbeitern.

Ich aber mußte an Schillers Wort im „Wallenstein" denken: „Es können sich nur wenige regieren, den Verstand verständig brauchen. Wohl dem Ganzen, findet sich einmal einer, der ein Mittelpunkt für viele wird, ein Halt, — sich hinstellt wie eine Säule, an die man sich mit Lust mag schließen und mit Zuversicht."

Und an das andere: „Ein großes Muster weckt Nacheiferung und giebt dem Urteil höhere Gesetze."

Bei der Verteilung der Klassenordinariate erbat ich mir zur Freude des Rektors eine Unterklasse. Niemand will gern auf diesen letzten Platz. „Kleine Leute, große Mühe, wenig Ehre!" denkt man. Ich aber meinte: „Größte Lehrkunst, reichste Liebe, wärmster Dank, raschester Fortschritt kennzeichnen die Unterstufe." Und der Rektor sagte: „Hier und in der Oberklasse sind die Brennpunkte der Schule, und da werden die entscheidenden Schlachten des Schullebens geschlagen. In der Unterklasse liegt der entscheidende Anfang, in der Oberklasse der harmonische Zusammenschluß. Dort ist psychologische, hier stoffliche und methodische Meisterschaft erforderlich."

Um mich auch in dem Unterrichte auf den oberen Stufen zu üben, übertrug er mir 10 Stunden Geschichte, Naturgeschichte und Französisch in der zweiten Knaben- und zweiten Mädchenklasse. Im nächsten Jahre mußte ich für ihn, da sein Augenleiden in völlige Blindheit übergegangen war, das Ordinariat und den Hauptunterricht in der ersten Knabenklasse übernehmen.

In der Unterklasse hatte ich 38 kleine, liebe Mädchen; mindestens 80 zugleich war ich gewohnt! Wie leicht und lieb war mir da die Arbeit! Alle waren von gleichem Alter und annähernd gleicher Fassungskraft; die gleichzeitige Beschäftigung von 5—8 Jahrgängen war ich gewohnt! Alle verstanden und redeten Hochdeutsch als die Sprache des Elternhauses; wie hatte ich mich in der Dorfschule mit dem Dialektkauderwelsch abgemüht! Alle waren sauber gekleidet und hatten die erforderlichen Lernmittel aufs beste; in der Dorfschule hatte ich jeden Tag strenge Kontrolle über Kleider und Schuhe, Haare und Haut, Tafeln und Stifte, Bücher und Tücher üben müssen. Hier war die Ordnungszucht ein Spiel, dort eine Riesenarbeit.

Ich hatte fast eine Viertelstunde bis zur Schule zu gehen, aber es war ein Weg voll Abwechselung, das Ziel ein liebes und gesuchtes, die Heimkehr jedesmal ein frohes Wiedersehen.

Leicht erschien die Arbeit gegen die in der Dorfschule, wo der arme Lehrer durch allerlei Bedürfnisse hin- und hergezerrt wird und aus dem Futterschneiden und Futterverteilen nicht herauskommt; aber leicht nahm ich sie nicht, sondern auf jede Stunde bereitete ich mich gewissenhaft vor. War doch das Ziel so viel höher gesteckt! In einem Jahre sollte ich die Kleinen so weit bringen wie bisher in zwei Jahren der Dorfschule. Das bessere Schülermaterial, die sichere Arbeitsordnung, der Wetteifer im Kollegium, die freundliche Teilnahme und Mithilfe des Direktors und manches andere machten die Arbeit freudig und erfolgreich. Doch wurde ich auch in der Schularbeit lange die Unruhe nicht los, daß ich nicht vollbeschäftigt sei, daß etwas versäumt, diese und jene Pflicht verpaßt werde. Wer jahrelang in allerlei Jochen zu gehen gewohnt ist, der gewöhnt sich nur allmählich an die leichtere und einfachere Last.

Schön und erquicklich gestalteten sich unsere persönlichen Beziehungen. Überall kam man uns freundlich entgegen und half uns Brücken in das neue Leben schlagen. Besonders rührend war die Sorgfalt und Liebe der Frau Rektor, einer

ausgezeichneten, leider kränklichen Frau, die oft drei-, viermal nach meiner Frau sah und fragte, ehe meine Frau einmal zu ihr kam. Zu dem Hause des Rektors und zu zwei andern Familien des Kollegiums gestaltete sich das Verhältnis besonders innig. Die vier Frauen, die äußerlich schon recht gut zu einander paßten, waren wie ein vierblätteriges Kleeblatt, ein Herz und eine Seele. Güte und Glück konnte einen nicht freundlicher anlachen als aus diesen acht Frauenaugen.

Unvergeßlich ist mir ein Spaziergang mit ihnen an einem Sonntagnachmittage im Mai. Die Erde hatte sich in ihr schönstes Kleid geworfen und spiegelte sich im wärmsten Liebesblick der Sonne. Wie bräutliches Ahnen und Hoffen ging es durch die Natur. Alles schien mit verhaltenem Atem auf das Wort einer großen Offenbarung zu lauschen.

Wir verließen die Stadt und gingen langsam, von den fröhlichen Kindern umschwärmt, auf den schönen Waldwegen im Festungsgürtel um einen guten Teil der Stadt. Sonnenglanz, Vogelsang, Blumenduft und Laubfülle in der Nähe, ein träumerisches Brüten und Ahnen in der duftigen Ferne! Auch in unsere Gespräche streute der Mai etwas Duft und Kraft.

Die Frau Rektor meinte: „Heute scheint Schiller nicht recht zu haben, wenn er sagt: Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual! Wie schön ist die Welt, und wie glücklich sind die Menschen, die heute der Stadt entflohen sind! — Die Natur hat doch ihre Bestimmung erst erfüllt, wenn der Mensch hindurchschreitet und ihre Schönheit genießt. Und wer heute eine Qual hinausträgt, dem nimmt sie die Natur wohl freundlich ab."

„Nicht allen!" erwiderte ich. „Manches Gemüt gleicht einem Hohlspiegel, in dem sich alles verzerrt, in dem das Schönste häßlich wird."

„Würde die Welt wohl so schön sein, wenn sie sich nicht in lieben Augen abspiegelte?" sagte eine der Frauen.

„Gewiß nicht!" war meine Antwort. „Die Natur mag

noch so schön sein, sie bleibt seelenlos, wenn ihr nicht die Liebe befreundeter Menschen eine Seele einhaucht. Die Liebe ist überall die eigentliche Schöpferin und Wunderthäterin."

„Und würde die Natur einem so schön erscheinen, wenn man allein hindurch ginge?" wurde gefragt.

„Nein, gewiß nicht! Über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt!" antwortete ich mit Schiller. „Es giebt kein schöneres als der Liebe Glück, das allem erst die rechte Beleuchtung giebt."

„Es ist so traurig, daß das Glück und die hohe Stimmung des Herzens immer nur nach Augenblicken zählt!" sagte meine Frau.

„Leid muß Freude ablösen!" sagte ich. „Das ist so notwendig wie Ein- und Ausatmen. Nur im Wechsel liegt die Lust am Leben, die Spannung zum Streben, die uns vorwärts zieht zu Arbeit und Kampf. Wer nichts hofft und nichts fürchtet, der wehrt sich nicht, der kämpft, strebt und lebt nicht, denn das Leben ist Kampf, Arbeit, Streben. Jeder Wechsel schreckt freilich den Glücklichen, aber er erfüllt auch den Unglücklichen mit neuem Lebensmute. Wir würden die guten Tage weniger empfinden, wenn wir sie hätten wie das tägliche Brot. Wo ist der Lebensüberdruß häufiger als bei den glücklichen, vielbeneideten oberen Zehntausenden!"

„Äußeres kann nie vollkommen und dauernd glücklich machen!" sagte die Frau Rektor. „Der Weg des Glückes geht nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen. Die Natur ist nur ein Spiegel und Echo unserer selbst. Lebt Gott in uns, so grüßt und spricht er uns auch aus der Natur. Wer mit seinem Gott im reinen ist, der findet sich auch in der Welt zurecht. Wer den Schatz des Glaubens und der Liebe im Herzen trägt, der schätzt die Dinge der Welt richtig. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet und das Unglück entwaffnet. Erst gilt's, das Herz in Ordnung bringen, dann werden wir mit der Welt und den Menschen schon fertig."

Still und andächtig hatten wir den warmen Worten zugehört, und sie im Herzen bewegend, wanderten wir stumm dahin durch die Frühlingsherrlichkeit.

„Ich fürchte Welt und Menschen!" begann meine Frau wieder. „Manchmal bin ich so menschenscheu, daß ich mich in den hintersten Winkel verstecken möchte."

„Dann gerade, wenn eine trübe Stimmung uns die Dinge des Lebens verschiebt und falsch färbt, müssen wir die Gemeinschaft lieber Menschen suchen!" sagte die Frau Rektor lebhaft. „Die sind uns dann Bundesgenossen und Glückszeugen, die beste Arznei gegen den Trübsinn!"

Ich fügte hinzu: „Die Einsamkeit ist für trüb gestimmte Menschen so gefährlich, weil sie lauter abwesendes Glück zeigt und zu einer völligen Verkennung unseres Glücksbesitzes führt. Liebevolle Menschengemeinschaft ist lebendiger Glücksbesitz."

Weiter ging der Weg. Die Frauen plauderten vertraulich über Haushaltungsdinge; ich trug streckenweise unsere kleine Ida; Paul und Marianne schleppten dicke Sträuße Blumen zusammen und ließen sich von mir die Namen der einzelnen sagen.

Nur selten begegneten uns Menschen, denn der Sonntagsstrom flutete nach andern Richtungen, da auf unserem Wege kein Wirtshaus lag.

Plötzlich hörten wir, erst fern, dann immer näher, zwei zankende Stimmen, eine scharfe weibliche und eine grollende männliche.

So viel wir hörten, war das Thema des Zankkonzertes im Frühlingssaal ein sehr unbedeutendes: Er wollte sich auf eine Aussichtsbank zu längerer Rast setzen, sie aber weiter gehen!

Als uns die Konzertgeber bei einer Wendung des Weges gewahrten, verstummte der Streit, aber die roten Gesichter, sprühenden Blicke und finstern Mienen spielten weiter. Kaum waren wir ihnen aus den Augen, so hörten wir wieder alle Register ziehen.

„Da haben Sie gleich die Menschenqual im Frühlingsrahmen! Für diese Tröpfe scheint keine Sonne, blüht keine Blume, grünt kein Baum und singt kein Vogel!“ sagte ich zur Frau Rektor.

Sie seufzte und nickte.

„Und um was streiten die Thoren!“ meinte Frau B. „Die Frau scheint nur das Neinsagen, nicht das Jasagen gelernt zu haben!“

„Um solche Dinge drehen sich die meisten ehelichen Zwiste!“ sagte ich. „Aber Sie haben recht, Frau B., das Neinsagen ist an allem schuld! Das Nein sollte in der Ehe ganz abgeschafft werden!“

„Wenn auch das nicht gerade!“ sagte die Frau Rektor lächelnd. „Aber die heillose Rechthaberei und das eigensinnige Kopfaufsetzen sollten besonders wir Frauen lassen! Unser Glück mehren wir dadurch doch sicher nicht!“

Darauf ich: „Bei unserem streitenden Ehepaare, das sich den Naturgenuß mit etwas Zanksalz würzt, fällt mir eine Stelle aus Goethes „Werther“ ein, die auf solche Spaziergänger im Frühlingsgarten paßt: „Man predigt gegen so viele Laster, warum nicht auch gegen die üble Laune? Ist's nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können; müssen wir einander auch noch das Vergnügen rauben, das die ewig geschäftige und gütige Natur jedem bringt wie ein Bad der Reinigung?“

„Manchmal ist die üble Laune aber Mißmut über unsere eigenen Fehler!“ sagte meine Frau.

„Bitteres wird durch Wermut nicht süß, und Fehler sühnt man nur durch das Bessermachen!“ antwortete ich. „Die üble Laune vergißt die erste Pflicht, die Rücksicht auf andere! Und wer launisch ist, dem fehlt die Herrschaft über sich selbst, die Selbsterziehung!“

Jetzt führte unser Weg an einem Pulverturm vorüber. Drauf war ein Blitzableiter, drum ein Wallgraben und ein

Pallisadenzaun, und davor schritt ein Wachtsoldat auf und ab. Nicht satt konnten sich die Kinder an dem neuen Bilde sehen.

„Da ist mitten im Blütenglück Stoff genug zu einer Explosion!“ sagte ich. „Aber wer denkt dran und fürchtet sich?“

„Wie überall im Leben!“ antwortete die Frau Rektor. „Unser Herz ist gefährlicher als solch ein Pulvermagazin. Wie leicht explodiert es trotz aller Schutzmaßregeln! So ein Fünkchen verzettelt sich leicht überall hin! Haben's ja heut an unserm hadernden Ehepaare gesehen!“

An dem bebuschten Fuße der zweiten Citadelle, die außerhalb der Stadtmauer lag und die Stadt beherrschte, hatten sich zwei alte Sonderlinge einen Weinberg angelegt und Mooshütten, Erdhöhlen, Tuffsteingruppen, Weingänge u. dergl. darin angebracht. Besuchern reichten die langbärtigen „Eremiten“ ein Glas schlechten Wein oder gute Milch. Kinder hatten ihr Fest mit den zahlreichen bunten Kaninchen, den grunzenden Meerschweinchen und den meckernden Ziegen in ihren wunderlichen Höhlungen und Ställen.

Natürlich durften wir der Kinder wegen an einem solchen Lustort nicht vorübergehen. Die Tiere waren für die Kinder der Höhenpunkt des Tages. Nur das Lebendige erregt ihr volles Interesse.

Am Fuße der Citadelle schoß der Bergstrom wild dahin, und wir freuten uns über sein Rauschen und Wirbeln wie über die Blütenfülle der Bäume am Wege. Er umfloß eine hübsche Insel, auf der hohe Eichen und Buchen standen. Fröhliche geputzte Menschen tummelten sich im Waldschatten umher, und die Kinder nahm es sonderlich wunder, wie sie übers Wasser hinüber gekommen wären, da wir keine Brücke sahen. Ich zeigte ihnen in einer versteckten Bucht die schaukelnden Boote.

An dem „Gesundbrunnen“ endete unser Spaziergang. Auf steinernen Bänken ruhten wir aus und sahen aus drei steinernen Mundöffnungen am Bergeshange drei Wasserstrahlen

plätschernd rinnen. Wir versuchten das Wasser und wollten bestätigt finden, daß jeder Strahl anders schmecke, gut indessen keiner.

„Da quillt ja wirklich aus einem Brunnen bittres, salziges und süßes Wasser!“ sagte ich verwundert. „Ich begreife nicht, wie das möglich ist, da die nahen Spundlöcher doch auf ein und dieselbe Quelle schließen lassen!“

„Vielleicht ist das Wasser dasselbe und nur unser Geschmack verschieden — oder unser Glaube!“ bemerkte die Frau Rektor. „Die Bibel hat ja auch für manche bittres, für manche salziges, für manche süßes und für manche schales Wasser! Und 's ist doch immer dasselbe!“

Den Heimweg nahmen wir durch die Stadt. Im Westen verglomm das Abendrot und leuchtete uns freundlich heim.

„So folgt unsern Erlebnissen die Erinnerung wie der Sonne das Abendrot!“ sagte ich.

„Alles Schöne läßt in unserer Seele einen langen Nachhall des Guten zurück! fügte die Frau Rektor hinzu.

„Und so hilft die Erinnerung an Schönes die kleinen Leiden des Alltags tragen und uns zum Rechten und Guten erziehen!“ schloß ich.

2. Wie ich einen Berg erstieg.

Bei meiner Anstellung in E. hatte ich mich zur Ablegung des Examens pro schola et rectoratu verpflichtet. Ich selbst hätte dazu den Mut nicht gehabt, wenn ihn nicht mein väterlicher Freund, der Schulrat Bieck, mir eingeflößt hätte. Aber wie leichtfüßig ist so ein Vorsatz und wie schwerfällig die Ausführung! Der Gedanke an das Examen machte mir Herzklopfen. Wie ein hoher, steiler Berg lag es vor mir; aber hinauf mußte ich, das hatte ich versprochen, und meine Stellung hing davon ab.

Wenn aber der Versuch mißlang? Schreckliche Möglichkeit! Mit 35 Jahren, einem Weibe und drei Kindern durchs

Examen fallen: konnte dann meines Bleibens noch länger in E. sein? Der Gedanke machte mir Herzweh. Mein Mut und mein Selbstvertrauen sind nie zu groß gewesen; nur Augenblicke der Erregung und die unerbittliche Pflicht schnellten sie häufig über ihre natürliche Leistungsgrenze hinaus. Auf diese Triebkräfte rechnete ich. Für Naturen meines Schlages ist's gut, wenn das Geschick sie wider Willen in Lagen bringt, wo sie mit dem Aufgebot aller Kraft sich durchschlagen müssen, wo die Begeisterung als Herold voraneilt und die Pflicht dann Heeresfolge leisten muß.

Ich mußte! Also dran und drauf und thun, was möglich ist, um den Erfolg zu sichern! Manches thut beim Examen der neckische Zufall, mehr aber die ernste Vorbereitung. Dem Zufall vertrauen, heißt auf Seifenblasen reiten.

Meine Studien waren bisher planlos gewesen, da kein anderer Sporn als meine Lernlust und kein ander Ziel als der Bildungszuwachs mich getrieben hatten. Nun mußte nach einem festen Plane und mit gesammelter Kraft einem äußeren Ziele zugestrebt werden.

Gute Winke gab mir mein väterlicher Freund, der Schulrat. Aus den Prüfungsakten der letzten zehn Jahre teilte er mir die verschiedenen Aufgaben für die Rektoratsprüfung mit, um meinen Studien dadurch Richtpunkte zu geben.

Sehr förderlich wurde mir der Fund eines guten Arbeitsgenossen. Eines Tages fand ich bei meinem Rektor einen stattlichen jungen Mann, der mir als Rector designatus A. vorgestellt wurde. Er überragte mich an Länge, war dunkel von Haar und Haut, Blick und Bart, trug eine Brille und das Haupt etwas seitlich vorgeneigt, als ob er mit Auge und Ohr stets auf scharfer Wacht sei.

„Herr A. ist in gleicher Lage wie Sie! Er steht vor dem Rektoratsexamen!“ sagte mein Direktor.

„So liegt auf unsern Herzen die gleiche Angst und vor unsern Augen die gleiche Aussicht!“ erwiderte ich.

„Gleiches Schicksal soll sich in Gesellschaft leichter tragen!" sagte A.

„Und gemeinsame Arbeit eines Gespanns besser fördern als die eines Einspänners!" fügte der Rektor hinzu.

„Sicher!" rief ich aus. „Wie wäre es denn, wenn wir uns gemeinsam an die Vorbereitungsarbeit machten? Einer wird dadurch zum Treiber und Regler des andern!"

„Ich bin gern bereit!" sagte A. „Ich bin aber ein bedächtiges Roß; werden Sie nicht zu rasch voran eilen?"

„Das ist ja gut; dann ergänzen wir uns! Der eine flügelt, und der andere zügelt!" meinte ich.

Wir plauderten noch dies und das und verständigten uns unter des Rektors Beirat über einen vorläufigen Arbeitsplan. Wir wollten beide in denselben Büchern bestimmte Abschnitte durcharbeiten, dann wöchentlich an einem oder zwei Nachmittagen zusammen kommen, um uns wechselseitig freie Vorträge über das Einstudierte zu halten und es auf dem Wege der Besprechung besser zu klären und geistig sicherer zu erarbeiten. Der Plan erwies sich als äußerst zweckmäßig, die gemeinsame Arbeit als sehr förderlich. Wir hielten uns beide in Atem, trieben uns gleichen Schrittes vorwärts, suchten im Gesprächskampfe Klarheit über dunkle oder schwierige Punkte und eroberten uns so den Lernstoff geistig und nicht nur mechanisch.

Dabei verlegten wir unsere Arbeit auf genußreiche Spaziergänge oder in schöne Gärten, so daß Leib und Seele dabei gewannen.

Im Laufe unserer langen Arbeitsgemeinschaft stellten sich nicht wenig Gegensätze in unserm Wesen heraus, aber sie führten nie zur Entzweiung, sondern nur zu ernstem Zusammennehmen. A. war kühl und bedächtig, ich rasch und feurig, er zäh festhaltend, ich schnell erfassend, er das Wort knapp und sorgsam abwägend, ich damit übersprudelnd und verschwenderisch, er mehr auf logische Folge, ich auf Reichtum

der Gedanken bedacht, er kühl und genau alles berechnend, ich ohne viel Überlegung auf die Ziele losstürmend. Wenn wir auch innerlich nicht zu Zwillingsfreunden zusammenwuchsen, so lernten wir uns doch verstehen, schätzen und wert halten. Ich erinnere mich nicht, daß wir je entzweit oder mißgestimmt auseinander gegangen wären.

Von den durchstudierten Werken machte ich mir übersichtliche Auszüge, die immer wieder überflogen wurden. Einige der Werke, die mich damals besonders fesselten und in meinen Absichten förderten, will ich hier namentlich aufführen. Sie haben bis heute ihre Anziehungskraft nicht verloren.

Seit den vortrefflichen Aphorismen von L. Kellner, die mich schon als jungen Lehrer begeisterten und bereicherten, hatte kein pädagogisches Werk so packend und fesselnd auf mich gewirkt wie Kehrs Praxis der Volksschule. Das Buch war mir so aus der Seele geschrieben, entsprach meinem Denken, Empfinden und Erfahren in so ungewöhnlicher Weise, daß ich immer meinte, das müsse ich schon gelesen oder — erlebt haben. Noch heute geht mir's ähnlich mit allem, was der treffliche Kehr geschrieben hat; ich möchte mich immer fragen: Ist's sein oder dein? Hat er's geschrieben oder du? Ja, geschrieben hat er's, aber erlebt habe ich's auch! Er ist ein kundiger Dolmetscher der Lehrerseele, der Lehrerarbeit und der Lehrererfahrung!

Aus Palmers Evangelischer Pädagogik trugen wir viel Gutes heim, schweiften aber auch ohne Seelenschaden ins gegnerische Lager zu Dr. Dittes, arbeiteten seinen Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre tüchtig durch und gewannen Hochachtung vor dem klaren Kopfe, der schneidigen Dialektik und der reichen und tiefen Erfahrung des begeisterten Pädagogen.

Zwischen beiden stand der praktische, erfahrene und gemäßigte Gräfe mit seiner Volksschule und gab uns vielfache Anregung.

Joh. Friedr. Herbart nahm uns in seiner „Allgemeinen Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet", in seine strenge wissenschaftliche Gedankenzucht. Es war uns eine eigentümliche Freude, den weit verzweigten pädagogischen Bau auf einheitlicher Grundlage und nach einheitlichem Plane aufgeführt zu sehen. Doch regte sich nicht selten der Widerspruch in uns, wenn dem System zuliebe der einfachen Erfahrung und Praxis Gewalt angethan schien und manche schlichte Sache mit wunderlichem Namen genannt wurde.

Die Geschichte der Pädagogik lernten wir nach Dr. Karl Schmidts großem, geistvollem, und nach Karl von Raumers gründlichem und anmutig geschriebenem Werke. Zum erstenmal hörten wir die einzelnen Stimmen unserer großen Pädagogen zu schönem Konzert zusammenklingen und lernten die pädagogische Einzelleistung unter großem Gesichtspunkte und im Zusammenhange der Kulturentwicklung betrachten. In der Begründung des Einzelnen durch seine Gedankenunterlage und in seiner Beziehung zum Ganzen liegt die wissenschaftliche Behandlung.

Namen wie Joh. Sturm, Valentin Trotzendorf, Baco v. Verulam, Michael Montaigne, Wolfgang Ratichius, Amos Comenius, Aug. Herm. Francke, Jean Jacques Rousseau (dessen „Emil" mir mein Freund B. zur französischen Lektüre schenkte), Rochow, Basedow, Salzmann, Pestalozzi, Niemeyer, Schwarz, Sailer und Overberg, Graser und Stephani, Dinter und Harnisch, Gräfe und Diesterweg u. a. wurden zu lebensvollen Personen, zu Trägern bedeutender Gedanken, zu unermüdlichen und begeisterten Arbeitern am Webstuhl der Zeit und ihrer Kultur. Das war auch eine „Wolke von Zeugen" für die Wahrheit, Größe und Schönheit unseres Berufes. Neben dem Wissen schöpften wir auch Begeisterung aus diesen frischen, tiefen Brunnen.

Neben den fachwissenschaftlichen Werken der Pädagogik

wurde auch noch jedes einzelne Unterrichtsfach an der Hand eines bewährten Führers durchwandert.

Es war eine Zeit voll Arbeit und voll Freude, voll mühsamen Suchens und erfreulichen Findens. „Wir fanden unsere Helden, denen wir die Wege zum Olymp nacharbeiteten." Wollte uns angesichts der Stoffmassen das Herz manchmal schwer werden, so trugen uns bedeutende Gedanken, die wir unsern geistigen Königen nachdachten und für uns eroberten, über alle Schwierigkeiten hinweg. Der freie Bericht des einen, die ruhige Kritik des andern und die gemeinsame Debatte setzten Geist, Herz und Sprache in den Besitz der geistigen Schätze.

Endlich nahte die Arbeit ihrem Ende, und der Examentag, der unsere Mühe krönen sollte, rückte heran. Mein Rektor hatte mir ein ebenso gründliches und sachkundiges wie wohlwollendes Zeugnis ausgestellt, ebenso der Schulrat, und so war ich vom Provinzialschulkollegium zum Examen zugelassen worden, obgleich mich noch niemand zum Rektor begehrte wie meinen Freund A.

Den Tag vor dem Examen saßen wir noch einmal zusammen in dem schönen öffentlichen Garten, dessen Bäume und Büsche schweigsam und ohne Dank so oft unsere Vorträge und Debatten angehört hatten. An einem Glase Wein wollten wir uns Mut und Freudigkeit trinken, ich aber holte mir nichts als erbärmliche Kopfschmerzen, die mich an den beiden Examentagen dergestalt peinigten, daß ich mich nur durch eisernen Willen und nasse Umschläge aufrecht erhalten konnte. Dabei sagte der Provinzialschulrat auch noch spöttisch: „Das kennen wir schon! Jedes Examen pflegt Kopfschmerzen zu machen!"

Die zweitägige Prüfung war ziemlich eingehend schriftlich und mündlich, theoretisch und praktisch. Der Provinzialschulrat Dr. T. war nicht der Mann, der die Prüflinge auf Rosenblättern spazieren fuhr. Wenn auch nicht der hundertste

Teil dessen gefordert wurde, was wir gelernt hatten und wußten, so hätte doch kein Stück der Rüstung fehlen dürfen, denn überall hin flogen die Pfeile. Und wer konnte wissen, ob nicht gerade auf die ungeschützte Stelle der Examinator sein Geschoß richtete?

Und lernt man denn nur für die Prüfung? Sie zieht bloß die Summe der Lernposten; aber ohne sie würde mancher Posten nicht ins Exempel kommen.

Mein Schicksals- und Arbeitsgenosse war glücklicher als ich; er hatte keine Kopfschmerzen und wurde doch weniger gekeltert als ich. Zuletzt war ich so mürbe und matt, daß mir der Examenausfall fast gleichgiltig erschien.

Alles in der Welt endet, auch ein Rektorexamen mit Kopfschmerzen. Und das unsere endete gut. Nach kurzem Hangen und Bangen wußten wir unser Geschick. Die ungeheure Spannung der Erwartung löste sich so schlicht und klanglos in die drei Wörtchen auf: „Sie haben bestanden!“ Unsere Zeugnisse erhielten wir später. Sie waren gut und so völlig gleich, daß sie sich nur durch die Namen unterschieden.

Wie die Examensorge zu den drückendsten Gewichtsteinen, so gehörte die Examenfreude zu den Hochkurven des schwankenden Wagebalkens „Leben“.

Aber ich fand in mir nicht einmal die Kraft zur Freude, so abgespannt war ich außen und innen, auch verdrießlich über manche halb verfehlte Leistung, die ich viel besser zu machen wußte.

Mein sonst so ernster und schweigsamer Arbeitsgenosse dagegen empfand voll und ganz das Hochgefühl des glücklich bestandenen Examens. Er plauderte so froh und stolz, daß man merkte, wie er von dem erstiegenen Berge die Welt unter sich im Sonnenglanze sah. Ihn führte das bestandene Examen wie eine offene Thür geradewegs in das Rektorat und an den Traualtar.

Ganz rein und groß war die Freude meines Weibes.

„Gottlob, daß die Nachtarbeit nun ein Ende hat, daß ich wieder einen Gatten und die Kinder wieder einen Vater haben!" sagte sie und seufzte erleichtert auf. Sie hatte Grund zum Seufzen gehabt, denn Tag und Nacht war ich zwischen Büchern vergraben oder auf Arbeitswegen draußen gewesen. Wie oft bezahlt die Familie, ja das Herz, was das geistige Streben gekostet hat!

Als meine körperliche und gemütliche Spannkraft wiederkehrte, da freute auch ich mich von Herzen des geglückten Schrittes. Eine unerläßliche Pflicht war erfüllt, ein Ehrenpfand eingelöst. Nun konnte der Pulsschlag der geistigen Bewegung wieder auf „regelmäßig" herabgestimmt werden. Daß das Examen zugleich den Schlagbaum zu einer weiteren Rennbahn aufzog, das kam mir nicht in den Sinn. Den richtigen „Strebersinn" habe ich nie gehabt. Ich war so glücklich in meinen neuen Beziehungen, daß ich an eine Veränderung nicht dachte.

Es ist oft die Frage erhoben worden, ob höhere Prüfungen im Schulamte für leitende Stellungen nötig und ersprießlich seien, und ob nicht die bewährte Tüchtigkeit eine viel bessere Bürgschaft für ein Führeramt biete. Ich muß zugeben, daß ein Wettrennen zwischen den Prüfungsparagraphen sein Bedenkliches hat, daß es den Ehrgeiz und das Strebertum aufstacheln kann, daß die bestandene Prüfung nicht immer eine höhere Befähigung zum Leiter einschließt, daß mancher Examenheld ein schlechter Arbeitsheld, mancher Arbeitsheld aber ein schlechter Examenheld ist: aber es muß allgemeine Normen und Maßstäbe, eine Art öffentlicher Eichungsämter auch für das Wissensgut geben. Sie nötigen zu energischer Arbeit und zu gründlicher Umschau auf dem ganzen Lerngebiete, öffnen die geistige Rennbahn für jeden und halten dem Neide und der Mäkelsucht einen Berechtigungsschein entgegen.

Daneben sollte man allerdings der bewährten Tüchtigkeit im Schulamte, die sich auf mühsamen Märschen des Marschall=

stabes wert gezeigt hat, denselben nicht versagen, wenn er auch nicht durch Examenkünste erworben ist.

3. Wie ich einen Einblick in die Wissenschaftlichkeit gewann.

Niemand verstand es besser als unser Leiter, die Geister in Bewegung zu setzen. Freudig und freiwillig oder mürrisch und widerwillig, folgen mußte ihm jeder. Wer widerstrebte, der wurde mürbe gemacht, ja zertreten. Seinen Zielen strebte er mit einer Zähigkeit zu, die viele Eigensinn und Hartnäckigkeit nannten. Das Vollgefühl seiner Verantwortlichkeit nannten sie Stolz und Anmaßung, seine unerbittlichen Arbeitsforderungen Despotismus, das — auch gesellige — Zusammenschweißen des Kollegiums unerträglichen Zwang. Wer den Mann nicht kannte, der stieß sich an seinen Kanten und Ecken; wer ihn ganz kannte und verstand, der mußte ihn bewundern und lieben. „Nur das Gemeine verkennt man selten;" das Große meistert jeder. Alle bessern Elemente des Kollegiums wußte der Rektor anzuziehen und festzuhalten.

Niemals habe ich ein mannhafteres Eintreten für die eigene Überzeugung, niemals eine schroffere Abkehr von der Charakterlosigkeit, niemals ein wärmeres und zäheres Einstehen für die Interessen der Schule und ihrer Lehrer, niemals Ernst und Liebe, Strenge und Milde in schönerer Vereinigung gesehen. Er riß uns fort, indem er uns überzeugte; er kettete uns an sich, indem er sich uns ganz widmete; er begeisterte uns, indem er selbst in Wort und That das Banner der Pflichttreue und Standesehre vorantrug.

Daß er auch die kleine Politik verstand, mit den Mängeln und Schwächen der Menschen rechnete und alles seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte, darob wird ihn niemand schelten, der weiß, mit wie viel Menschlichkeit alles hienieden gemengt ist. Das große Rad des Fortschritts wird durch viele kleine Räder in Bewegung gesetzt. Die Rennbahn des Rechten und Guten

ist durch allerlei Felsblöcke eingeengt; Vorsicht und Klugheit müssen sie hinwegräumen.

Besonders waren die Konferenzen das Schmiedefeuer, in dem der Rektor sich ein einheitliches Kollegium zusammenschweißte. Wöchentlich wurden zwei gehalten, eine amtliche und eine freie. In der ersten war die Schularbeit der Mittelpunkt, in der zweiten die wissenschaftliche Tüchtigung der Lehrer der Zweck. Der Besuch der ersten war geboten, die Teilnahme an der zweiten freigestellt.

Aber wehe dem, der die Freiheit mißbrauchte und ohne genügende Entschuldigung wegblieb! Kühle Zurückhaltung, scharfer Spott und direkte Fragen stachelten ihn so lange, bis er freiwillig auf die „Besuchsfreiheit" verzichtete.

„Hat man auch einmal die Ehre, den Herrn X. in unserer Mitte zu sehen? Sie versäumen doch nicht etwa Wichtigeres, wenn Sie zu uns kommen? — Wie viel haben Sie gestern Abend im Skat gewonnen? — Der Herr Doktor hatten wohl gestern Abend wissenschaftliche Kopfschmerzen? Oder ging Ihr Wochenkalender falsch?"

Solche und ähnliche Fragen wirkten wie Nesselhaare auf der Haut. Keiner wagte zu fehlen. Doch stärker als die Furcht vor dem Unwillen des Rektors zog das Interesse an der Sache und die Hochachtung vor ihm, seinem Charakter und seinem Streben.

Es war in den Konferenzen stets interessant und meist behaglich und gemütlich. Nur wenn sein Widerspruchsgeist durch Bummelei, seichtes Geschwätz, unsachliche Einwendungen gereizt wurde, da flogen und sprühten die Bombensplitter umher, und mancher duckte sich unwillkürlich vor den Blitzen aus den erloschenen Augen. Die gewaltige Persönlichkeit des Leiters und der gute Geist im Kollegium ließen eine grundsätzliche Opposition gar nicht aufkommen und brachten abweichende Stimmen bald zum Schweigen.

In den amtlichen Konferenzen wurden alle wichtigeren Vorgänge aus dem Schulleben der Woche besprochen und für

die Gesamtarbeit nutzbar gemacht. Besonders wurde auf einheitliche Erziehungsmaßnahmen gedrungen. In bunter Folge kamen unterrichtliche und erziehliche, organisatorische und disziplinarische Vorgänge zur Verhandlung. Alles für jeden, und jedes für alle! war die Losung. Die Einigung der Arbeiter, die Einigkeit der Arbeit und die Verständigung über leitende Gedanken wie über kleine Maßregeln ist wohl nie besser als unter Weises Rektorate in einem vielgliedrigen Schulkörper erreicht worden.

In den freien wissenschaftlichen Abendkonferenzen wurden bestimmte Fragen in gründlichster Weise behandelt. So haben wir uns lange mit der pädagogischen Strafe nach Wesen, Art, Wirkung, Abstufung 2c., mit dem Familienprinzip (nach Dörpfeld), mit dem Herbartschen System der Pädagogik u. a. beschäftigt.

Der begeisterte Herbartianer Dr. Fr. gab meist eine thesenartige Unterlage für den lustigen Tanz des Wortgefechts, und ich faßte als ständiger Schriftführer das Ergebnis zusammen. Diese Arbeit ist für mein Denken und Schreiben von großem Segen gewesen.

Obwohl W. ein konservativer und strenggläubiger Mann war, so schwur er doch auf keine Autorität, ließ schonungslos das „Ewiggestrige" über die Klinge springen und flickte auch den „zitierten Größen" oft garstig am Zeuge. Dr. Fr. kam mit seinen Sätzen über das Familienprinzip, die wissenschaftliche Pädagogik, die Humanität in der Strafe 2c. oft arg ins Gedränge. Manchmal mußte sich der gute Mann, wenn er seinen Widerstand nicht aufgab, auch einfach niederschreien lassen, denn des Rektors Stimme war stärker als seine. Aber darum keine Feindschaft nicht! hieß jedesmal der Schlußvers.

An der „wissenschaftlichen Pädagogik" nach Herbart hatte ich großes Gefallen. Ich fand meine Erfahrungen planmäßig geordnet und in „vornehmer" Sprache ausgedrückt. Wenn mir auch nichts völlig fremd und neu war, so freute mich doch

die Herrschaft eines Gedankens, der das Einzelne erklärte, ordnete, gliederte und in ein höheres Licht rückte. Ich gewann neue Maßstäbe für meine Beobachtung, für mein Urteil, für die Sichtung meiner Vorstellungen, für die Aufhellung von Dunkelheiten ꝛc.

Mein Rektor wunderte sich über die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der ich Herbarts Gedanken erfaßte und frei anwandte, und meinte, ich müsse schon früher fleißig Psychologie getrieben haben.

„Meine Kinder und ich selbst waren meine einzigen psychologischen Leitfäden!" erwiderte ich. „Das Erfahrungsmaterial, das Herbart verarbeitet, findet sich ziemlich vollständig in mir vor, nur manche verbindende Gedankenfäden, der systematische Aufbau, die Einordnung der einzelnen Thätigkeiten in das Ganze und die wissenschaftliche Kunstsprache sind mir neu."

Darauf meinte W.: „Wieder ein Beweis, daß sich nur aufgrund einer empirisch gewonnenen Erfahrungssumme wissenschaftlich mit Erfolg operieren läßt! Erst Empirie, dann Wissenschaft! Wissenschaftliche Pädagogik auf dem Seminare würde mehr schaden als nützen. Keinem Seminarlehrer aber sollte bei der pädagogischen Übung und Schulung der Zöglinge die wissenschaftliche Begründung und Unterlage fehlen. Lernen kann man auf empirischem Wege, aber wahrhaft erziehlich lehren kann nur der Psychologe. Die schwerfällige Schulsprache der Wissenschaft ist dazu nicht nötig. Wenn der Name nur die Sache trifft! Ob Herbart oder ein anderer dabei Pate gestanden hat, ist einerlei!"

„Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor!" fügte ich mit Goethes Wort hinzu.

Manchmal äußerte der Rektor gegen mich seinen Verdruß darüber, daß zu wenige der Konferenzgenossen ihm in das Gebiet des abstrakten Denkens zu folgen und mit ihm zu „philosophieren" vermöchten.

„Der Gedanke, der Gedanke" ist in der Seminarbildung vernachlässigt! rief er. „Und er ist doch das Schöpfe-

rische im Thun und der Lichtträger auf dunkler Arbeitsbahn!“

Dann brach in ihm ein gewisser Stolz auf seine „akademische Bildung“ durch: „Es ist doch eine andere Schulung der Geister! Das Seminar bleibt zu sehr in den Stoffmassen hängen, die Universität aber hebt über den Stoff, um ihn frei zu beleuchten und zu beherrschen, und führt in ihn, um ihn zu begründen und in den rechten Zusammenhang zu bringen.“

Ich erwiderte darauf: „Auch ich beurteile die Bildung nach der erlangten Herrschaft über den Gedanken und die Sprache. Ich finde sie in der Summe richtiger Vorstellungen, in der logischen und freien Verbindung und Verwertung derselben, in der Art ihrer mündlichen und schriftlichen Darstellung und in ihrem Einfluß auf den Willen und das sittliche Leben. Ordnen, erhellen und begründen kann der Gedanke den Stoff, schaffen aber kann er ihn nicht; vieles Stoffliche will gelernt und nicht bloß erdacht sein. Das Seminar hält in erster Linie auf Sicherheit und methodische Zurüstung des Lernstoffes, — wie kann man anders lehren? — schult aber auch dabei so viel wie möglich das Denken. Zu einer so eingehenden Pflege des abstrakten Denkens wie auf dem Gymnasium und der Universität fehlt ihm allerdings die Zeit. Für die Arbeit in der Volksschule ist Sicherheit und Klarheit im Stoffbesitz sowie Geschick in der methodischen Verwertung jedenfalls wichtiger als eine philosophische Schulung. Wie der Stoff ohne Gedankenunterlage zur mechanischen Drillung verleitet, so verführt der Gedanke ohne sichern Stoffbesitz zu leerem Vagabundentum.“

Der Rektor nickte. „Wir verstehen uns!“ sagte er befriedigt.

Zu andern Zeiten ging er dem akademischen Stolze hart zu Leibe und erhob die Arbeit der seminarisch gebildeten Lehrer hoch über die der akademischen. „Wenig Kenntnisse und keine Erkenntnis haben die gelehrten Herren!“ rief er

aus. „Es fehlt ihnen meist der Blick für das wahre Bedürfnis der Kinder, das Geschick zur Verwandlung eines Lernstoffes in Bildungsstoff, die Unterordnung unter die Aufgabe, die Selbstbeschränkung, die Bescheidenheit! In ihrem Hochmut halten sie die Arbeit für zu kleinlich, sich für zu gut für diesen und jenen Platz. Unglaubliche Verblendung, sich zu gut für die Pflichterfüllung bis ins kleinste und einzelnste zu halten!"

Häufig endeten unsere Konferenzen mit erfrischenden Ausflügen in die schöne Umgebung der Stadt. Da wirbelten dann Laune, Witz und Geist mit den Lerchen um die Wette empor. Auch sonst wurden oft gemeinsame Gänge und Ausflüge unternommen. Sie waren ein schöner Kitt für das amtsbrüderliche Einvernehmen. Wer daran teilgenommen hat, wird sie lebenslang nicht vergessen. Der ernste, strenge Rektor trat uns da menschlich und herzlich nahe. Neben der Hochachtung und Bewunderung konnte auch die Liebe keimen und wurzeln.

Manchem freilich war der ungewöhnliche Mann in seiner geistigen Bedeutung, beruflichen Strenge und schneidigen Weise unbequem, und manchmal mag sich im geheimen diese und jene Faust geballt haben und bittere Rede hin und her geflogen sein. „Ein selbstisches Gemüt kann nicht der Qual des engen Neids entfliehn."

Für mich, meinen Geist, mein Herz, meine Pädagogik und meine Zukunft ist der Mann viel, sehr viel geworden. Nur mit meinem Leben wird meine Dankbarkeit erlöschen.

Seine Fehler, die mit seinen Vorzügen untrennbar verwachsen waren, sind mir nie anders als Sonnenflecken erschienen.

4. Eine Lehrprobe von entscheidenden Folgen.

In der obersten Knabenklasse hatte ich den Geschichtsunterricht zu erteilen. Der Lehrplan schrieb griechische und römische Geschichte vor. Da mir der Stoff fast fremd geworden war, so mußte ich ihn neu erarbeiten. Mein Führer war dabei Dittmar mit seiner Geschichte der Welt.

Eines Tages erschien der Rektor in meiner Klasse und hörte die ganze Stunde hindurch zu. Ich hatte mich sorgfältig auf die „Religion der Griechen" vorbereitet und hielt den Knaben einen langen Vortrag. Als ich endlich wiederholen wollte, zeigte die Glocke den Schluß der Stunde an. Auf dem Heimwege führte ich den Rektor zu seiner Wohnung; seine Sehkraft war allmählich ganz erloschen. Aber seine blinden Augen sahen mehr als viele sehende. Sein scharfes Ohr, seine gespannte Aufmerksamkeit, seine Kombinationsgabe, seine Erinnerung und sein inneres Sehen ersetzten in wunderbarer Weise das äußere Augenlicht. Nur einen Zug von Mißtrauen brachte der Mangel des Gesichts nach und nach in seine offene, wahre Natur.

„Wie sind Sie zufrieden mit Ihrer heutigen Lektion?" fragte er.

„Nicht besonders!" war meine Antwort. „Wie schon oft, hatte ich mich wieder über den Umfang des Materials geirrt. Ich bin nicht zur Wiederholung gekommen!"

„Für Sie und mich war die Lehrstunde anziehend, für die Knaben ein Schlag ins Wasser!" sagte der Rektor unbarmherzig.

„Sollte wirklich alles gefehlt sein?" fragte ich betroffen.

„Alles!" beharrte er schonungslos. „Die Knaben haben von Ihrem schönen Vortrage, der einem Professor Ehre gemacht hätte, nichts behalten. Sie werden es bei der Wiederholung in der nächsten Stunde sehen. Nicht was wir lehren, sondern was die Kinder lernen, das entscheidet über den Wert des Unterrichts."

„So schlimm kann ich mir's nicht denken!" sagte ich unmutig.

„Wir werden sehen!" fuhr er fort. „Ich werde selbst wieder zur Stunde kommen."

(Ich bemerke hier gleich, daß dies geschah. Die Wiederholung ging ganz schlecht. Nur ärmliche Scherben waren von dem schönen Gefäße übrig. In mir kochte es, und gewiß

hätte ich die Burschen mörderlich herunter schandiert und Strafarbeiten auf sie gehagelt, wenn der Rektor nicht dabei gewesen und die innere Beschämung ein Zügel geworden wäre. „Ach, unsre Thaten selbst so gut wie unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang!" Mit David mußte ich an die Brust schlagen und sprechen: „Ich habe gesündigt und mißgehandelt, was haben denn diese Schafe gethan?")

„Habe ich allein durch die Länge des Vortrags gesündigt?" fragte ich zaghaft.

„Nicht allein!" antwortete er. „Abgesehen von dem gewandten und poetisch angehauchten Vortrage, war eigentlich alles verfehlt."

„Was meinen Sie mit dem „alles"?" fragte ich.

„Nur die Wahrheit macht uns frei, darum sage ich sie Ihnen ohne Rückhalt!" fuhr er fort. „1) Sie hatten keine Fühlung mit dem kindlichen Anschauungskreise und dem kindlichen Interesse. Sie verfielen in den Fehler der meisten „Wissenschaftlichen", indem Sie a) wenig nach den Vorbedingungen des Verständnisses in der Kindesseele, nach den vorhandenen Haken zur Anknüpfung des Neuen fragten, und b) indem Sie Ihr eigenes Interesse mit dem der Kinder verwechselten. Weil Ihnen der Stoff in dieser Form interessant und verständlich war, so glaubten Sie ihn auch interessant und faßlich für die Kinder. Dabei geht's aber zwischen Lehrer- und Kindergeist, wie wenn sich zwei entgegen gehen und sich suchen; aber sie verfehlen einander.

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen!" sagt Goethe. Wie oft ist's aber ein Irrtum! —

„2) Sie wußten sich nicht im Stoff zu beschränken, nicht gehörig zu scheiden zwischen dem Notwendigen und dem Wünschenswerten. Sie gaben viel zu viel und verwechselten Ihre Fassungskraft mit der kindlichen. Wer mehr giebt, als das Kind fassen und behalten kann, der treibt eine schlimme

Verschwendung mit dem Stoff, der Zeit, der Kraft und der Liebe. Wer zu viel erreichen will, der erreicht nichts. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last!“

„3) Sie haben den Stoff nicht sorgfältig gegliedert und dadurch die Erfassung, den Überblick und das Behalten erschwert. Ihr Vortrag glich einem langen, unzerreißbaren Seile ohne Knoten, einer langen Wanderung ohne Ruhepunkte. Wir nehmen zwar neue Bilder gern als Totaleindrücke auf, aber wir verstehen und behalten das Ganze nur, wenn wir es in seine natürlichen Glieder zerlegen und bei der Betrachtung dem Auge und dem Geiste Ruhepunkte gönnen. So sucht das Auge in der Summe der Erscheinungen Ruhepunkte, der Fuß auf der Wanderung ab und zu Halt, der fromme Katholik auf der Wallfahrt die einzelnen Stationen, die Hand bei der Arbeit Ruhepausen, der Geist in der Gedankenkette natürliche Glieder und Einschnitte. Zum Besitz des Ganzen gelangen wir nur durch Teilung. „Divide et impera!“ Bei einer ruhelosen Hatz durch das Ganze ohne Besinnung auf die Teile gehen Interesse und Segen verloren. Haben Sie bei Ihrer Präparation sich nicht auch das ganze Pensum in Teile zerlegt und so eingeprägt? Die Gesetze Ihres Lernens sollten Sie doch auch auf Ihre Kinder anwenden! „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen.“ Sich verstehen, lehrt in andre gehen!

„4) Die methodische Trias: Anschauung, Einsicht und Einübung, ohne welche kein fruchtbarer Unterricht denkbar ist, kam nicht zu klarer und scharfer Anwendung. Sie haben zwar versucht, den spröden Stoff anschaulich darzubieten, aber vieles ist vielen unklar geblieben. Ein Anschauungsmittel haben Sie nicht angewandt, die Anknüpfung an Bekanntes und Verwandtes nur spärlich versucht. Denk- und Beziehungsfragen haben Sie nur wenig gestellt, darum ist keine tiefere Einsicht in die Begründung des Stoffes, in die verschiedenen Beziehungen und in den Zusammenhang

des Einzelnen mit dem Ganzen erzielt. Die Kinder brauchten weiter nichts als zuzuhören und das Vorgedachte bestenfalls nachzudenken. Frei und selbständig wird man aber nur durch Selbstthätigkeit.

„Ganz versäumt haben Sie die Einprägung. Was wir nicht können, wissen wir auch nicht. Wovon wir nicht mit Zunge oder Feder Rechenschaft geben können, das besitzen wir auch nicht. Es sind leere Ausflüchte, wenn man sagt: Ich weiß es zwar, kann es aber nicht ausdrücken! Der Mangel an sicherer Einübung trägt mit die Schuld an der Oberflächlichkeit unserer Zeit, an dem seichten Schwatzen über alles und an der geringen Einsicht in den Grund und Zusammenhang der Dinge. „Das Leben lehrt dann jedem — mit Erschrecken —, was er sei und kann.“ Was er in seiner jeweiligen Lage braucht, wird er häufig nicht besitzen. Gehört, gehabt hat er's aber in der Schule! „Wenig, aber sicher!“ sei unsere Losung beim Lehren und Lernen. Was wir nicht geschaut, erkannt und geübt haben, das ist nicht unser, hilft uns nichts.“

„Viel Niederschlagendes und viel Erhebendes haben Sie gesagt!“ schloß ich kleinmütig und doch dankbar. „Das Rechte zu erkennen ist Gewinn, der nimmer uns entrissen werden kann,“ sage ich mit Goethe. „Ich habe Sie verstanden und gebe Ihnen völlig recht, aber mächtiger als theoretische Belehrung wirkt das lebendige Vorbild. Darf ich nicht einmal eine Geschichtslektion von Ihnen hören?“

„Warum nicht?“ war die Antwort. „Kommen Sie morgen von 11—12 Uhr in die dritte Klasse, da werden Sie Gelegenheit haben, meine Theorie mit der Praxis zu vergleichen. Vielleicht werden Sie still denken: „Zu strenge Forderung ist verborgener Stolz!“ Im voraus sage ich Ihnen, daß ich nicht zu den methodisch glücklich begabten Lehrern gehöre. Ich habe alles mühsam lernen müssen. Dem Willen und dem Fleiß danke ich mehr als der Begabung.“

Ich stellte mich rechtzeitig ein und hörte des Rektors Probelektion in der Geschichte. Er behandelte Heinrich I. von Sachsen. Bei seiner anschaulichen, aber zuweilen stockenden Darbietung tastete er immer vorsichtig und umsichtig in dem Vorstellungskreise der Kinder nach Anknüpfungspunkten umher und stellte das Neue stets auf festen, bekannten Grund und Boden. Das den Kindern bekannte Gedicht Vogls: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd", nahm er zum Ausgangspunkte. Zuerst erzählte er von der Wahl Heinrichs, erinnerte an Saul, der die verlorenen Eselinnen seines Vaters suchte und eine Königskrone fand, fragte das Erzählte ab, flocht Denk- und Beziehungsfragen ein und ließ dann alles im Zusammenhange erst von einem begabten und dann von einem schwächeren Schüler wiedergeben. Einzelne Denkfragen waren: Wodurch war das Kaiseransehen gesunken? Was lenkte die Wahl auf Heinrich? Warum ließ er sich nicht zum Kaiser krönen, sondern blieb nur deutscher König?

Ähnlich verfuhr er bei dem zweiten Abschnitt: Unterwerfung der Vasallen, und beim dritten: Gründung und Befestigung der Städte. Weiter kam er nicht. Was er behandelt hatte, das wußten die Kinder ziemlich sicher. Der Erwerb war ein geistiger und gedächtnismäßiger. Die folgenden Punkte seiner Stoffordnung waren: 4. Siege über die Grenzvölker. 5. Vernichtung der Magyaren. 6. Heinrichs Ende und seine Gattin Mathilde.

Diese Lektion und die vorangehende theoretische Besprechung wurden bahnbrechend für mein methodisches Verständnis und meine methodische Übung. Ich arbeitete mich derart in die Gedanken und die Weise meines Meisters ein, daß er später einmal sagte: „Sie übertreffen mich, besonders, weil Ihnen eine fließendere Sprache, eine lebhaftere Phantasie und eine poetischere Auffassung zu Gebote stehen. Ich bin glücklich über einen solchen Nachahmer!"

Ihm besonders zu Dank erteilte ich den naturkundlichen Unterricht in den oberen Mädchenklassen. Daß ich den toten Merkstoff beschränkte, dagegen das Leben in der Natur mit lebhaften Farben malte, hatte seinen ganzen Beifall.

„Sie müssen in dieser Weise eine Naturgeschichte schreiben!" sagte er eines Tages. Und in der That ist nach Jahren aus den sorgfältigen Vorbereitungen jener Tage der I. Kursus meiner illustrierten Naturgeschichte (6. Aufl. von W. Machold, bei Herrosé in Wittenberg) entstanden.

In meinem geistig und herzlich so vertrauten Verkehr mit dem Rektor W. habe ich oft die Wahrheit der Goetheschen Worte aus „Tasso" empfunden: „Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn, der überzeugt, indem er uns gebietet!" und: „O gönne mir die Lust, die schönste guter Menschen, sich dem Bessern vertrauend, ohne Rückhalt hinzugeben!"

5. Was ich durch Privatunterricht und fremdsprachliche Studien gewann.

Mein trefflicher Schulrat verlor auch die Wirtschaftsfrage für mich nicht aus dem Auge und wies mir lohnenden Privatunterricht zu, der mich zugleich zu allerlei Studien nötigte. So gesellte sich zum Geldgewinn der geistige.

Die sechzehnjährige Tochter einer Generalin sollte ich in Litteratur und Mythologie unterweisen. „Das ist doch die beste Würze einer gebildeten Unterhaltung!" meinte die Mutter.

Die Tochter schien wenig begabt, ja zuweilen völlig teilnahmlos. Ich arbeitete mich tüchtig in den Stoff ein, merkte aber bald, daß meine Schülerin nur ein einseitiges Interesse für dies und das und gar kein Verständnis für systematische Unterscheidungen hatte. Gefühl und Phantasie waren Riesen, Verstand und Gedächtnis Zwerge. Nach dieser Beobachtung richtete ich meine Methode ein. Ich sichtete und beschränkte das Merkmaterial auf das geringste Maß, kleidete alles in

die faßlichste und schönste Form und ermutigte das Fräulein zu kleinen dichterischen Versuchen, zum Nachschaffen des Schönen, nachdem wir uns bemüht hatten, dem Dichter in seiner Werkstätte etwas von dem Geheimnis des Schaffens, und seien es nur ein paar ärmliche Kunstgriffe, abzulauschen.

Der Erfolg war überraschend. Das Fräulein wachte gleichsam aus dem Schlafe auf, zeigte Interesse und Fleiß und brachte manche hübsche Leistung zustande, die ich ihr früher nie zugetraut hätte. Wie mancher Mensch hat in sich eine verschlossene Kammer, worin sein bestes Gut liegt! Aber der Schlüssel dazu fehlt. Wer ihn findet, gilt als Schatzgräber und hat dann leichte Arbeit. Würden wir das Lernen und die Lernenden schärfer in ihrer Eigenart beobachten, so könnten wir manche Mühe, manchen Verdruß und manchen Lufthieb sparen. Es will mich bedünken, daß viel zu viel nach der bekannten Schablone drauf los gelehrt und gelernt wird.

Die Mutter, welche oft mit den Lehrern gewechselt hatte, war hocherfreut über den erwachten Lern- und Schaffenstrieb ihrer Tochter und behandelte mich mit großer Freundlichkeit. Als ich später infolge meiner Versetzung den Unterricht einstellte, da wußte sie ihres Bedauerns kein Ende über den „unersetzlichen Verlust.“

Mit besonderer Freude denke ich an den Unterricht, welchen ich vier jungen Damen aus den besten Familien behufs Vorbereitung auf das Lehrerinnen-Examen erteilte. Die hübschen Erscheinungen, die feinen gesellschaftlichen Umgangsformen, das nachhaltige Lerninteresse, das rasche Verständnis, der unendliche Fleiß und die warme Dankbarkeit hatten etwas überaus Wohlthuendes. Fast empfing ich mehr, als ich gab. Etwas echt Weibliches war die Angst vor dem Examen. Fast jede Unterrichtsstunde endete mit einer Trost- und Stärkungsrede. Jeder mißglückte Versuch, z. B. in den Lehrproben mit meiner ältesten Tochter und ihren Freundinnen oder bei der Lösung nachgeahmter Prüfungsaufgaben, stürzte wie ein Berg auf die

armen Herzen und machte sie so mutlos, daß sie schier fahnenflüchtig zu werden drohten. Eine der jungen Damen, die am schwächsten begabt und dazu kränklich war, gab in der That ihren Vorsatz auf und kehrte an den häuslichen Herd zurück. Die drei andern aber bestanden, wie ich vorausgesehen und gesagt, teilweise mit Auszeichnung das Examen und sind treffliche Lehrerinnen geworden. Noch heute zähle ich die freundliche Erinnerung an sie und den Verkehr mit ihnen zu meinen schönen Erwerbnissen in E.

Kaum war dieser Kursus zu Ende, so rückte eine neue Rekrutin an, der mein Rektor den Weg zu mir gewiesen hatte. Sie war die Tochter eines beliebten Kapellmeisters, den der Tod plötzlich aus der Mitte der Seinen gerissen hatte, ohne daß die Existenz der Familie ganz gesichert gewesen wäre.

Die Sorge für die Zukunft, eine warme Kinderliebe und ein lebhafter Lerndrang hatten Frl. A. M. den Entschluß, Lehrerin zu werden, eingegeben. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod!“ sprach sie Goethe nach. Ihr Unterricht unterschied sich von dem der früheren Schülerinnen dadurch, daß Frl. M. weniger streng bei der Sache blieb und gern allerlei schöngeistige Kreuz- und Querzüge zwischen die trockenen Lerndinge schob. Ihr Interesse war ein so vielseitiges, daß sich's nur widerstrebend an *eine* Sache fesseln ließ. Mit einer gewissen Unerbittlichkeit mußte man ihren wanderlustigen Geist bei dem festhalten, was gerade dran war.

Auch sie bestand das Examen und erhielt eine Stelle an unserer Schule. Bis heute hat sie mir die wärmste Dankbarkeit und Freundschaft bewahrt. So abhold ich der Überladung der Hand mit Ringen bin, so trage ich doch noch heute den Siegelring, den sie mir am Tage des glücklich bestandenen Examens schenkte.

Für den Unterricht junger Damen habe ich seit jener Zeit eine Vorliebe behalten. Wie viel Freude und wie viel Dank ist mir dadurch zugewachsen! —

In mäßigem Tempo setzte ich meine englischen und französischen Studien fort. Ich wollte nicht wieder verlieren, was ich so mühsam gewonnen hatte. Festhalten ist nicht minder schwer als gewinnen und erfordert stete Übung und Besitzrevision. In einigen Klassen gab ich französischen Unterricht und las jeden Tag einen englischen und französischen Abschnitt.

Was ich im Kriegsjahre 1870—71 im Französischen that und erlebte, das erzähle ich wohl in einem späteren Kapitel.

Eines Tages war ich beim Rektor, um ihn in seinen amtlichen Arbeiten und Schreibereien zu unterstützen. Ich fand bei ihm einen Kollegen, dessen Begabung und Tüchtigkeit ich willig anerkannte, dessen Wesen mir aber wenig sympathisch war. Er war es gewesen, der vor meiner Übersiedelung den Direktor gegen mich einzunehmen versucht hatte. Er mochte dabei im guten Glauben gehandelt haben. Längst hatte ich ihm verziehen und würde den kleinen Anstoß ganz vergessen haben, wenn unser gemeinsames Leben und Arbeiten nicht den ungünstigen Eindruck immer wieder erneuert hätte. Er kam mir hämisch, neidisch und bitter vor. Dafür hatte ich kaum Verständnis, aber eine recht schmerzhafte Empfindlichkeit.

Der Kollege hatte weder Präparande noch Seminar besucht und sich unter den allerschwierigsten Verhältnissen mit eisernem Willen empor gearbeitet. Die Erfolge seines angestrengten Strebens hatten ihn mit stolzem Selbstgefühl erfüllt. Seinem Talent und seinem Willen traute er alles zu. In der That hat er noch die Universität besucht, den Doktortitel erworben und als Institutsgründer sich den Direktortitel beigelegt. Sein Ich war der König, dem alles dienst- und tributpflichtig sein mußte. So geschickt er jede Gelegenheit zum Lernen zu finden und zu benutzen wußte, so rücksichtslos stieß er jede Leiter um, die ihn höher gebracht hatte, und fragte dabei auch wenig nach denen, welche die Leiter gehalten hatten.

Für die Schwächen anderer hatte er ein scharfes Auge

und einen gepfefferten Sarkasmus. In aufrichtiger Frömmigkeit sah er meist Heuchelei, in bescheidener Fügsamkeit Charakterlosigkeit. Gewaltiglich fuhr er in seinem Urteil einher über all die armen Geisterlein und schwachmütigen Seelen, zu denen er auch mich zählte. Ich mied den Verkehr mit ihm eher, als daß ich ihn suchte. Diesen Mann fand ich beim Direktor, der ihn schätzte und zuweilen zu schriftlichen Arbeiten heranzog.

„Sie kommen wie gerufen!" meinte der letztere. „Herr X. wünscht lateinischen Unterricht von mir. Wollen Sie nicht teilnehmen?"

„Unter drei Jochen gehe ich schon — Schule, Privatunterricht und Examenvorbereitung —, wird ein viertes nicht zu viel werden?" wandte ich ein.

„Vielleicht stellt es das Gleichgewicht her!" meinte er. Machen Sie einen Versuch! Wer da hat, dem wird gegeben! So geht's auch mit der Arbeit. Die arbeitsseligsten Menschen bringen eher eine neue Pflicht unter als die satten und säumigen! „Gebrauch der Zeit, sie geht so schnell von hinnen; doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen!" rufe ich Ihnen mit Goethe zu."

„Erhoffen Sie von lateinischen Studien wirklich noch einen Nutzen für meine Bildung?" fragte ich.

„Wenn keinen Nutzen, so doch eine Freude!" meinte mein Rektor. „Der unbewußte Drang Ihres Wesens sucht überall die geistige und historische Unterlage. Warum nicht auch für das Englische und Französische? Früher oder später wird dieser Drang in Ihnen übermächtig werden. Die geistige Eroberungslust gleicht darin der Ländergier der Eroberer."

„In Gottes Namen denn!" sagte ich. „Machen Sie einen Versuch mit mir! Im voraus sage ich Ihnen, daß meine Begabung nicht auf dem fremdsprachlichen Gebiete liegt. Jedenfalls hat sie zu lange brach gelegen und ist verkümmert. Zum Vokabellernen gehört das frische, mechanische Gedächtnis der Jugend."

„Fleiß ist auch Begabung und Verstand das beste Gedächtnis!“ meinte der Rektor.

Nach der Vorschule zu den lateinischen Klassikern von Wilhelm Scheele begannen wir nun den neuen Arbeitslauf. Die Zahl meiner wöchentlichen Unterrichtsstunden stieg dadurch auf 48.

Mein Arbeitsgenosse war mir in der Erfassung der Formen zweifellos überlegen, dagegen drang ich rascher in den Geist der lateinischen Schriftsteller ein und fand manches gefühlsmäßig. In mechanischen Dingen bin ich nie ein Held gewesen. Zu den Vorzügen unseres Lernbuches gehörte der klassische Inhalt schon der ersten Übungssätze. Und nach bedeutendem Inhalte ging beim Lernen immer mein Verlangen. Daher habe ich wohl nie der Mathematik großes Interesse abgewinnen können, denn diese sicherste aller Wissenschaften ist eigentlich doch inhaltsleer.

Unser blinder Direktor zeigte seine ganze Tüchtigkeit als Lehrer in unserem lateinischen Unterrichte. Ohne zu sehen, öffnete er uns die Augen. Er war der Leiter, wir aber waren die Finder. Selbst die Fehler in den schriftlichen Übungen erriet er, so daß sicherlich nicht viele stehen geblieben sind. Die Stunden hielt er möglichst pünktlich, und jede vergebliche Abschweifung vermied er.

Wenn ich auch kein tüchtiger Lateiner geworden bin, so danke ich ihm doch das Erschließen dieses neuen Bildungsgebietes, das Finden der Wurzeln und Beziehungen zwischen den vier Sprachen: deutsch, englisch, französisch und lateinisch und die Fähigkeit, sprachvergleichende Werke zu verstehen und mit Nutzen zu studieren.

Nur 2½ Jahr blieb ich in E., aber es ist die reichste Lernzeit meines Lebens. Für Geist und Beruf gewann ich mehr als in den zehn vorhergehenden Jahren. Was wirken doch Muster und Gelegenheit!

6. Ich und die Deutsche Lehrerzeitung.

Wenn ich in meinen „Brosamen der Erinnerung" allem nachspüre, was mein Werden beeinflußt hat, so darf ich meine alte Freundin, die Deutsche Lehrerzeitung, nicht vergessen. Sie ist mir als treffliches Förderungsmittel, und ihre Herausgeber sind mir als Bannerträger der Lehrerehre und der Schularbeit wert geworden. „Erkenne, welchen Wert die Treue wahrer Freunde hat und wie die weite Welt die nächsten nicht ersetzt."

Freundschaften entstehen durch gleichen Pulsschlag des Lebens und Strebens. Warum nicht auch zwischen einem Menschen und einem Blatte?

Wenn zwanzigjährige Jubiläen Sitte wären, so würde ich am 1. Januar 1887 mein Freundesjubiläum mit der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung gefeiert haben, denn in Nr. 1 des Jahrganges 1867 erschien mein erster Beitrag „Die Poesie in der Volksschule" als Leitartikel.

Nachdem ich einmal den Fuß in ihren Steigbügel gesetzt, hat sie mich nicht wieder los gelassen. Sie hat mich getragen, und ich habe ihr manches Bröslein zugetragen die 20 Jahre lang. Sie hat mich geistig und beruflich gefördert, ja meinen Namen weithin bekannt gemacht. Ohne das Drängen ihres Herausgebers, Moritz Kleinert, wären meine „Brosamen" wahrscheinlich ungesammelt geblieben.

An Jubeltagen gehen Herz und Mund auf, und von der Vergangenheit hebt sich der Schleier. Auf die Gefahr hin, daß man mich zu den „geschwätzigen Alten" zählt, muß ich erzählen, wie sich unser Bund geschlossen hat. Es giebt dabei nicht viel Merkwürdiges zu berichten, aber die Liebe kleidet allwegs schön und giebt dem Schlichtesten eine gewisse Anmut.

Erst als gereifter Mann habe ich mich in die öffentliche Rennbahn der Feder gewagt. Zuvor aber hatte ich ganze Stöße für mich, den Papierkorb und einige Freunde geschrie-

ben. Die frühreifen Schreibgenies, die mit ihrem jugendlichen Sturm und Drang nicht zeitig genug die Blättlein durchbrausen können, sind nicht nach meinem Geschmack. Erst reifen, dann reden!

Für den „Weihnachtsbaum" 1862, den Dr. Friedr. Hofmann in Leipzig zum Besten armer Kinder herausgab, hatte mir die treffliche, geistvolle Frau meines Lehrers ein Märlein abzulocken gewußt, und dem „Schulblatt der Provinz Sachsen" hatte ich einige Beiträge geschickt. In die Deutsche Lehrerzeitung hatte ich mich nicht gewagt. Zwar las ich sie vom Beginn meiner Lehrerlaufbahn an, — denn mein unvergleichlicher König, der „Dorfschulmeister von Gottes Gnaden", las sie, also mußte sie mir auch recht sein, — mich aber als Mitkoch für ihre Küche zu melden, das schien mir ein allzu kühnes Unterfangen.

Erst nach elfjähriger Amtsführung, gegen Ende des Jahres 1866, faßte ich mir ein Herz und sandte einen Artikel an den damaligen Redakteur, den jetzigen Oberschulrat A. Berthelt. Still blieb es drauf. Schon glaubte ich meine Bogen unter andern Papierleichen begraben, als mich plötzlich ihre Auferstehung überraschte.

In den ersten Tagen des neuen Jahres kam der Bote aus der Buchhandlung der Kreisstadt und überbrachte mir, in Papier geschlagen, meine Sachen. Außerdem kramte er vor mir auf dem Tische allerlei Probestücke aus, darunter auch eine Probenummer der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung. Ich warf einen Blick darauf. Himmel! stand da nicht vornan „Die Poesie in der Volksschule"? Geschwind erhaschte ich mit scheuem Blick einige Sätze. Kein Zweifel, ich war's selbst, dem die Zeitung im neuen Jahre das erste Wort gegönnt hatte!

Schier laut gingen meine Pulse, und schwach ward mir's in den Knieen vor Erregung. Endlich hatte der Bote seine papierne Weisheit eingepackt und sich getrollt.

Mit heißem Atem las ich meine eigenen Worte. Sie

waren mir inzwischen fremd geworden und muteten mich wie Neues an. Zum zweitenmal las ich sie, nun mit kritischem Auge. So ein heimgekehrtes Kind, das uns draußen fast fremd geworden, muß sich schon zwei-, dreimal küssen und streicheln lassen; das ist so Vater- und Mutterart!

Doch jede Festfreude verrauscht, und jeder Hochgesang verklingt, auch der Rausch der jungen Autorenfreude, und das flutende Leben kommt immer wieder in das breite, sichere Bett des Alltags und der Alltagsarbeit.

Der Juli war gekommen und ich im Garten thätig. Da nahte mein Weib und bat um einige Thaler zu einem Wams für unsern Buben. „Aus dem alten ist er ganz 'rausgewachsen!" klagte sie.

Alles andere wäre mir in dem Augenblicke lieber gewesen als diese Forderung.

Wenn mich die Schulmeisternot auch nie in ihrer häßlichsten Gestalt wie ein gewappneter Mann überfallen hat, so bin ich doch oft in Geldverlegenheit gewesen. Ich war zwar kein guter Finanzmeister, hatte aber eine gute wirtschaftliche Gewohnheit, von der ich nicht abwich: „Ich borgte nicht, und wenn das Bedürfnis noch heißer auf die Finger brannte!" Wenn auch mancher Verdruß aus dieser Regel wuchs, so erhielt sie mir doch geordnete Verhältnisse. Bei der Bitte meines Weibes zog ich meine Börse und schüttete den Inhalt in die flache Hand. Es wäre unnötig gewesen, denn ich wußte ganz genau, wie tief die Ebbe stand. Der Frau hielt ich die Hand mit den zwölf Groschen hin und sagte: „Das ist mein ganzes Geld!"

Sie seufzte: „Ist das ein Elend! Nackt und barfuß müssen die Kinder noch gehn!" und wandte sich murrend zum Gehen.

„Ihr Weiber wißt's mit Euren Wünschen immer so gut zu treffen, daß der Mann müßte aus Steinen Brot und aus Häcksel Gold machen können, wenn er Euch stets zufrieden stellen wollte!" sagte ich verdrießlich.

Mein Weib war gar nicht unbillig in ihren Wünschen, ja verzichtete für sich fast auf alles, aber wunderbar gut traf sie's immer mit ihren Herzenswünschen für die Kinder und die Wirtschaft: ich hatte meist einen leeren Beutel!

Das kleine Begebnis verstimmte mich. Wie ich nun hin und her sann, wo ich mit dem Stabe an einen Felsen schlagen könnte, damit einige Tröpflein herausliefen, brachte der Postbote einen Brief mit unbekannter Aufschrift. Ich öffnete hastig, da flatterte etwas zur Erde. Ich hob es auf, es war ein Fünfthalerschein. Merkwürdig! Nun las ich den kurzen Brief, in dem der Schein gelegen hatte. Er lautete:

Hochgeehrter Herr Kollege! Inliegend erhalten Sie für Ihren Aufsatz in Nr. 1 der Deutschen Lehrerzeitung das entfallende Honorar von fünf Thalern. Ich weiß wohl, daß dies ein geringes Entgelt für Ihre Mühe ist, allein die Mittel der Zeitung erlauben noch keinen höheren Honorarsatz. Mag Ihnen der Gedanke, den deutschen Lehrern einen Dienst erwiesen und manchem einen Genuß bereitet zu haben, den übrigen Lohn ersetzen. Mit der freundlichen Bitte, daß Sie der Deutschen Lehrerzeitung auch fernerhin Ihre thätige Teilnahme schenken mögen, grüßt Sie herzlichst

Dresden, den 3. Juli 1867. Ihr

A. Berthelt.

Alles so schlicht und natürlich und doch für mich in der augenblicklichen Lage fast wunderbar! Das Geld beseitigte die kleine Verlegenheit, der freundliche Brief die unbehagliche Stimmung. Rasch eilte ich zu meiner Frau und reichte ihr das wertvolle Papierstücklein. Sie sah mich erstaunt an und meinte: „So hast Du doch noch einen verborgenen Schatz?"

„Nein, das ist vom Himmel geflattert!" sagte ich lächelnd. „Man muß nur recht zu fangen und zu finden verstehen."

Sie sah mich verständnislos an, da reichte ich ihr den Brief, und mit großen Augen las sie ihn.

„So geschehen heute noch Wunder und fällt heute noch Manna vom Himmel!" sagte sie gläubig und gerührt.

In dem glücklichen Zusammentreffen von Hilfe und Not sieht das Herz so gern das wunderbare Hereingreifen einer Vaterhand, die unsere kleinen und großen Geschicke lenkt.

Das war mein erstes Honorar, und unvergeßlich bleibt mir's. Hunderte von Thalern sind später in einem Briefe angekommen, aber sie haben nicht vermocht, mir eine so reine, hohe Freude zu bereiten wie jene fünf Thaler.

Groß oder klein wird eine Sache nur durch die Maßstäbe. Messen Not und Bescheidenheit eine helfende That, so erscheint sie groß, und in wahrer Dankbarkeit klopft das Herz. Trete ich mit hohen Ansprüchen an bescheidene Gaben heran, so kommen sie mir klein und verächtlich vor. Wollt ihr dankbare und glückliche Menschen erziehen, so stimmt die Ansprüche herab, verwöhnt das Gemüt nicht durch Gabenfülle und gewöhnt nicht an allerlei kostspielige Bedürfnisse! Das giebt bescheidene Maßstäbe, dankbare Herzen und glückliche Menschen.

Mit Lust ging ich nun in den Ferien an neue Arbeit mit der Feder. „Saure Wochen, frohe Feste!" war der neue Artikel überschrieben. Ich wog darin gewissenhaft die Arbeit des Lehrers gegen den ihm gegönnten Lebensgenuß ab.

Der Aufsatz fand so ungeteilten Beifall, daß der Redakteur mich, den unbekannten Fremdling, bat, für die auf der Lehrerversammlung in Kassel zur Verteilung kommende Nummer einen Stimmungsartikel zu schreiben.

„Sie sind Poet, und Poeten haben Weit- und Tiefblick. Sie werden schon das rechte Wort für den Tag treffen und die rechte Stimmung fördern helfen!" schrieb mir der freundliche Berthelt.

„Frische Nahrung, neues Blut!" hieß der Artikel, den ich abfaßte und der in der That in Kassel zur Verteilung kam.

„Sie kommen doch auch nach Kassel?" fragte mich Berthelt in jenem Briefe, und seitdem bohrte und wühlte der Gedanke

in mir. Endlich ward ich mit meinem Freunde Hesse, dem Genossen meiner ersten Wanderfahrt zu einer thüringischen Lehrerversammlung, einig, in der Pfingstwoche 1868 nach Kassel zu ziehen.

Die Geldfrage steht bei solchen Lehrerplänen stets im Vordergrunde. Wenn in einer Familie sieben Menschen sich ein ganzes Jahr lang in 400 Thaler teilen, da trägt's eigentlich keinem noch besondere Reisekosten, auch dem Hausvater nicht.

Ein glücklicher Umstand schien helfen zu wollen. Mein Patron, der adelige Gutsherr, ließ sein erstes Söhnlein taufen. Sechs Paten aus seiner vornehmen Verwandtschaft wählte er dazu. Und es war Sitte im Ort, daß jeder Pate ein Geldstück für den Kantor in das Taufbecken legte. Nun rechnete ich so: „Unter einem Dukaten kann der Herr Baron und unter einem Thaler kein Pate geben; thut zusammen gegen zehn Thaler; damit reist ein bescheidener Mann gut und gern nach Kassel und wieder heim."

Der Tauftag kam. Mit dem Pfarrer wanderte ich aufs Schloß, trug aber schon einen Verdruß im Herzen. Der Pfarrer war durch ein Brieflein zum Taufschmause eingeladen worden, ich nicht. Nach dem Schmause fragte ich nichts, wohl aber fühlte ich tief die Zurücksetzung. Sie war um so schmerzlicher, als der Baron mir sehr freundlich gesinnt und überhaupt ein liebenswürdiger, durchaus nicht stolzer Mann war, mit dem ich öfter verkehrte.

Die Taufe war vorüber, und aufs dringendste lud mich der Baron zum Bleiben ein. Zuletzt umringten mich auch eine Anzahl der Gäste und nötigten an mir herum mit freundlichen Worten, aber keine zehn Pferde hätten vermocht, mich an einem Orte festzuhalten, wo ich mich als Geduldeter und Überflüssiger fühlen mußte. Demütig bekennen wir uns alle als unseres Gottes Almosenempfänger, aber bei Menschen soll keiner nach Ehren und guten Bissen betteln gehen. Gerade der Lehrer soll seine Selbstachtung bewahren und fest auf

seinem bescheidenen Ehrenplatze stehen, weil andere ihn so gern als zweifelhaftes Subjekt hin und her schieben möchten. Wer seinen festen Platz auf der Rangleiter hat, der braucht sich nicht durch kleine Püffe verletzt zu fühlen. Wer aber sein Recht auf einen verdienten Ehrenplatz bestritten sieht, der sucht es selber eifersüchtig zu wahren. Ich dachte so: „Rechnet ihr mich zu den Gebildeten, und wollt ihr mich in eurer gebildeten Gesellschaft haben, so beachtet auch gegen mich alle Formen, die ihr anderen Gebildeten schuldig zu sein glaubt. Ich will nicht durch gelegentliches Dabehalten als Unberechtigter in eure Mitte geraten!

„Schulmeisterstolz! Eigensinnige Schrullen!" werden sie hinter mir gesagt haben. Lieber hätten sie bedenken sollen, daß man solchen, die niedriger oder auf einer zweifelhaften Rangstufe stehen, die zarteste Rücksicht schuldig ist. An wunden Punkten schmerzt die rauhe Berührung am heftigsten. So widerlich mir das Vordrängen und Wichtigmachen der Lehrer ist, ebenso wenig mag ich's leiden, daß sie sich hudeln und in die Ecke drängen lassen, nach Gunst und guten Bissen auf die Jagd gehen und für Fußtritte mit unterthänigen Bücklingen danken. Jeder Mann und jedes Amt hat eine Würde zu bewahren. Das darf der Lehrer nie vergessen!

In das Taufbecken hatten die Paten weder etwas Klingendes noch etwas Klappendes fallen lassen. „Als gebildete Leute befreien sie sich von dem Banne der Dorfsitte; morgen werden sie es in einem Briefe schicken!" dachte ich.

Der Morgen kam, aber kein Brief und kein Geld. Endlich am dritten Tage langte von einer Patin, der mir sehr lieben älteren Schwester des Barons, ein artiges Brieflein mit ihrem Thaler an. Die anderen aber waren von hinnen gezogen und hatten entweder die Sitte nicht gekannt, oder sich von ihr entbunden, oder den kleinen Tribut vergessen. Auch der Gutsherr vergaß in der Unruhe des Hauses bei dem Kommen und Gehen der Gäste die kleine Schuldigkeit, und

so — hätte ich zu Hause bleiben müssen, wenn nicht ein ander Brünnlein aufgesprungen wäre. Wie oft stimmt in kleinen Verhältnissen das Soll nicht mit dem Haben! Jeder Lehrer weiß davon zu sagen. —

Endlich kam die ersehnte Pfingstwoche, und ich brach mit meinem wackern Freunde H. auf. Über das steinreiche Obereichsfeld fuhren wir auf einem Omnibus.

„Ein armes, ödes Land, dessen Blöße kaum von der Saat bedeckt wird!" sagte ich.

„Aber in erfreulichem Aufblühen!" erwiderte mein Freund. „Sieh nur, wie die Ackerkultur an allen Hängen ihre Finger einschlägt und die Steine beiseit schiebt! Ein fleißiges, genügsames und tüchtiges Volk bewohnt das Eichsfeld, leider zu dicht, so daß der Boden seine Kinder nicht alle zu nähren vermag und sie alljährlich hinaus in die Fremde treibt. Das Wort der Schrift paßt auf sie: Das Land mochte es nicht ertragen, daß sie bei einander wohnten!"

Ein steil abfallender, schön bewaldeter Bergrand, der Dün, scheidet Ober- und Untereichsfeld. Plötzlich öffnete sich vor unserem Blicke die duftige Ferne. Unter uns schmiegte sich ein stattliches Dorf an den Berghang wie ein Kind an die Mutterbrust. Vor uns lag ein weiter Thalkessel mit vielen schönen Ortschaften. Malerisch geformte und schön bewaldete Berge umrahmten ihn. Dahinter erhob sich der blaue Harz mit seinen massigen Bergen.

„Ist das auch noch Eichsfeld?" fragte ich.

„Auch noch!" antwortete H. stolz und glücklich. Er selbst war ein Eichsfelder Kind. „Da giebt's überhaupt noch manches, wovon sich die draußen nichts träumen lassen. Das verrufene Eichsfeld ist nicht so sehr unseres Herrgotts Stiefkind, wie man's draußen verschreit. Von den armen Bettlern, Fabrik- und Feldarbeitern, Wollkämmern und Hausierern, die vom Eichsfelde ins Land hinaus wandern, macht man einen falschen Schluß auf ihre Heimat."

Wir kamen durch das schön gelegene und stattliche Dorf am Fuße der Bergwand.

„Wie heißt dies schöne Dorf!"

„Hagen!"

„Hagen? Da ist ja einer meiner bravsten Schulfreunde Lehrer! Hält der Omnibus?"

„Nein! Er wird seine Not haben, den Zug auf der nächsten Station zu erreichen!"

„So muß ich mich begnügen, dem Schulfreunde einen stummen Gruß zuzuwinken!"

Weiter rollte der Wagen. An der Bahnstation verließen wir den Omnibus und schlugen uns rechts ab, um in W. den Vater und den Bruder meines Freundes zu besuchen. Der Vater war ein emeritierter Lehrer, der Bruder ein reicher Mühlen-, Guts- und Gasthofsbesitzer.

Vor uns gingen zwei Frauen in großen, weißen Kopfhüllen und langen, schwarzen Gewändern.

„Schulschwestern!" sagte mein Freund. „Sie sind ein neuer, eigenartiger Zug in dem Bilde des Eichsfeldes. Durch Fürsorge und Schutz der Geistlichen und die Gunst des Volkes dringen sie mehr und mehr in die Mädchenschulen der Dörfer ein. Die Lehrer sehen sauer dazu."

„Warum?" fragte ich.

„Sie fürchten, daß ihnen Brot und Ehre durch die Schwestern gemindert wird!"

„Wie wäre das möglich?"

„Die Schwestern sind mit einem ganz ärmlichen Gehalte zufrieden und werden von dem Volke wie etwas Höheres verehrt. Das geweihte Kleid bewährt noch immer seinen Zauber! Kommt zu dem Ungewöhnlichen, Geheimnisvollen die Billigkeit, so ist der Bauer für die Sache gewonnen, die Bäuerin aber zweimal!"

„Leisten die Schwestern etwas in der Schule?"

„Man rühmt sie als fleißig, fromm, zurückgezogen, genüg-

sam, geschickt in den weiblichen Arbeiten, fügsam und gehorsam und sagt auch ihrer Schularbeit kein übel Lob!“

„Also billiger und besser als die Lehrer und dazu von religiösem Hauch umflossen? Wer will's da den Gemeinden verdenken, daß sie alle nach Schulschwestern angeln!“ sagte ich.

„Es ist ein Haken dabei!“ meinte mein Freund langsam. „Der Schulze aus jenem Flecken sagte mir vor einiger Zeit, daß in Wahrheit die Schwestern dem Orte höher als die Lehrer zu stehen kämen. Die frommen Weiblein schleppten ihnen in ihrer Verehrung und Opferlust unablässig allerlei gute Dinge zu. Würden diese alle ans Geld geschlagen, so gäbe es ein hübsches Lehrergehältchen. Außerdem hätten die Schwestern einige reiche Mädchen zum Eintritt in den Orden bewogen; deren Vermögen sei in das Kloster geflossen und für den Wohlstand des Ortes verloren.“

„Weißt du Näheres über die Einrichtung dieses Ordens?“ fragte ich.

„Nur einiges!“ war die Antwort. „Die Schwestern stehen unter der Aufsicht des französischen Mutterklosters und werden von Zeit zu Zeit von einer französischen Oberin besucht und überwacht. Sie haben keine staatlichen Prüfungen abgelegt und sind nur infolge einer Vereinbarung mit den staatlichen Behörden widerruflich angestellt. Das Stellengehalt fließt an das Mutterkloster, und von dort empfangen die Schwestern, was sie bedürfen. Ihr Gelübde ist zunächst nicht lebenslänglich und kann nach gewisser Zeit gelöst oder muß erneuert werden!“

„Alles gut!“ sagte ich kopfschüttelnd. „Wenn es nur ehrenvoller für unser Nationalgefühl wäre! Deutsche Lehrerinnen unter französischer Oberaufsicht!“

Mittlerweile hatten wir die Schwestern eingeholt. Wir grüßten, und mein Freund knüpfte in seiner unbefangenen Weise ein Gespräch mit ihnen an. Sie antworteten aber nur

einsilbig und gönnten uns keinen Blick. Diese scheue Zurückhaltung mußte zu ihren Ordenspflichten gehören.

In W. fanden wir die freundlichste Aufnahme. Der Bruder meines Freundes war ein gar weidlicher Mann, aber ein wenig neugierig. Seinen Bruder nahm er auf die Seite und fragte, wer ich eigentlich wäre.

„Von dem wirst Du noch viel hören und erleben!" flüsterte ihm dieser geheimnisvoll zu.

Als ich acht Jahre später als Kreis-Schulinspektor bei dem wackern Manne nächtigte, da sagte er: „Jetzt verstehe ich erst die Worte meines Bruders!"

Ein prächtiger, ehrwürdiger und dabei fröhlicher Greis war der Vater meines Freundes. Er wohnte in der schön gelegenen Mühle und freute sich an dem rauschenden Wasser und dem nahen Walde. Unsern Gesprächen folgte er mit Interesse und Verständnis, und ganz jugendfrisch konnte er bei einer heitern Wendung lachen.

„Wie schön von Wasser und Wald umrauscht wohnen Sie hier!" sagte ich.

„Meine Orgel und mein Chorgesang!" lachte er fröhlich. „Aus der Küster- und Schulmeisterhaut komme ich nicht heraus!"

„Mein Vater ist mit Leidenschaft Schul- und Kirchendiener gewesen!" sagte mein Freund. „Lehrer, Kantor und Organist zu sein, gehört ihm zu den größten Dingen. Daß zwei seiner Söhne diese Ämter bekleiden, ist ihm eine besondere Freude!"

„Ist es auch! Ist es auch!" bestätigte der fast achtzigjährige Greis.

Ein furchtbares Gewitter tobte in der Nacht über Berg und Thal dahin und schoß in Regenströmen nieder.

Am Morgen wanderten wir durch die erfrischte Natur über einen kahlen Bergzug, der eine wundervolle Aussicht bot, nach der nächsten Bahnstation, um uns nach Kassel einzuschiffen.

Manchen Bekannten trafen wir auf ein und der anderen Station, der mit uns die gleiche Straße zog.

„Dort ist ja Berthelt auch!" sagte einer.

„Wer?" fragte ich.

„Direktor Berthelt, der Redakteur der Deutschen Lehrerzeitung!" war die Antwort.

Ich ließ mir den Mann zeigen, den ich verehrte, aber an ihn heran wagte ich mich nicht. Nie habe ich's vermocht, mich an die „Berühmten" heranzuwerfen und dann mit ihrer Bekanntschaft mich wichtig zu machen.

Mein Freund H. hatte mehr Mut und redete beim Aussteigen in Kassel den Herrn Direktor frisch und frei an, zog auch mich herbei und sagte, wer ich wäre. Herr Berthelt drückte mir die Hand, sagte mir einige freundliche Worte und wurde dann von der Flut hinweg geschwemmt.

Ich wurde von meinem lieben H. getrennt und zu einem Architekten ins Freiquartier gewiesen. Derselbe wohnte in einem neuen, schönen Hause, zu dem man durch einen wunderhübschen Garten gelangte. Alles verriet Schönheitssinn und Wohlhabenheit. Die Frau vom Hause saß mit ihren lieblichen drei Mädchen in der Veranda.

Ich überreichte ihr meine Wohnungskarte und sagte: „Man hat den Fremdling zu Ihrer Schwelle gewiesen; werden Sie ihm freundlichst für ein paar Tage Herberge gewähren?"

„Wie gern!" sagte sie. „Seien Sie herzlich willkommen! Wo ist aber der zweite Gast, den wir erbeten hatten?"

Ich wußte nichts von ihm. Sie klingelte hierauf dem Mädchen und ließ mich auf mein Zimmer führen. Was Hübscheres von Zimmer und Aussicht konnte man nicht sehen.

Vor allem befreite ich meine gemarterten Füße aus den neuen Stiefeln, die ich thörichter Weise angezogen hatte. Sie stehen in meinem Gedächtnis so treu als Folterwerkzeuge wie die Freuden als Blumen. Dem wiederholten Rate Jagos in Shakespeares „Othello": „Thu Geld genug in deinen

Beutel!“ füge ich als zweites Reiserezept hinzu: „Und zieh bequeme Stiefel an!“

Gegen drei Uhr wurde ich zum Kaffee in die Veranda gerufen. Der Hausherr war auch da, ein schöner, feiner Mann mit tiefen, klugen Augen. Als Lehrer an der Baugewerkschule in Holzminden hatte er einige Fühlung mit der Pädagogik gewonnen. „Wie ich höre, soll der Zuzug von Lehrern ein bedeutender sein!“ meinte er.

„Kein Wunder!“ sagte ich. „Wetter, Jahreszeit und Kassel locken.“

— „Ja, Kassel!“ sagte sie. „Es ist eine Perle der Städte, das fühlen wir jeden Tag mehr!“

„Man lebt überall, aber doch recht verschieden!“ setzte ich hinzu. „Eine freundliche Wohnstätte gehört als Rahmen des Lebens zu den wesentlichsten Glücksbedingungen, besonders weil man sie täglich und stündlich genießt. Sie haben schier das große Los aus der Urne gezogen!“ Und dabei fuhr ich mit der Hand über Garten und Haus.

„Ja, klein aber fein, das muß wahr sein!“ lächelte die Frau glücklich und stolz. „Dafür hat's aber auch mein lieber Mann gebaut!“

„Wie der Glockengießer in Breslau Glauben und Liebe in seine Glocken goß, so werden Sie Liebe und Glückshoffnung mit hinein gebaut haben!“ sagte ich zu dem Hausherrn.

„An Wünschen und Sorgen hat's beim Bau nicht gefehlt!“ meinte die Frau, und er fügte hinzu: „Zum reinen Glücksgenuß führt der Weg immer durch Unruhen und Dornen.“

Ich nickte. „Nur der Gegensatz erklärt und zeigt, was eine Sache wert ist.“

„Wie trägt die Stadt ihr Geschick, daß sie nun preußisch und keine Residenz mehr ist?“ fragte ich im Laufe der Unterhaltung.

„Mit guter Miene!“ antwortete mein Hauswirt. „Wie viele Schranken sind schon gefallen, Erleichterungen gewährt,

Verschönerungen vorgenommen! Das spricht für die neue Regierung. — Und wo es keine Liebe zu entwurzeln giebt, da ist das Regiment unschwer zu ändern!"

„Manche sollen doch noch zäh an dem alten Kurfürsten hangen?" fragte ich.

„Gewiß!" war die Antwort. „Neigung und Vorteil klammern sich auf jedem Boden an. Allzu groß ist die Zahl in Kassel aber nicht. Es ist den Einwohnern zu wenig Liebes und zu viel Leides geschehen!"

„Wenn die Bauten ein Gradmesser sind, so muß ein neuer Pulsschlag die Stadt beleben, denn überall sieht man bauen, und zwar Prachtbauten!" sagte ich.

„Der beste Gradmesser!" nickte der Architekt befriedigt.

Die drei prächtigen Mädchen tollten im Garten umher.

„Änni, vergiß Deine Klavierstunde nicht!" rief die Mutter.

„Nein!" antwortete das Kind, „aber ich mag die alte Klimperstunde gar nicht!"

„Ob Du sie willst oder nicht, danach werden wir wenig fragen!" sagte die Mutter. „Wir wissen besser als Du, was Dir heilsam ist."

Als die Glocke schlug, eilte das Mädchen an den Flügel und begann die Tasten, ihre Finger und unsere Ohren zu peinigen. Da setzte sich die Mutter zu ihr und leitete mit großer Bestimmtheit und Energie die Übungen. Nicht eher ging sie fürder, bis die Sätze fehlerfrei dahinflossen.

Ich war im Garten auf und ab gegangen und hatte alles mit angehört. „Das Weib ist nicht schwach; es giebt starke Seelen in dem Geschlecht, — und dies gehört dazu!" mußte ich denken. Entschlossenheit und Energie bei schöner Herzensbildung, das waren Charakterzüge, die aus den Augen, den Worten, Bewegungen und Handlungen dieser Frau sofort verständlich sprachen. Je mehr man sie in ihrem häuslichen Walten beobachtete, desto besser gefiel sie einem. Haus und Familie spiegelten ihren Geist und Sinn wieder.

Gegen Abend ging ich zur Vorversammlung. Mit meinem lieben Reisekumpan fand ich mich wieder zusammen und durchzog mit ihm die schöne Stadt bis zur Aue an der Fulda.

Aus dem bunten Gewirre und Getöse des Saales rettete ich mich auf einen schönen Vorsprung des Gartens, der einen unvergleichlichen Blick in die Weite gestattete.

Da saß ein einsamer Mann und blickte hinaus in die dämmernde Landschaft. Ich setzte mich neben ihn mit den Worten: „Es ist ja wohl noch Platz für einen zweiten auf der Bank!“

„Mehr als einer!“ war die Antwort. „Zieht Sie's auch her ins Freie?“ fragte er in der anheimelnden süddeutschen Mundart. „Ja, so ein Trunk aus frischer Natur und so ein Bad in Freiheit, das thut einem verstäubten Schulmeister mal gut!“

Ein Wort gab nun das andere, und es waren meist gute Worte, die der Fremde sprach, so daß ich Respekt vor ihm gewann. Endlich fragte ich ihn um seinen Namen. „I bin der Pfeiffer von Hof!“ sagte er schlicht hin.

„Der Pfeiffer!“ den Namen kannte und den Mann schätzte ich schon. War er nicht der tapfere Obmann der bayerischen Lehrer? Hielt er's nicht mit den Schillerschen Worten: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig!“ und: „Wer durchs Leben sich frisch will wagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein!“?

Ich konnte dem Manne nur einen unbekannten Namen nennen, den er gewiß nach fünf Minuten wieder vergessen hat.

Daß ich von den mannigfaltigen Bildern der Kasseler Lehrerversammlung gerade diese kleine Abendscene behalten habe, ist wohl ein Beweis, wie erfreulich sie mir war. Seit jenem Abende habe ich den unentwegten Fahnenträger des bayerischen Lehrervereins nicht wieder gesehen. Aber von dem Dichterwort klang etwas weiter in mir: „Was für eine wahre, reine Freude ist's, wenn sich eine edle Seele gegen uns öffnet.“

Die Hauptversammlungen fanden in der Orangerie statt. Schöner konnte ernste Arbeit nicht umrahmt sein als durch die prachtvollen Parkanlagen der Aue und die Nachbarschaft des Marmorbades.

Den Vorträgen hörte ich mit Spannung, den Wortgefechten mit Teilnahme zu. Besonders lange und viel wurde über Natur und Kunst in der Erziehung hin und her geredet. Zum erstenmale sah und hörte ich Dr. Dittes, den Gothaer Schulrat, schlicht von Ansehen, mächtig von Geist und scharf von Wort.

Als ich aus dem Gedränge und der Hitze des Saales durch eins der aufgezogenen Fenster ins Freie flüchtete, da traf ich mit einem Kopfe zusammen, der von draußen kam und mir bekannt schien.

„Wollen Sie mal waus?“ fragte der Mann, der kein ordentliches r sprechen konnte.

„Powtowiko!“ rief ich überrascht, und verdutzt sah mich der Kopf an. Es war ein Schulgenosse, dessen w statt r uns oft erheitert hatte. Eines Tages rief er mir mit der ganzen Fülle seiner Primanerwürde zu: „Fuchs, holen Sie miew eine Powtowiko (Portoriko-Zigarre)! Ich will auf die Pawade (Parade) und miew einen Glimmstengel in die Visage stechen!“

„Powtowiko!“ hieß er seitdem. Er sah gut aus. Sein Schwiegervater hatte ein Achtel des großen Loses gewonnen. Sein Quentlein Schulwitz schien zu einem Zentner Schulweisheit geworden zu sein. Ich plauderte ein Weilchen allerlei mit ihm. Wenn man jahrelang zusammen gelebt hat, so erfreut nach langer Trennung ein solch zufälliges Zusammentreffen, auch wenn man sich nicht grade nahe stand.

Abends geriet ich in einen Kreis munterer Lehrer, unter denen ein ältlicher Schulinspektor eine Hauptrolle spielte. Ich glaube, Schlabbert hieß der Mann. Seine hagere Figur, seine langen grauen Haare, seine dicken Lippen und seine ge-

rührten Augen — er war nicht beim ersten Glase! — machten einen eigentümlichen Eindruck. Mit mir redete er viel und gar herzensfreundlich. Ich war dem Alten dafür dankbar und wollte ihm doch zeigen, daß ich seiner Herablassung nicht ganz unwert sei. Aus seinen weiten Taschen kramte er nebst anderem Geschreibsel und Gedrucksel auch Nr. 22 der Deutschen Lehrerzeitung von 1868, die in ganzen Stößen vor dem Versammlungssaale ausgelegt war.

„Frische Nahrung, neues Blut!“ las der Alte. „Ein gutes Wort! Paßt auf so eine Versammlung!“ fügte er hinzu.

„Der Artikel ist von mir!“ sagte ich halb zaghaft und halb kühn.

„Von Dir, Bruder?“ rief der Alte glückselig. „Komm, laß Dich küssen! Du bist mein Mann! Du hast doch nichts gegen das Du?“

„Hört!“ rief er seinen Tischgenossen zu. „Hier haben wir den Redakteur der Deutschen Lehrerzeitung in unserer Mitte. Ein Hoch auf den wackern Mann!“

Ich focht mit Arm und Mund gegen die so freigebig verliehene Ehre und Würde, aber ein brausender Jubelruf mit Gläserklang und Hochgesang donnerte mich nieder und verschlang meine Einsprache.

Viel Ehre und Liebe that mir der Alte an, streichelte mir die Backen, patschelte meine Hände und sagte, als ich zum fünftenmal bat:

„Behandle mich doch nicht als Redakteur, ich bin ja nur Mitarbeiter!“

„Papperlapapp! Bleib's nur! 's ist all ein Thun! Du hast das geschrieben, also bist und bleibst Du Redakteur!“

Als die Wellen der Heiterkeit immer munterer hüpften, stahl ich mich heimlich von den lustigen Gesellen und — von der Redaktion fort.

Ob mein guter Schlabbert wirklich Schulinspektor

war oder nur so einer wie ich ein Redakteur, habe ich nicht erfahren können.

Die zweite Hauptversammlung wurde durch ein Festessen auf der Wilhelmshöhe gekrönt. Besser war das gute Mahl nicht vorzubereiten als durch herrliche Spaziergänge in den unvergleichlichen Anlagen. Alles Schöne hielt da eine Zusammenkunft: Wasser und Wiesen, Wälder und Felsen, Blumen und Statuen, alte Burgen und neue Schlösser.

Das Mahl war von Frohsinn, Geist und Witz begleitet. Besonders wurde der Hauptredner Dr. Wichard Lange gefeiert. Ich hatte bislang noch keinen Vortrag gehört, der mich so hingerissen hätte. Ich brannte vor Verlangen, dem geistvollen und redefertigen Manne auch ein Wort zu sagen.

Nach Tische, als alles durcheinander flutete, traf ich mit ihm zusammen. Er war in froher Weinlaune. „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ stand in seinem Gesichte.

Schüchtern sagte ich zu ihm: „Darf ich Ihnen nicht dankbar die Hand drücken für den heutigen Hochgenuß?“

Er sah mich lächelnd und halb überrascht an, und ich fuhr fort: „Wer wie Sie in Beifall gebadet wird, fragt freilich nach einem Tropfen mehr oder weniger nicht. Wer aber, wie ich, so wenig Gelegenheit hat, die erhebende und ergreifende Macht der menschlichen Rede zu erfahren, dem ist der Ausdruck des Dankes eine Pflicht und eine Erleichterung!“

Dr. Lange reichte mir beide Hände. „Besten Dank für den guten Nachtisch!“ sagte er. „Herzen kann man nicht zu viel gewinnen. Und Ihr's scheint mir nicht zu den unwertesten zu gehören. Hat meine Rede bei Ihnen gezündet, so gebührt dem Hörer mindestens dasselbe Lob wie dem Redner. Sie kennen doch Goethes Wort: „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt?“ “

Nach meinem Namen fragte W. Lange nicht; was hätte es auch geholfen! In solchem Schallmeere verschlingt ein Hall den andern.

Den Direktor Lüben sah ich lange von fern an, aber zu einer Anrede gewann ich nicht den Mut. Der Mann erschien mir zugeknöpft und unnahbar, besonders für die vom Zwergengeschlechte.

In den Parkanlagen unter einem herrlichen Tulpenbaume traf ich beim Hin- und Herschaukeln der Menschenwogen zufällig mit Direktor Berthelt zusammen. Ich grüßte ihn mit gezogenem Hute. Er sah mich ein Weilchen forschend an, dann erinnerte er sich und sagte:

„Ach, Sie sind's, lieber Kollege! Sie haben sich mit Ihren „Sauern Wochen, frohen Festen" viele Verehrer und Freunde gewonnen. Wollen Sie sich nicht an der Preisbewerbung beteiligen?"

Ich zuckte die Achseln und meinte: „Ich wage es kaum! Da haben doch Berufenere den Vortritt!"

Berthelt lächelte. „Sie denken bescheiden von sich; andere urteilen günstiger über Ihre Fähigkeit. Wer wie Sie im Reich des Gedankens daheim ist und die Poesie als Schmuck hat, der darf den Wettkampf schon wagen. Ich meine, ein Preis wäre Ihnen ziemlich sicher!"

„Wecken Sie den Ehrgeiz nicht in mir!" bat ich, und er sagte:

„Nein, nein! der Dämon mag ruhen; aber ab und zu muß man doch diesem und jenem Mut machen und ihm zeigen, was er hat und kann!"

In dem Augenblicke gingen mehrere Herren an uns vorüber und grüßten Berthelt achtungsvoll.

Er winkte ihnen und sagte: „Sie wollten ja gern den Verfasser von „Sauern Wochen, frohen Festen" kennen lernen; hier ist er!"

Er reichte mir die Hand und tauchte in die Menschenflut nieder. Gewiß hat er nicht daran gedacht, daß seine Worte eine Aussaat würden. So säen bedeutende Menschen aus und wissen es kaum. Ein gutes Wort zur rechten Zeit gleicht einer Wünschelrute, die Schätze hebt.

Die sächsischen Lehrer, die Herr Berthelt an mich gewiesen hatte, sagten mir manches freundliche Wort. Einer meinte: „Eigentlich hatte ich mir von dem Verfasser des geistsprühenden Artikels eine andere Vorstellung gemacht!"

Ich erwiderte: „Sie hatten sich einen gewappneten Kriegsmann gedacht, aus dessen Augen Blitze und aus dessen Nase Feuer und Rauchdampf gingen, und finden nun einen schlichten Landschulmeister, wie er im Buche steht. Ich bedaure Sie ob Ihrer Enttäuschung!"

„Da ist nichts zu bedauern!" sagte der Amtsbruder. „Einmal besteht das Leben in einer fortgesetzten Korrektur unserer Vorstellungen, und anderseits ist es erhebend, daß ein schlichter Landschullehrer ein solcher Held der Feder ist. Es beweist die oft bestrittene Wahrheit, daß wir ein größeres Kapital von Tüchtigkeit im Lehrerstande haben, als die Hochmögenden wissen und zugeben wollen!"

Es wurde noch freundlich einiges hin und her geredet, dann trug uns die Woge auseinander.

Die wunderschönen Wasserkünste waren für mich ein Bild, das alles bis jetzt Gesehene verdunkelte. Auch das an einem Abend aufgeführte Schauspiel erfüllte meine höchsten Erwartungen. So hatte ich noch nie meine Gedanken über mimische Darstellung verwirklicht gefunden.

„Doch geflügelt ist das Glück und schwer zu binden!" Nach drei Tagen rüstete ich mich zur Heimfahrt. Innig, fast wehmütig war der Abschied von meinen Gastfreunden. Der Fund rechter Menschen ist immer ein Glücksfall im Leben, ihr Verlust ein Schmerz.

Die Frau vom Hause sagte mit hörbarer Bewegung in der Stimme: „Wir möchten nicht von Ihnen vergessen sein!" Damit reichte sie mir ihre und ihres Mannes Photographie, die mich heute noch erfreuen, wenn ich in das Album sehe.

Mit einem Goetheschen Worte hatte ich meinen „Festartikel" geschlossen:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

Das Wort bewährte auch an mir seine Wahrheit. In der That brachte mich die Versammlung eine Strecke weiter. Der Gedanke, mich bei der Preisbewerbung zu beteiligen, verließ mich nicht mehr. Eine neue Aufgabe bedeutet aber die Mobilmachung geistiger Kräfte.

Außerdem gewann das Gefühl der Standesehre und das Verständnis der Berufsaufgaben eine wesentliche Stärkung. Immer tiefer einzutauchen in das, was uns einigt und tüchtigt, ist das nicht höchster Gewinn? Zu unsern schönsten Freuden gehört das Gefühl, daß wir geistig, sittlich und beruflich vorwärts kommen, daß liebe Genossen unser Streben teilen und unser Wort und Beispiel andern Sporn und Spiegel wird zum Besserwerden.

Ein Reisegewinn war es auch, daß ich die Vertreter der neuern Pädagogik von Angesicht zu Angesicht sah. Wenn sie auch meiner kaum achteten, so hat sich doch ihr Wort und Bild in mir eingeprägt. Wo sich viele Bilder durch Auge und Seele drängen, da muß ein unbedeutendes, zufälliges verschwinden. Wo aber die Empfänglichkeit frisch und scharf, die Aufmerksamkeit unverflacht und unzerstreut auf ein Bild gerichtet ist, da prägt es sich tief und unvergeßlich ein. So trage ich die Bilder von Pfeiffer und Berthelt treu in der Seele, sie aber werden von dem meinen auch nicht die flüchtigste Spur bewahrt haben.

Die Ermutigung Berthelts, mich an der Preisbewerbung zu beteiligen, hat nachgehends ihre Früchte getragen. Fünfmal habe ich auf meine Arbeiten in der Deutschen Lehrer-

zeitung Preise, dreimal den ersten, einmal den ersten und dritten gleichzeitig, erhalten.

Der Geldpreis war dabei das Geringste, der gesteigerte Kraftaufwand das Beste.

Der Deutschen Lehrerzeitung und ihren Herausgebern bin ich treu geblieben, wie auch die Woge der Tagesmeinung stieg und fiel, wie auch mein äußeres Geschick einen raschen Aufwärtsgang nahm, und wie auch einzelne meiner Freunde mir diese Freundschaft verdachten.

Ja, auch verdachten!

So sagte mir ein befreundeter Geistlicher: „Ich begreife eigentlich nicht recht, wie Sie die Deutsche Lehrerzeitung zu Ihrem Leibblatt haben machen können. Sie ist doch politisch ein ziemlich fortschrittliches und kirchlich ein ziemlich freisinniges Blatt. Die politischen und religiösen Anschauungen, die dort zuweilen zum Ausdruck kommen, decken sich doch mit den Ihrigen durchaus nicht!"

Ihm erwiderte ich etwa folgendes: „Meine Anhänglichkeit ist die Erbschaft meines unvergeßlichen König und ein Stück Jugenderinnerung. Mit König habe ich sie gelesen, als junger Mann daraus Begeisterung und Rat und später Anreiz zur Arbeit mit der Feder geschöpft. Mein pädagogisches Leben und Streben ist mit diesem Blatte verwachsen. Schon sein Charakter als Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung hatte etwas Gewinnendes und Verpflichtendes für mich. „Das ganze Deutschland soll es sein!" so klingt es in mir seit meiner Jugend Tagen und leitet meine Neigungen und meine Schritte. Für den deutschen Einheitsgedanken hat die Deutsche Lehrerzeitung mächtig geworben. Sie hat eine deutsche Pädagogik vertreten, ungefärbt durch die einzelnen Landesfarben, und einen deutschen Lehrerstand, unzertrennt durch die Schlagbäume an den Landesgrenzen. In der Pädagogik, um derentwillen ich sie doch lese, vertritt sie im ganzen meinen Standpunkt. Sie will einen geistig, sittlich und beruflich

tüchtigen, ehrenhaften Lehrerstand, eine selbständige, wahrhaft pädagogisch eingerichtete Schule und eine patriotische, religiös-sittliche und praktische Schul- und Volkserziehung. Das will ich auch! Als Organ für Politik und Theologie giebt sich die Deutsche Lehrerzeitung nirgends aus. Tritt ab und zu ein freisinniger politischer und kirchlicher Standpunkt zutage, so hat gewiß das Interesse der Schule diesen Standpunkt im freiheitlichen, jedoch nie extremen Sinne beeinflußt. Finde ich mich mit solchen politischen oder religiösen Ansichten nicht in Übereinstimmung, nun, so gehe ich dran vorüber! Ich habe nie von allen Bäumen eine Rinde und von meinen Freunden vollste Übereinstimmung aller Ansichten bis ins einzelnste verlangt. Wo ist dies hienieden überhaupt möglich? Unsere Freunde tragen uns in unserer Eigenart, sollten wir nicht dieselbe Pflicht gegen sie haben?

„So lange die Deutsche Lehrerzeitung ihrer pädagogischen Aufgabe getreu bleibt und dem deutschen Lehrerstande das Banner der Lehrerehre und Berufstüchtigkeit voranträgt, werde ich zu ihrer Gefolgschaft gehören."

7. Wie viel oder wie wenig ich 1869 in der Reichshauptstadt fand.

Der gleichförmige Wellenschlag der Alltagsarbeit giebt dem Leben zwar eine ruhige Sicherheit, kann aber auch den Geist einlullen und seine Spannkraft lähmen. Der Wechsel unterhält nicht nur, er rüttelt auch auf und ruft zur Rüstung für die neue Lage. „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. Im engen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

Jede Entwicklung bedarf treibender Kräfte, ja kräftiger Anstöße. Wie könnte sich das Lenzwunder in der Natur schöner und schöner mit jedem Tage entfalten, wenn nicht die milden Lüfte erwachten und wehten, die Sonne höher und

höher stiege und immer wärmere Liebesblicke zur Erde hernieder sendete, wenn nicht die Frühlingsstürme erbrausten und die Lenzregen herniederrauschten!

Der Entwicklungsgang des geistigen Lebens würde sich verlangsamen, wenn nicht von Zeit zu Zeit in die Werkstätte des Geistes ein frischer Hauch anfachend führe, und der geistige Horizont würde sich verengen, wenn nicht ab und zu ein Aufstieg zu den Bergen ihn weitete und den Blick schärfte. „Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen, denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, und nur das Leben lehrt jedem, was er sei."

Jeder hat in dem wunderbaren Netze der menschlichen Arbeit seine kleine Einzelmasche; aber nur der ist ein rechter Arbeiter, der seine Masche im Zusammenhange mit dem ganzen Netze erkennt und sich selbst als Mitarbeiter an einem gemeinsamen Werke fühlt. Das Gefühl der Gemeinschaft und Einheit adelt die Arbeit und stärkt Kraft und Mut. Einem jedem muß sein Besitz und seine Aufgabe ab und zu im rechten Lichte und Zusammenhange gezeigt werden.

Die rechte Erkenntnis eines Platzes in dem Gesamtgewebe der Arbeit macht einerseits bescheiden und anderseits mutig. Bescheiden: denn wie klein ist mein Anteil am ganzen! Mutig: denn wie groß ist das Werk und die Zahl der Arbeiter!

Die Bekanntschaft mit den Meistern des Faches giebt uns Maßstäbe für die eigene Arbeit. Ohne solche Maßstäbe vermessen wir allzuleicht uns selbst und unsere Arbeit. „Es ist hohe Lust, das Bessere zu sehen und zu hören und dem Besseren vertrauend ohne Rückhalt sich hinzugeben."

Und noch eins! Wir stehen im Leben und arbeiten fürs Leben, und kennen's oft nicht! „Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt." Wie soll da die Schule dem Leben dienen? Eine Reise mit offenen Sinnen ist ein Griff ins volle Menschen-

leben, ein tiefer, erquickender Trunk aus freier Natur und ein wirksames Berufsstudium.

Wie groß die Welt und wie klein mein stiller Winkel, wie schwach ich allein und wie stark die Gesamtheit, wie vielerlei uns einigt und stärkt oder trennt und schwächt, wie hoch die Berufsziele und wie mannigfaltig und mühselig die Wege zur Höhe, wie hell das heilige Feuer der Berufsliebe brennt und wie erhebend eine rechte Bundesgenossenschaft ist: das alles sieht, hört und lernt sich auf einer Lehrerversammlung.

Darum rief mich in der Pfingstwoche 1869 die 18. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung in die preußische Hauptstadt. Doch die Lehrerversammlung lockte nicht allein, Berlin ebenso!

Wie die Strahlen unsrer Gedanken ihren Brennpunkt im Berufe, so haben ihn unsere patriotischen Gefühle in dem Monarchen und der Reichshauptstadt. Beruf und Vaterland! waren die Parole meiner Pfingstreise.

In aller Stille hatte ich mich gerüstet und das bescheidene Geldlein zur Reise beiseit gelegt. In der Frühe des Pfingstmontags wartete ich am Bahnhofe zu E., „daß etwas käme und mich mitnähme.“ Und es kam! Der Zug brauste heran, und ein Wagen öffnete sich auch für mich. In einer Ecke fand ich einen guten Platz. Die Augen gingen musternd umher nach bekannten Gesichtern, fanden aber keins.

Die Thüren fielen schallend zu, und still ward's im Wagen. „Es schweigen, die drin wandern, denn keiner kennt den andern.“ Vorn ächzte die Maschine und stieß schwarzen Dampf in die schöne Morgenluft. Unter uns rollten die Räder. An uns vorüber flogen Festungsmauern, Wallgräben, Gärten, Häuser, Bäume und Felder.

Mir gegenüber in der Ecke saß ein schmächtiger Mann mit einem feinen, milden Gesichte, klugen und guten Augen. Sein fast weißes Haar stand in einem seltsamen Widerspruche zu dem noch frischen Gesichte. In demselben war etwas, was

mich ungemein bekannt und sympathisch ansprach. Und doch wußte ich's nirgends unterzubringen! Aber einem Berufsgenossen mußte dies pädagogisch geprägte Antlitz und das nette Reisetäschlein gehören!

„Lockt Sie etwa auch Berlin und die 18. Deutsche Lehrerversammlung hinaus?" fragte ich.

„Allerdings!" erwiderte mein Gegenüber mit sanfter, wohlklingender Stimme, und setzte hinzu: „So sind wir wohl Berufs- und Reisegenossen? Wir werden nicht lange die „Einzigen unserer Art" bleiben. Auf der langen Fahrt werden sie von allen Seiten aus Dörfern, Flecken und Städten heranschwellen und endlich alle Bänke füllen."

„Pfingsten ist meistens das Fest der mobil gemachten Pädagogik!" sagte ich lächelnd.

„Leider dauert die Mobilmachung nicht lange!" meinte mein Nachbar. „Zwei Tage Kirchendienst und zwei Tage Freiheit, und die Herrlichkeit ist zu Ende! Ich habe mir durch ein paar Tage Urlaub noch ein Zeit-Endchen angeknüpft!"

„Das geht jetzt ohne Schwierigkeit und Verdächtigung!" bemerkte ich. „Vor nicht langen Jahren mußte man damit vorsichtig sein!"

„Wer klug ist, lerne schweigen, gehorchen und — daheim bleiben! war da die Losung;" sagte lächelnd mein Reisegefährte. „Jetzt sind unsere Siege und der Aufschwung des nationalen Lebens reinigend und befreiend durch alle Verhältnisse gegangen."

Ich nickte und sagte: „'s ist eigentlich wunderlich, wie das siegreiche Schwert auf dem Schlachtfelde draußen das Heer der kleinen und kleinlichen Vorsichtsgerüste daheim zerschlägt!"

„Und doch ist's erklärlich!" erwiderte mein Nachbar. „Kleine Zeiten haben kleine Menschen und kleine Maßstäbe. Große Ziele erheben den Menschen über sich selbst und geben dem Streben eine höhere Richtung. Jeder neue Knoten

nationaler Entwicklung ist mit einer Steigerung und Veredlung der nationalen Kräfte verbunden. In kleinen Zeiten heißt's: „Jeder Mensch muß müssen!" in großen aber: „Jeder Mensch muß wollen." Das freie, freudige Wollen schafft aber mehr als hochobrigkeitlicher Zwang. Daß mit den äußeren Siegen meist auch der inneren Freiheit eine breitere Gasse gemacht wird, hat noch einen Grund. Eine siegreiche Regierung fühlt sich stark. „Und der Starke achtet es gering, die leise Quelle zu verstopfen, weil er dem Strome mächtig wehren kann." Wer sich schwach und unsicher fühlt, der wird ängstlich, stopft alle Ritzen zu, durch die ein frischer Wind blasen könnte, und rupft alle Gräslein ab, aus denen Unheil wachsen könnte!"

Ich mußte zu den Bemerkungen meines Reisegefährten lächeln. Sie zeugten von Scharfblick und geistiger Selbständigkeit, wurden aber langsam und mit milder Stimme vorgetragen. Zwischen Inhalt und Vortragsform war ein Widerspruch wie zwischen seinem Haar und Antlitz; er war Greis und Jüngling in einer Person.

„Großen Zeiten des Aufschwungs und Aufbaues müssen immer kleinere des Ausbaues folgen!" fing ich das Gespräch wieder an. „Dauernd ist eine Hochflut des nationalen Gefühls nicht möglich, und fortwährend in Fraktur zu schreiben, vermag die Entwicklungsgeschichte nicht. Das Meer hat seine Wellenberge und Wellenthäler und die Kultur ihre auf- und abwärts schwingenden Kurven. Die Begeisterung geht in Sprüngen, die Pflichtarbeit des Alltags in kleinen, gemessenen Schritten. Dem großen Zuschnitt der Verhältnisse muß die kleine Arbeit der Anpassung und Ausführung folgen. Eins wie das andere hat seine historische und psychologische Berechtigung. Es darf uns auch nicht allzusehr wundern, wenn einer und der andere vergißt, daß er nur an der Einzelausführung großer Gedanken mitarbeitet, und wenn er sein kleines Thun mit den großen Gesamtaufgaben verwechselt.

Wer die großen, leitenden Gedanken nicht mitdenken kann und will, der verfällt auf Kleinlichkeiten und hält jeden Pinselstrich für das Gemälde. Wer das Große nicht erfaßt und thut, der macht sich möglichst viel am Kleinen zu schaffen und überschätzt es. Wer nicht fliegen kann, der geht oder kriecht. Die Kleinlichkeit und Peinlichkeit hat übrigens in Zeiten des ruhigen Ausbaues und bei der Ameisenarbeit der Zurüstung ihre große Bedeutung. „Soll das Große recht gedeihn, muß das Kleine peinlich sein.“ Manche Unregelmäßigkeiten, die in Zeiten gesteigerten Lebensdranges verziehen werden, würden in Zeiten ruhiger Entwicklung verhängnisvoll werden. Das Kleinste ist wichtig und bedeutungsvoll, was zur Ausführung großer Gedanken gehört oder eine Zurüstung zu neuem Aufschwunge ist.“

Mein Gegenüber nickte mir Beifall zu. „Der Soldat wird auf dem Exerzierplatze geübt, ja gedrillt — manchmal in kleinlicher Weise —, um auf dem Schlachtfelde in freier und mutiger That Großes zu leisten. Und es bedurfte einer langen, peinlichen und manchmal kleinlichen Schularbeit, um die Sieger von Düppel und Königgrätz auch geistig wehrhaft und schlagfertig zu machen. Alles ist Zusammenhang und Wechselwirkung. Große Erfolge sind immer nur die Summe einer langen Postenkette.“

„Daß die großen Siege draußen ein freundliches Licht auch auf die kleine Arbeit der Schule geworfen haben, muß uns besonders erfreulich sein!“ fügte ich hinzu. „Das stolze Wort von dem siegreichen preußischen Schulmeister bei Königgrätz macht mich nicht im mindesten stolz, wohl aber glücklich und hoffnungsfreudig. Eine Schule, die von der Wertschätzung der Nation getragen ist, wird sich in gesunder Weise entwickeln und durch ihre Arbeit der Nation wirklich ein Segen werden.“

„Anerkennung und Wohlwollen sind die besten Flügel der Berufsarbeit!“ sagte mein Nachbar. „Bislang war der

Anteil der Schule und der Lehrer daran klein genug. Doch Gott sei Dank, daß die Lehrer die Treue in der Arbeit nicht von Gehalt und Ehre abhängig gemacht haben. Mich erfüllt's mit freudigem Hochgefühl, daß ich einem Stande angehöre, dem fast alle förderlichen Arbeitsbedingungen fehlten und der doch die Fahne des Idealismus nicht sinken ließ!"

Ich reichte ihm die Hand und drückte sie herzlich. „Der Fund eines so gleichgestimmten Berufsgenossen ist mir der schönste Reisegewinn!" sagte ich erfreut.

Das Gespräch stockte, aber meine Augen wanderten immer wieder hinüber zu meinem Nachbar, der mit stillen Blicken hinaus in die Lenzherrlichkeit schaute. „Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flücht'gem Geschlecht, aber die Natur ist ewig gerecht!" rezitierte er halblaut aus der „Braut von Messina." Was fesselte mich nur so in dem ruhigen, milden Antlitz? Plötzlich wußte ich's. Ich hatte eine liebe Ähnlichkeit entdeckt.

„Kennen Sie Frau B. in E.?" fragte ich.

Er fuhr herum und sagte heiter: „Wie mich selbst! Sie ist meine herzliebe Schwester! Aber woher kennen Sie meine liebe Adeline?"

„Sie und ihr Mann sind unsere liebsten Freunde in E. geworden!" antwortete ich. „Nun freut mich unser Zusammentreffen doppelt. Der Blick des Auges und der Schlag des Herzens scheint bei Bruder und Schwester gleich zu sein!"

„Ja, wir ähneln uns innerlich und äußerlich!" sagte er schlicht. „Nur ist sie der Frühling, und ich bin der Herbst."

„Da uns der Zufall so schön zusammengeführt hat, so möge nun ein fester Vorsatz und Plan uns zusammenhalten!" sagte ich. „Wir wollen Berlin und die Lehrerversammlung gemeinsam und unzertrennlich durchwandern!"

„Es gilt!" sagte mein Gefährte und reichte mir die Hand.

Der Fund eines so trefflichen Wandergesellen wie des

Lehrers Brauer aus G. war die erste und vielleicht glücklichste Fügung auf meiner Pfingstfahrt nach Berlin.

„Weimar!" rief der Schaffner, und hinaus schauten wir auf Ilm-Athen, von dem das Dreigestirn Goethe, Schiller und Herder seine hellen Strahlen hinaus in das deutsche Land geworfen hatte. Auch Johannes Falks gedachten wir, der hier 1813 in Pestalozzis Weise arme, verlassene und verwahrloste Kinder um sich gesammelt und zu braven Menschen erzogen hatte.

„Unsere Reise führt uns an mancher klassischen Stätte der Pädagogik vorüber!" sagte Br.

„So haben wir ja Gelegenheit und auch Zeit zu einer pädagogischen Wiederholung!" meinte ich.

Osmannstedt! „Wo Wieland ehrsam lebte und leichtfertig schrieb, und wo er von Lust und Leid des Lebens in seiner Gutsgruft ausruht!" meinte Br.

„Die Leichtigkeit seiner Feder und seiner Sitten hat wenigstens den Lesegeschmack der oberen Gesellschaftsschicht vom Französischen zum Deutschen bekehrt!" sagte ich.

„Sehen Sie dort links den Ettersberg!" rief Br., und viele Erinnerungen aus der Goethe- und Karl-August-Zeit wurden in uns lebendig.

Apolda! Wir sahen die Strumpfwirker- und Weberstadt in reizloser Gegend und im Rauche dampfender Schlote, aber die Ehre deutschen Fleißes und deutscher Rührigkeit war ihr unsichtbarer Schmuck.

Sulza an der Ilm tauchte in freundlicher Waldumrahmung auf. In seinem Solbade suchen mancherlei Bresthafte Heilung ihrer Leiden. Nicht weit unterhalb des Städtleins sahen wir die Ilm sich in die Saale ergießen.

Die Ruinen Saaleck und Rudelsburg reckten gar stattlich und schön ihre steinernen Nacken am rechten Ufer in die Höhe. Wir summten leise: „An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn —."

Bad Kösen! Lichte Häuser zogen sich links an dem steilen, waldigen Hange hin. Der Thalkessel mit seinen Wald- und Weinhängen, seinen sauberen Häusern, schönen Feldern und Wiesen und dem rauschenden Flusse machte einen überaus anmutigen Eindruck. Als der Zug über die Saalbrücke donnerte, da schauten wir vergnügt in die rauschenden und wirbelnden Wasser.

Schulpforte, das ehemalige Cisterzienserkloster und die jetzige berühmte königliche Landesschule, zeigte sich mit Turm und Mauern auf dem rechten Ufer am Fuße des schön bewaldeten Knabenberges. Wir gedachten Klopstocks, des berühmtesten Schülers der Fürstenschule, der hier 1739—1745 Zögling war. Wie viele berühmte Philologen und Theologen verdanken dieser alten Anstalt mit ihren strengen, eigenartigen Einrichtungen die Grundlage ihrer Bildung! Zucht bringt Frucht!

Naumburg! Gar schön erhob sich die alte Stadt auf dem rechten Saalufer. An das Hussiten- oder Kirschfest gedachten wir. Wo feiert wohl die deutsche Jugend ein älteres und fröhlicheres Schulfest?

Links sahen wir zwischen Weingeländen die Unstrut der Saale zuströmen. Hoch auf dem linken Ufer zeigte sich das alte Bergschloß Neuenburg über Freiburg, wo der Turnvater Jahn lange lebte und am 15. Okt. 1852 starb, und wo der Edelsacker von dem Übermute und der Demütigung der Adeligen und von der volksfreundlichen Gesinnung und der Gerechtigkeit Ludwigs des Eisernen zeugt.

Weißenfels! Hoch ragte das Schloß der ehemaligen Herzöge von Sachsen-Weißenfels — jetzt mit einer Unteroffizierschule — auf, aber höher und weiter flog der Ruhm seines Seminars in das deutsche Land. Hier lebten und wirkten Harnisch, Hentschel, Lüben und Prange, und von hier gingen die mannigfaltigsten pädagogischen Anregungen in die deutsche Schule.

Merseburg! Hoch ragen die vier Türme der Domkirche

und die drei Türme des Schlosses auf. Hier wirkte Aug. Lüben 1850—1858 als Rektor.

Halle an der Saale! Hier steht in großartigen Stiftungen des frommen Aug. Herm. Francke das leuchtendste Denkmal der Schöpfer- und Lebenskraft christlicher Pädagogik und der Wundermacht der selbstlosen Liebe. Hier brachte Christian Thomasius unsere liebe deutsche Muttersprache als Unterrichtssprache an der Universität zur Herrschaft. Hier schrieb Aug. Hermann Niemeyer, der Universitätsrektor, die „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts."

Gräfenhainichen! Geburtsort Paul Gerhardts, des größten Liederdichters der evangelischen Kirche!

Wittenberg! Nicht bloß kirchliche, sondern auch pädagogische Reformgedanken gingen von hier durch Luther und Melanchthon aus in alle Lande. Luthers Pädagogik war lange der Gegenstand unserer Reiseunterhaltung. Wir fanden seine pädagogischen Grundsätze am besten in folgenden Schriften niedergelegt: 1) Sermon vom ehelichen Stande. 2) An den christlichen Adel deutscher Nation: Von des christlichen Standes Besserung. 3) An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. 4) Die beiden Katechismen. 5) Eine Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten solle.

Jüterbogk! Tetzels Ablaßhandel 1517! Nicht weit davon das Schlachtfeld von Dennewitz!

Luckenwalde! Hier hatte sich der Pfarrer und Rektor Seyffarth als Lehrerfreund einen guten Namen gemacht. —

Hinter Halle war die Landschaft immer gleichförmiger und öder geworden. Das war also die norddeutsche Tiefebene!

Ebene, sandige Felder, düstere Kiefernwälder mit lichter Birkeneinfassung, flache Seen mit schwärmendem Sumpfgevögel, verkrüppelte Wacholdern und Föhren, ab und an ein Turm, ein Dorf, eine Windmühle, eine Viehherde: das waren die Züge des Bildes, die sich so oft wiederholten, daß endlich

das Auge des Auslugens müde ward, und jeder sich ein bequemes Eckchen zum Schlafe suchte.

Reisende waren gekommen und gegangen und allerlei Stimmen in buntem Schallknäuel durcheinander gewirrt. Mehr und mehr klärte sich das Stimmengewirr, und nur noch einzelne Sprecher hörte und verstand man.

Hinter mir hatte ich französisch reden hören, ohne doch mehr als einzelne Wörter zu verstehen.

„La pédagogique est une affaire nationale, mais un art international“ (Die Pädagogik ist eine nationale Sache, aber eine internationale Kunst), verstand ich jetzt ziemlich deutlich und fuhr überrascht nach dem Sprecher herum. Es war ein schöner, stattlicher Mann mit klugem Gesichte und feurigen Augen, der mit einem jüngeren angelegentlich sprach, und zwar über Schule und Pädagogik, wie mir einzelne Stichwörter verrieten.

Der Jüngere antwortete: Vous avez raison! Voilà pourquoi nous allons en Prusse, pays des écoles et des casenres, et à Berlin, où tous les maîtres allemands se donnent rendez-vous! (Sie haben Recht! Darum gehen wir nach Preußen, dem Lande der Schulen und Kasernen, und nach Berlin, wo alle deutschen Lehrer zusammenkommen).

Ich spitzte meine Ohren, verstand aber immer nur einige Brocken, über deren Zusammenhang ich mir oft den Kopf zerbrach. Als eine Pause eintrat, faßte ich mir ein Herz und radebrechte französisch die Frage heraus: „Hoffen die Herren in Berlin von der deutschen Pädagogik etwas für die französische zu gewinnen?“

In leidlichem Deutsch, das wenigstens besser war als mein Französisch, antwortete der ältere Franzose: „Man kann lernen partout, man kann lernen das meiste, wo die coryphées von einer Wissenschaft haben eine rencontre. Jeder Mann und jedes Volk muß suchen seinen Platz, der ihm zukommt im Konzert der Arbeit. Man findet ihn, indem man vergleicht. Was die Schule betrifft, Deutschland ist dafür der beste Maßstab,

denn die instruction publique ist der Stolz der ganzen nation und gute Schulbildung ein gemeines Gut (bien commun)! Die Zeit der privilèges und isolements ist vorüber. Arbeit adelt; Wetteifer der Kräfte und Wetteifer der Nationen, das ist die parole von heute!"

Der Mann und seine Grundsätze gefielen mir überaus. Ich sagte: „Wie richtig und wie schön! Nur ist zu bedauern, daß der Wetteifer der rohen Kraft und der Waffen mehr gilt und mehr erreicht als der unscheinbare Wettkampf der geistigen Arbeit, die oft von jenem schwer beeinträchtigt wird."

Der Franzose lächelte und nickte: „Ja, die Kanonen haben eine Stimme lauter als die armen Schulmeister, und die gloire auf Fahnen und Schwertern sticht besser in die Augen als die schwarzen lettres in den Schulbüchern. Gloire de guerre wird immer die idole von den nations bleiben."

„Allerdings besteht zwischen den kriegerischen Thaten einer Nation und seiner stillen geistigen Arbeit eine enge Verbindung wie zwischen Wirkung und Ursache!" bemerkte ich. „Die geistige Schulung erhöht die Intelligenz, stärkt den Willen, feuert das patriotische Gefühl an und befähigt so zu Kraftäußerungen, wie sie in siegreichen Kämpfen sichtbar werden!"

Der Franzose nickte eifrig, rief mehrmals: C'est ça! und sagte endlich: „Preußen hat entfaltet in den letzten Kriegen eine solche Kraft intérieure, daß es der Mühe wert ist, den Quellen derselben nachzuforschen; eine ist ohne Zweifel die Schule; da können die autres nations viel lernen und nachahmen."

„Einzelne abgelauschte Kunstgriffe werden wenig helfen!" bemerkte ich. „Gleiche Wirkungen erzielt man nur durch Erkenntnis der treibenden Kräfte und durch Schaffung ähnlicher Bedingungen. Formen und Maßregeln lassen sich absehen, der belebende Geist aber entquillt den Tiefen der nationalen Eigenart."

„Certainement!" rief der Franzose. „Wir werden immer Français und Sie immer Allemands mit allen Tugenden und Fehlern unserer nations bleiben!"

„Dabei aber hoffentlich immer gute Freunde!" fügte ich hinzu. „Kann auch der Beste eines Volkes seinem Volk und dessen Schwächen nicht entfliehen, so braucht doch seine Vorliebe nicht zum Haß gegen andere Nationen zu werden. Mögen sich alle geistigen Kräfte diesseits und jenseits des Rheines im muntern Wetteifer regen, die Schwerter aber in der Scheide bleiben!"

„Hoffen wir's!" sagte der Franzose etwas bedenklich. „Wenn nur die böse jalousie um das prestige nicht wäre!"

Der jüngere Franzose sagte nach einem langen Blicke in die reizlose Landschaft: „Ich mich erstaunen, daß ein pays so pauvre hat erzeugen so viele weisen Männer und großen guerriers!"

„Der Kampf mit den Hindernissen stählt die Kraft, während die Fülle verweichlicht!" antwortete ich, und er nickte. Mit höflichem, ja herzlichem Gruß schlossen wir unsere schwerfällige, aber sehr interessante Unterhaltung.

Nachmittags langte der Zug auf dem Anhaltischen Bahnhofe in Berlin an. Die reizlose Gegend, die wir zuletzt durchfahren, fand eine passende Fortsetzung in dem ärmlichen Bahnhofe und seiner unschönen Umgebung. Es war ein Willkommengruß der Königsstadt, der uns wenig gefallen wollte. Anders wurde das Bild, als wir uns glücklich durch das Menschengewühl gezwängt, einen oberen Omnibusplatz erobert hatten und nun durch die breiten Straßen mit den hohen, meist fünfstöckigen Häuserzeilen rollten.

Mit einiger Schwierigkeit gelangten wir zur städtischen Turnhalle, die sich durch wehende Fahnen als Empfangslokal anmeldete. Bunt drängte sich alles durcheinander; nur mühsam erbeuteten wir die nötigen Karten und Drucksachen und schlugen uns nach unserem Quartier in einem Hotel durch. In dem Treiben, Wogen und Rauschen der Großstadt kam ich mir wie verloren vor, und eine Art Heimweh wollte mich anwandeln. Von dem Fahren, Traben, Stampfen, Rollen, Rufen, Läuten und Schreien der Menschen und Geschirre schien die

Luft eine dauernde Schallstimmung angenommen zu haben, so daß man vor Augenblicken plötzlicher Stille ordentlich erschrak.

Ich weiß nicht mehr, wohin uns Wunsch, Wille und Zufall verschlugen. Ich weiß nur, daß ich mich wie ein Schatten an Freund Br. heftete und in herzlicher Zwiesprach ihn immer lieber gewann.

Was ich sah, war großartig und sinnverwirrend. Ja, sinnverwirrend! Das Häusermeer, die sich kreuzenden und verschlingenden Straßen, die sich ballenden und entwirrenden Knäuel von Menschen, Rossen und Wagen, die Kähne auf den vielen schwarzen Wasseradern, die himmelhohen Häuser und Paläste, zu denen man sich den Nacken müde reckte, die vielen Bildsäulen, die Reichtümer der Museen, Sammlungen und Ausstellungen: das alles machte mich völlig wirr. Heiß waren die Sohlen, müde die Augen, betäubt die Ohren, bestäubt die Kleider, trocken die Zunge, matt der Gang. Lange habe ich von meinem fünftägigen Aufenthalte in Berlin nur die Erinnerung gehabt, daß die Spreekönigin unendlich groß, lärmvoll, heiß und staubig sei.

Von der Lehrerversammlung selbst habe ich leider nur geringen Gewinn gehabt. Ich hatte keinen rechten Plan, verlief mich oft, kam zu spät, hatte häufig einen schlechten Platz oder war abgetrieben und innerlich nicht zu rechtem Hören gestimmt. Die große Gemeinschaft von mehr als fünf tausend deutschen Lehrern machte einen gewaltigen und erhebenden Eindruck auf mich. Durch viele Damen war das Bild bunt belebt wie die Wiese von Blumen. Mancher bekannte und berühmte Name gewann hier Wesen und Vorstellung, freilich nur aus der Ferne; noch hastiger als in Kassel rauschten die Menschen aneinander vorüber. Keiner Berühmtheit bin ich näher getreten; nur wie Sterne tauchten sie zwischen Wolken auf und verschwanden. Man zeigte sich einen und den andern und war zufrieden.

Recht schmerzlich und peinlich berührte mich und die

meisten Gäste der fast in Gezänk ausartende Streit zwischen dem freigemeindlichen Prediger Sch. und dem Missionslehrer H. Zwei unversöhnliche Gegensätze platzten da aufeinander, daß die Funken stoben, aber niemand hatte Freude oder Nutzen davon, höchstens die Berichterstatter gegnerischer Blätter, die nun der Versammlung etwas anhängen, ihren Geist verdächtigen und ihre Arbeit bespötteln konnten. Wie ist doch der innere Takt ein so seltenes Gewächs! Wie gern verwechseln sich Geck und Fanatiker mit Grundsätzen! Wie viel leichter ist's doch, öffentlich große Worte zu führen, „um dadurch Zeugnis abzulegen," als still und ruhmlos zu arbeiten!

Ach, dies Reden und Widerreden! Dieser Unfehlbarkeitsdünkel in so vielen Köpfen! Diese leidige Rechthaberei! „Ein edles Herz bekennt sich leicht von der Vernunft besiegt," ein selbstsüchtiges und eitles muß in jedem Falle recht behalten. Nicht ein oder der andere Redner, sondern die Wahrheit soll ja siegen!

Zum Austrag von Streitigkeiten oder zum Ausgleich zwischen Standpunkten, die sich wie Feuer und Wasser zueinander verhalten, ist eine solche Versammlung weder der Ort noch die Gelegenheit. Die Polemik soll man in andere Kanäle weisen.

An Lehrmitteln sah ich des Guten so viel, daß ich auch hier nur geringen bleibenden Gewinn hatte. Nicht ein Überblick, sondern der tiefere Einblick fördert uns. Wohl aber kann der überwältigende Blick auf ein großes Ganzes mit Achtung erfüllen und bescheiden machen. Einige genußreiche Stunden verbrachte ich in Sektionssitzungen. Das Beste für Geist und Gemüt aber fand ich in Einzelgesprächen mit tüchtigen Berufsgenossen, an die mich der Zufall schwemmte. Das waren dann Perlenfunde unter der brausenden Meeresflut.

Geschlafen habe ich in Berlin fast gar nicht, gegessen nur wenig, aber Wandergänge durch die Straßen habe ich viele gemacht. Mehrmals war ich dabei in Gefahr, unter

die Räder oder Rosseshufe zu geraten. Wie der Blitz schoß das immer heran. Einmal riß mich ein starker Arm plötzlich vor einem Pferdekopfe weg auf die Seite.

Ich sah meinen Retter groß an und schaute verwundert in bekannte Züge. Wem gehörte doch das ernste, braungelbe Gesicht, das glänzend schwarze Lockenhaar, das tiefe, dunkle Augen- und dicke, rote Lippenpaar, der kräftige Knochenbau und die ausgemeißelten Züge? Forschend sahen wir uns beide ein Weilchen an.

„Polack!" „Kegel!" rief es gleichzeitig von hüben und drüben, und innig umstrickten sich die Arme.

Mein Retter war ein lieber Schulfreund, der mir seit 14 Jahren aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn gekommen war. Er war Altlutheraner, aus einer schlesischen Stadt gebürtig, ein Mensch von schlichtem, edlem Charakter, herzlicher, aber strenger Frömmigkeit, sittlicher Festigkeit und Reinheit, schon als Seminarist in C. ein Mann, zehn Jahre älter als seine Jahre.

„Wo lebst und wirkst Du denn?" fragte ich.

„Hier in Berlin! Ich bin Rektor der evangelisch-lutherischen Mittelschule!" war die Antwort.

„Rektor?" fragte ich. „Hast Du ein Examen machen müssen?"

„Freilich!" antwortete er, „sogar zwei! Selbst Latein und Französisch habe ich noch lernen und im Examen aufbreiten müssen. Das Erklettern der kleinen Staffel ist mir nicht leicht geworden!"

„Der gute Erfolg läßt aber die Mühen leicht vergessen!" sagte ich. „In jedem Falle ist Dir das Glück hold gewesen."

„Meines Gottes gnädige Durchhilfe und meiner Freunde Gebet und Wohlwollen waren meine Stützen!" sagte er bescheiden.

„Und nun geht Dir's gut, und Du bist zufrieden in Amt und Haus?" forschte ich weiter.

„Besser, als ich verdiene!" sagte er glücklich. „Ich habe ein treues Weib, drei liebe Kinder und eine Arbeit, die neben der Mühe auch viel Freude und Frucht bringt. Und Du?"

Auch ich konnte ihm Gutes berichten.

„Wie kommt's nur, daß ich Dich nicht in der Versammlung getroffen habe?" forschte ich. „Es ist allerdings keine leichte Aufgabe, aus solchem Schwarme einen herauszufischen!"

Eine kleine Verlegenheit zeigte sich im Gesichte des Freundes.

„Ich bin nicht dagewesen!" sagte er.

„Nicht dagewesen?" rief ich erstaunt. „Bist Du kein Glied der deutschen Lehrerschaft, und willst Du Dich nicht freuen über die stattliche Schar derer, die bei uns sind?"

Er schüttelte das ernste, dunkle Haupt. „Nein, zu der Mehrzahl will ich nicht gehören, denn sie dient nicht dem rechten Gotte! Wo mein Heiland nicht auf der Fahne steht, da gehöre ich nicht zum Heerbann. „Diesterweg!" steht darauf. Und einen düstern Weg wandeln viele seiner Jünger."

„Liebster Freund!" rief ich, „wie hart macht Dich Deine Einseitigkeit! In der Seminarzeit hatte diese religiöse Einseitigkeit Deinem Wesen eine besondere Vertiefung gegeben; sie wird hier doch nicht zur Ungerechtigkeit geworden sein? Wie viel verdankt die deutsche Schule dem Manne, den Du so geringschätzig abfertigst!"

„Diesterweg ist ein trefflicher Methodiker, aber hat meines Erachtens einen bedenklichen Zug in die Schule und ein falsches Freiheitsstreben in die deutsche Lehrerschaft gebracht. Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Und seine Bestrebungen stammten nicht aus dem Glauben!"

„Nicht aus Deinem Glauben, meinst Du! Ich aber denke, wer sein Leben und Wirken selbstlos und unermüdlich einer hohen Sache wie der Volkserziehung und der geistigen wie beruflichen Hebung des Lehrerstandes widmet, der muß Glauben haben, und dieser Glaube hat sich auf's beste lebenskräftig erwiesen:

er ist in der Liebe thätig gewesen! Manche Lippen sprechen zwar selten und nur leise: Herr, Herr! aber die Herzen thun den Willen des höchsten Herrn, und das bleibt die Hauptsache. „Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen!"

K. erwiderte: „Du meinst den Glauben an ein Erziehungsideal und den Eifer für eine Überzeugung! Beides hatte Diesterweg. Aber die Wurzeln seines Wesens und Wirkens lagen nicht in dem demütigen Glauben an einen Sünderheiland und in der innigen Liebe zu diesem. Wo aber dieser tiefste Quell der Kraft nicht springt, da fehlt dem Wesen und Wirken die Weihe, der Frieden, die Harmonie und die Gewähr der Dauer. — Ich kenne ein Gegenbild zu Diesterweg, in dem ich mein pädagogisches Ideal verwirklicht gefunden habe. Kennst Du den Namen des Kollegienrates von Thrämer in Rogasen?"

Als ich verneinte, fuhr er fort: „So kennst Du einen der edelsten Menschen und tüchtigsten Pädagogen nicht! Er ist freilich nicht so berühmt wie Diesterweg, mir aber ist er tausendmal mehr gewesen. Kennst Du den deutschen evangelischen Schulverein?"

„Ich habe davon gehört!"

„Herr von Thrämer ist der Gründer dieses still aber kräftig wirkenden Vereins. Alle Arbeit in demselben ruht auf dem unerschütterlichen Grunde des Evangeliums. Es wird fleißig, vielseitig, einzeln und gemeinsam gearbeitet. Der ganze Verein zerfällt in Sektionen, in welchen alle einzelnen Seiten der Erziehung und des Unterrichts eingehende Pflege durch schriftliche und mündliche Behandlung finden. Nach freier Wahl schließt man sich einer oder mehreren Sektionen an. Alle abgeklärten Ergebnisse der Sektionsarbeiten werden allen Mitgliedern zugängig gemacht. Dieser Verein ist das Feld meines Gemeinsinns, meiner Liebe und Arbeit. Das Evangelium ist sein Panier. Stehst und kämpfest Du noch unentwegt unter diesem Banner?" mit dieser Gewissensfrage schloß mein Freund.

„Zweifellos!“ war meine Antwort. „Aber das gerade verpflichtet mich, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. „Alles ist euer!“ hat der thätigste und glaubenseifrigste aller Apostel gesagt. Ist's nicht bedenklich, einer Sache nur auf Namen und Firma hin zu trauen oder zu mißtrauen, die eigene gründliche Prüfung aber zu unterlassen? Wer wie Adolf Diesterweg für die Schule und die Lehrer gestrebt, gelebt, geliebt und gelitten, der hat ein Recht auf unbefangene, gründliche Prüfung seiner Grundsätze und seiner Arbeit. Und hat er denn eine neue Pädagogik gelehrt? Ist's nicht die eines Comenius und Pestalozzi? Und kann man nicht sein dankbarer Schüler sein, auch wenn man eine andere religiöse Stellung hat? Dein Wesen sucht sich durch Beschränkung zu sammeln, durch Absperrung gegen verflachende und zerstreuende Tagesmeinungen zu vertiefen; das meine strebt nach Vielseitigkeit, nach Klarheit und Wahrheit aufgrund eigener Prüfung aller an mich herantretenden Erscheinungen. Du mußt folgerechter Weise zu einer gewissen Unduldsamkeit kommen, während Duldung und Gerechtigkeit meine Lebensgrundsätze sind. Ich fürchte nicht, dabei das Kleinod meines Glaubens zu verlieren, sondern hoffe, es durch Vergleiche und im Kampf der Meinungen immer fester zu fassen. Wer wie Du innerlich fest gewurzelt ist im Glauben und bewährt in der Treue, der kann unter Löwen und Ottern treten, und sie werden ihm nichts anhaben; er kann etwas Tödliches trinken, und es wird ihm nichts schaden. Daß Du um einzelner abweichender Grundsätze und Meinungen willen Deine Arbeit und Dein Schicksal von dem der Mehrzahl Deiner Berufsgenossen trennst, das thut mir weh. Giebt's nicht noch genug, was uns eint und zum Zusammenstehen mahnt?“

„Liebster, Liebster!“ sagte er lächelnd. „Du gehörst schon zu den Kompromißlern, die um der Einheit willen ein Stück Gewissen dran geben. Das kann ich nicht! Wer glaubt, der bekennt und flieht nicht. Ich fürchte des Herrn Wort: Weil

Du lau bist und weder kalt noch warm, darum werde ich Dich ausspeien aus meinem Munde. Laß mich meinen Weg gehen! Der Beifall der Menge reizt mich nicht. Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe!"

„Du hast recht!" schloß ich. „Laß uns das Wiedersehen nach langen Jahren nicht trüben durch geflissentliches Aufsuchen und Herauskehren von Gegensätzen. Du glaubst Deinem Herrn zu dienen durch vorsichtiges Meiden der Gefahren und die Treue am besten durch Beschränkung auf den kleinen Kreis deiner Gesinnungsgenossen zu wahren; ich denke meinem Herrn nicht mißfällig zu werden, wenn ich überall zu sehen, zu hören und zu lernen suche, manches in mir mit Rücksicht auf andere mildere und ändere, dabei aber treu an seinem Reiche bauen helfe. Jeder an seinem Platze, nach seiner Weise und auf seinem Wege, — aber alle nach einem Ziele: daß Gottes Name geheiligt, sein Reich gebaut und sein Wille gethan werde!"

Wir reichten uns die Hände und klappten das Streitbuch zu. Mittlerweile waren wir unvermerkt zu Kegels Wohnung in dem Schulhause seiner Gemeinde gekommen. Ich begrüßte sein wackeres Weib, sah seine Kinder, bewunderte die Opferwilligkeit seiner Schul- und Kirchengemeinde, die aus religiöser Begeisterung freiwillig das alles gebaut und hergerichtet hatte, und verbrachte einige köstliche Stunden in dem stillen Frieden dieses Schulhauses. Freund Kegel widmete mir nun manche Stunde und wurde mir ein guter Führer und Erklärer. Sein strenger religiöser Standpunkt verleugnete sich aber nirgends und gab seinen Urteilen oft eine Schärfe, die seinem sonstigen Wesen fremd war. Sein Herz war das alte, treue, ehrliche und liebe geblieben.

Wir schieden in Liebe und Frieden. Wie viele arbeiten als stille Bundesgenossen und halten sich doch im Tageskampfe für Gegner! Es ist ein Trost, daß bei allem Meinungsstreit

die rechte, gewissenhafte Arbeit doch immer zu einheitlichen Zielen führt.

Von den Sehenswürdigkeiten Berlins will ich nur einige streifen.

Das königliche Schloß mit seinen vielen, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Teilen zeigt ein Abbild von dem Wachstum des Reiches. Beim Anblick dieser und jener historischen Merkwürdigkeit rieselte ein patriotischer Schauer den Rücken hinab.

Im alten und neuen Museum setzte mich der unabsehbare Reichtum von Gegenständen aller Art in Erstaunen, am meisten aber labte ich mich an dem Anblick der Gemälde. Einen besonders tiefen Eindruck machten die herrlichen Freskogemälde von Cornelius und die Kaulbachschen Treppengemälde, welche die Geschichte des Menschengeschlechts in sechs großen Gruppen darstellen. Voll Verwunderung betrachteten wir die riesige Gneisschale vor dem alten Museum, die 7 m im Durchmesser hat und aus einem märkischen Wandersteine verfertigt ist.

Im Dome hörten wir von dem berühmten Domchor das schönste, was kirchliche Gesangeskunst in deutschen Landen zu leisten vermag. Es ist gut, von allem, was man arbeitend erstrebt, ein Ideal in der Brust zu tragen und die höchste Leistung zu kennen. Das ist ein steter Sporn und bewahrt vor Selbstüberschätzung.

Die neue Synagoge in maurischem Stil ragte durch Schönheit und Pracht der Ausstattung unter allen gottesdienstlichen Gebäuden hervor. „Die Juden müssen immer das Beste haben!" meinte ein Besucher neben mir. Die hohe Kuppel, die magische Lichtwirkung und der Reichtum an Formen und Farben waren überraschend.

„Hat wohl der Glaube oder das Geld oder die Eitelkeit dies herrliche Haus gebaut?" fragte lächelnd ein Beschauer.

„Jedes hat mitgeholfen!" antwortete einer. „Wer will

den geheimen Wurzeln dessen nachspüren, was geschieht? Die Menschen wissen oft selbst nicht recht, warum sie dies und das thun; nicht selten lügen sie sich edle Beweggründe an, um die Selbstsucht zu überdecken, oder sie wenden Gottes Ehre vor, wenn sie die eigene suchen."

Im Zeughause sahen wir den Flensburger Löwen, allerlei Siegestrophäen und besonders die Masken sterbender Krieger mit innerem Schauer. Wie viel Heldenmut war hier der Sammler gewesen! Von wie viel Schmerz und Weh liegen hier die stummen Zeugen! Wie viel Ehrenpfänder hat das Vaterland zu wahren!

Unter den meist unansehnlichen Brücken fesselte uns nur die Schloßbrücke mit den acht großen Marmorgruppen und die Kurfürstenbrücke mit dem berühmten Schlüterschen Reiterstandbilde des großen Kurfürsten.

Die schier endlose Friedrichstraße liefen wir einmal zu Fuß ab, um die längste Straße Berlins aus eigener „Anfühlung" und ihre Paläste aus naher Anschauung kennen zu lernen.

Die vier Reihen Linden fand ich größer und grüner, als ich sie mir nach Temmes spöttischer Schilderung in einer seiner Kriminalgeschichten gedacht hatte, die Paläste unter den Linden schöner, als ich je geglaubt. Wie doch die Erfahrung eine fortgesetzte Berichtigung unserer Vorstellungen ist! Was unter unserer Erwartung bleibt, nennen wir klein und unbedeutend, was sie übertrifft, groß und bedeutend. Wie wechselt doch die Größe nach den Maßstäben der Menschen!

Das Brandenburger Thor am Ausgange der „Linden" und am Eingange des Tiergartens mit seinen zwölf Säulen, fünf Durchgängen und dem Siegeswagen darüber fanden wir wunderschön.

„Wie kahl mag es ausgesehen haben, als die Franzosen den Siegeswagen heruntergeholt und nach Paris geschleppt hatten!" sagte Freund Br.

„Kennen Sie die Anekdote von Jahns historischer Dachtel, die sich hieran knüpft?“ fragte ich meinen Begleiter.

Er verneinte, und ich erzählte nach einer Mitteilung meines Lehrers Strübing: „Eines Tages in den Jahren der Erniedrigung zog Jahn mit seinen Turnern durch dies Thor. Einer blickte längere Zeit nach der leeren Stelle über dem Thore, und Jahn fragte ihn: „Was dachtest Du eben?“ „Nichts!“ war die unbefangene Antwort. „Schwapp!“ hatte hatte er einen schallenden Backenstreich als Jahns Erwiderung. „Das war eine Dachtel oder Denk-Auffrischung, mein Sohn, keine gemeine Ohrfeige, denn das Wort Dachtel kommt von denken. Weil Du beim Anblick unserer Schmach nicht daran dachtest, daß wir sie sühnen und die Viktoria in jedem Falle wieder holen müssen, darum mußte ich Dich durch eine Dachtel daran erinnern!“

Mein Gefährte lächelte und sagte: „Wenn nicht wahr, so doch gut erfunden!“

Das Aquarium mit seinen scheinbar unterirdischen und unterseeischen Wundern ließ uns nicht aus dem Erstaunen kommen. Als ich wieder heraustrat in den Lärm der Straße, da meinte ich ein Märchen geträumt zu haben.

Auch in eine der schimmernden und lockenden Höllen der Halbwelt, ins Orpheum, wagten wir uns eines Abends, ahnten und bemerkten aber nirgends eine sittliche Gefahr. Der Suchende nur findet; dem einfältigen Auge und redlichen Sinne verbergen sich die Gefahren der Tiefe unter glatter Oberfläche.

Vom Kreuzberge, einem ärmlichen Sandhügel, schauten wir auf das endlose, eintönige, rötlich-graue Dächermeer der Riesenstadt. Die vielen Schornsteine, Dampfschlote und Rauchsäulen machten das Bild nicht schöner. Am Nationaldenkmal von 1813 bis 1815 stand ein alter Invalid als Wächter und erhob seine kleine patriotische Steuer. Die Tivolibrauerei zeigte in ihren zahllosen Sitzen und endlosen Kellern, was für einen Durst eine große Stadt haben muß.

Ebenso deutlich wie vom Kreuzberge rollte sich das Stadtbild von dem Turme des neuen prachtvollen Rathauses vor dem Blicke auf.

Um eine Vorstellung von dem Umfange Berlins zu gewinnen, unternahmen wir eine mehrstündige Droschkenfahrt.

An der Hasenheide gedachten wir des Turnvaters Jahn und der Turner, die hier die Erhebung des Volkes gegen den Unterdrücker vorbereiten halfen.

Im Friedrichshaine standen wir an den Gräbern der im Märzkampf 1848 Gefallenen. Wie über ihrer Gruft die Natur in unerschöpflichem Lebensdrange wuchs, grünte und blühte, so hatte sich über ihrem Irrtum die Wahrheit entfaltet.

In der Charité sahen wir allerlei Formen des menschlichen Elends, aber auch allerlei Mittel zur Rettung. Die Not lockt die Liebe aus den Herzen wie der Feuerstein den Funken aus dem Stahl. Als ob die Weihe des Unglücks den Lärm verscheucht hätte, fanden wir's in diesem Stadtviertel ruhiger als irgendwo in Berlin.

Im Humboldtshafen sahen wir ein künftiges Sammelbecken des Berliner Verkehrs. Überhaupt nahm's uns wunder, wie viele Wasseradern und wie regen Schiffsverkehr die märkische Metropole hatte.

Über alle Maßen gefiel's uns in Borsigs Gärten und Gießereien in Moabit, der Schöpfung eines schlichten Mannes eigener Arbeit. Im Palmenhause stiegen wir entzückt zwischen den grünen Kindern der heißen Zone auf zierlichen gußeisernen Treppen auf und ab. Unversehens traf ich mit den beiden Franzosen zusammen und begrüßte sie höflich. Sie erkannten mich sofort und schienen über das Wiederfinden erfreut.

„Haben Sie gefunden, was Sie gesucht?“ fragte ich lächelnd.

„Gewiß, gewiß!“ sagte der ältere artig; „eine große

Stadt, eine größere Versammlung und den größten Eindruck von dem Geiste und der Arbeit der deutschen Schule und Lehrer!"

Ich verneigte mich dankend für das Kompliment, fügte aber hinzu: „Mir, dem schlichten Provinzler, war alles zu groß, vielfältig und geräuschvoll. Wo ich die Herrschaft über mich und das, was auf mich einstürmt, verliere und als Spielball umhergeworfen werde, da kann ich ein gewisses Mißbehagen nicht los werden."

Dazu nickte der jüngere Franzose sehr lebhaft.

Wir redeten noch freundlich einiges miteinander und nahmen dann höflich Abschied.

In dem herrlichen Garten blieben wir lange an einem Becken mit Hunderten von Goldfischen stehen. Die goldschuppigen Wasserhelden strebten in geschlossenen Säulen dem frischen Wasser entgegen, das über und zwischen künstlichen Felsgruppen rauschend in das Becken fiel.

„Ist das nicht ein Bild der deutschen Lehrer?" sagte ich zu Freund Br. „Wie begierig streben sie nach Luft und Licht, nach frischer Nahrung, neuem Blute und einem Verjüngungsbade!"

„Wir stehen hier auf klassischem Boden der deutschen Arbeit und des deutschen Strebens, und wie ein heiliger Schauer geht mir's durch die Seele!" sagte Br. „Hier hat August Borsig, der schlichte Zimmermann, gezeigt, wie rastloses Streben emporbringt, wie noch heute der Fleiß und die Einsicht Wunder thun. Jeder Baum, jeder Stein, jeder eiserne Stuhl, jede Maschine ist ein Denkmal des trefflichen Mannes. An solchen Arbeitsgrößen erhebe ich gern meine Seele. Ja, die Stätte, die ein edler Mensch betrat und durch seine Arbeit und sein Leben heiligte, — ist eingeweiht für alle Zeiten."

Aus einem Laubengange trat ein Herr, der unser Gespräch achtsam verfolgt hatte, auf uns zu, knüpfte eine freundliche Unterhaltung mit uns an und führte uns endlich umher

durch die weitläufigen Werkstätten, in denen die gewaltigen Dampfrosse gebaut wurden. Überall gab er uns wertvolle Aufschlüsse und Belehrungen. Mit großem Danke schieden wir von dem freundlichen Führer; es war kein geringerer als Albert Borsig, der Besitzer der Riesenwerke, der würdige Sohn eines berühmten Vaters.

Den Tiergarten fand ich schöner, als ich ihn in der märkischen Streusandbüchse erwartet hatte. Nur störten mich die schwarzen, schlammigen Teiche mit dem stehenden Wasser und dem Kranze toten Laubes.

Der zoologische Garten befriedigte mich deshalb höchlich, weil es der erste war, den ich sah, und weil manches papierne Tierbild nun zur lebendigen Vorstellung wurde.

In der Restauration letzten wir uns an einem frischen Trunke. Von einem entfernten Tische wanderte ein Augenpaar stetig zu uns herüber. Es gehörte einem hübschen Manne, der in nachlässiger Haltung sich auf einem Stuhle schaukelte. Endlich nickte er mir zu, kam an unsern Tisch und — „Kennen Sie mich nicht?" fragte er lächelnd.

„Ja wohl, ja wohl!" rief ich erfreut. „Rektor Röder aus T.! In Langensalza auf der großen Konferenz lernten wir uns kennen. Gott zum Gruß, lieber Landsmann, in der Königsstadt an der Spree!"

Wir setzten uns froh zusammen, und ein Stück Heimat fühlten wir in der Fremde um uns wehen und weben.

„Dies Berlin ist zu groß für uns!" sagte R. „Es giebt zu viel für uns Provinzler, die wir an schmale Bissen gewöhnt sind. Man wird betrunken vom Sehen und lahm vom Gehen. Man müßte ja Augen wie Wagenräder und Ohren wie Siedekessel und ein Fassungsvermögen wie so ein Tivolikeller haben, um alles einzufangen und festzuhalten, was durch unsere Sinne läuft oder vorüber rast. Ich lasse nun alles laufen und rette mich ins Grüne, sonst fürchte ich, wenn ich nach Hause komme, bin ich zu einem geräucherten Schinken

oder zu einem verräucherten gelehrten Pergamentbande geworden!"

Ich lachte und sagte: „Mir geht's ähnlich! Unser geistiger Magen ist auf solche Vorstellungsmassen nicht eingerichtet. Ich komme mir so abgerissen und verloren vor wie ein Blatt, das der Wind umher wirbelt. Hätte ich hier meinen lieben Br. nicht, ich wäre längst auf und davon."

„Ja, Heimweh könnte man in dieser fremden Welt kriegen!" sagte Br. „Aber sehen und erleben muß man's doch mal. Der Blick auf eine Art Unendlichkeit erfüllt uns dann mit Behagen in der eng begrenzten Welt, die aber unser ist und die wir beherrschen mit Geist und Gemüt. Wir werden uns, wenn die Tage des Festes vorüber sind, aus diesem Meere von Schall- und Lichtwellen auf unsere grüne Insel retten und doppelt glücklich in der Beschränkung und engen Umfriedung unserer Arbeit und unseres Glückes sein!"

„So ist's!" sagte Rektor R. „All diesen Tumult und Aufruhr lindert der Anblick eines still zufriedenen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit und im engsten Kreise dahingeht oder dahinsitzt, sich still seines Daseins freut, sich von einer Stunde zur andern durchhilft und beim Anblick eines leeren Glases nichts weiter denkt als: Ich muß nun aufhören oder ein anderes kommen lassen!"

Wir lachten über diese harmlose Parodie Goethes und kamen uns an dem grünumlaubten Tische wie auf eine weltferne Insel gerettet vor.

Auf der Pferdebahn fuhren wir durch den Tiergarten nach Charlottenburg. Wir saßen oben auf dem Wagen und musterten Bäume, Häuser und Wanderer. Ein alter Herr begegnete uns auf tänzelndem Roß, sah freundlich zu uns auf und warf uns Kußfinger zu.

„Der alte Wrangel! Vater Wrangel!" flüsterte uns ein Berliner zu, und ehrfurchtsvoll grüßten wir den Mann, der eine Art Wahrzeichen der Mark und ihrer Hauptstadt war.

Im Mausoleum umfing uns heilige Stille. Ein magisches Licht lag auf den edlen Marmorgestalten. Tiefe Rührung überwältigte mein Herz. Lebendig ward vor meinem Blick die edle Königin Luise, lebendig ihr Leben und Leiden, lebendig die Liebe zu ihr und ihrem Hause. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich an ihrem Grabe Thränen heiliger Rührung geweint und die besten Gedanken der ganzen Reise gehabt habe. Auf stillen Pfaden unter hohen Bäumen wandelten wir in ernsten Gesprächen der Spree zu, die hier als breiter, wieder geklärter Strom vorüber flutet.

Eine Fahrt nach Potsdam in vollgepfropften Wagen endete mit einer Art Laufschritt durch die Anlagen von Sanssouci. Wir sahen die in Ruhestand versetzte historische Windmühle, das bescheidene Schloß, die welthistorischen Denkwürdigkeiten, die herrlichen Garten- und Parkanlagen und fühlten heilige Ehrfurcht auf dem Boden, den der größte unserer Könige so oft betreten hatte. Durch das stille, fast tote Potsdam rannten wir wie Feuerläufer, hörten aber doch auf dem Turme der Garnisonkirche das Glockenspiel „Lobe den Herren" bei einer vollen, „Üb immer Treu und Redlichkeit" bei einer halben Stunde anstimmen. Ganz gefangen nahm den Blick der landschaftliche Zauber um Potsdam. Herrliche Wälder auf sanften Höhen, weite grüne Wiesen von breiten, silbernen Wasseradern durchschnitten, der breite Strom mit seinen vielen stattlichen Lastkähnen und grünen Inseln, die blitzenden Seen und leuchtenden Schlösser in grüner Parkumhegung: „Das soll die arme, reizlose Mark sein?" fragte ein Amtsbruder. „Wahrlich, Verschwendung hat hier die Natur getrieben!"

Von den Männern, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, von dem Könige, den Prinzen, Ministern u. a. Großen habe ich leider nichts gesehen und gehört. Ich war in Rom gewesen und hatte den Papst nicht gesehen. Nur das bescheidene Palais des Kaisers und die naturfrische Pracht von Schloß Babelsberg habe ich bewundert.

Noch ein kleines, lustig-schmerzliches Abenteuer sei erwähnt. Unter den vielen herrlichen Genüssen, welche die hauptstädtischen Lehrer ihren Kollegen aus den Provinzen und andern deutschen Staaten verschafften, war auch eine unentgeltliche Vorstellung im Opernhause.

Leider konnte nur etwa die Hälfte der fremden Gäste Billette erhalten. An einem Morgen sollte die Ausgabe derselben erfolgen. Jeder rüstete sich zum Kampfe um ein Billet. In aller Frühe war die verschlossene Gnadenpforte schon umlagert. Wie ein schwarzer, zottiger Bienenbart, der vor dem Ausschwärmen am Stocke niederhängt, lag es lang und schwarz von billethungrigen Lehrern zwischen den Schlagbäumen und wartete des Augenblicks, da eine Hand den Schalter öffnen und die Einlaßmarken austeilen würde. Wer kam, mußte sich hinten an den unheimlichen Heerwurm hängen, der dadurch immer mehr in die Länge wuchs.

Doch nicht alle Spätlinge waren redliche Leute, die sich geduldig als neue Glieder an den Heerwurm fügten. Etliche lose Leute schlüpften unter dem Hürdenzaune hinein und zwängten sich zwischen die vorderen Glieder; dadurch ward endlich die Enge und das Gedränge so arg, daß die Seele schier im Leibe verzagte.

Nur ganz, ganz langsam rückte das vielköpfige, billethungrige Schlangenungetüm weiter. Ja, da ein Regen hernieder zu rieseln begann, bekam das Ungetüm auch noch hunderte von schwarzen Schuppen aus Regenschirmen, und gar freundnachbarlich leitete der eine dem andern das Wasser vom Schirmdache in den Nacken oder in die Schuhe.

„Ernst ist das Leben, aber heiter die Kunst!“ scherzte einer neben mir. Mir aber verging der Spaß. Über eine Stunde hielt ich in der Presse aus, dann aber ging mir der Atem aus; meine Brust war wie in einem Schraubstocke, so daß ich seitdem sehr wohl weiß, wie einem Mäuslein zu Mut ist, das unter einem harten Ziegelsteine zerquetscht wird.

Und nicht hinaus konnte ich aus der Umklammerung! Endlich ließ ich mich auf die Erde fallen und kroch zwischen den Beinen meiner Preßplatten hinaus aus der Hürde. Erleichtert atmete ich auf und verzichtete gern auf das Opernbillet, aber acht Tage habe ich Brustschmerzen infolge des grausamen Druckes gehabt.

Die Billetkämpfer, die nur Streiche in die Luft gethan hatten, wurden durch eine Vorstellung im Schauspielhause entschädigt. Ich sah „Minna v. Barnhelm" und freute mich, zum zweitenmal in meinem Leben die mimische Darstellung mit meinen Vorstellungen von Kunst in völligem Einklang zu finden.

Im Krollschen Garten verbrachten wir einen zauberhaften Abend und hatten dabei im Gespräche vielfach Gelegenheit, die Schlagfertigkeit und den Witz der echten Berliner zu bewundern.

Wie groß Berlin und wie unendlich seine Lerndinge waren, wußte ich nun, und damit genug! Ich hatte in der kurzen Zeit zu viel gesehen und erlebt; nun galt's, daheim den Wirrwarr zu ordnen. „Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig; die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig!"

Wie in der Natur, so schien auch für die Stadt Berlin der Frühling angebrochen. Alles deutete auf größeres Wachsen und Werden; überall zeigten sich Revolution und Produktion, Umsturz und Neubau im Bunde.

Ein ähnliches unfertiges Gärungsbild bot auch mein Inneres. Eine rechte Freude an dem Reisegewinn wollte nicht aufkommen. Ich faßte nicht, was ich besaß; ich beherrschte nicht, was sich in mich hineingedrängt hatte. Aber wie eine Taube des Friedens schwebte über dem Tumult der unbeherrschten und ungeordneten Vorstellungen die Wahrheit: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre."

In die Weite strebt der Geist hinaus und fordert vom

Ganzen seinen Anteil, aber in die Stille und Enge flüchtet sich das Herz, sucht und findet sein Glück in der Beschränkung. Befruchtung von draußen, aber Wachstum von innen!

8. Zweierlei Glauben, aber eine Liebe.

Der Besuch von Freunden hat immer zu meinen besten Freuden gehört. „Hinaus auf Reisen, herein zu Besuchen!“ so liebte ich's.

Auch in E. klopfte mancher liebe Gast an unsere Thür und fand herzliche Aufnahme. Einem dieser Besuche muß ich ein besonderes Plätzlein in meinen „Brosamen“ widmen, er verdient's.

Es war gegen Abend, und wir saßen bei Tisch. Da klopfte es an die Thür, und wir riefen mehrstimmig: Herein!

Die Thür ging auf, und herein trat eine ältere Frau in eigentümlicher Tracht, halb bäurisch und halb vornehm. Ihr Haar war glatt nach hinten gestrichen und oben in einen dicken Knoten geschlungen. Den Haarknoten bedeckte ein steifes, kostbares Häubchen. Zwei breite Seidenbänder hielten das Türmlein, deckten die Ohren zu und waren unter dem Kinn zu einer kunstvollen Schleife geknüpft. Hinten flossen breite Seidenbänder von dem Mützlein über den faltenreichen Mantel weit hinab. Aus dem hübschen Frauenantlitz glänzten uns mild und gewinnend in Wiedersehensfreude zwei gute Augen an.

Mit der Frau kam ein junger Mann, dessen Kleidung sofort den katholischen Geistlichen verriet. Sein rundes Gesicht, die hellgrauen, etwas matten Augen und ein freundliches Lächeln strahlten in Gutherzigkeit und Erkennungsfreude.

Mit einem Freudenrufe umfaßte meine Gattin die fremde Frau, und mit Kuß und Handschlag begrüßte ich den geistlichen Herrn.

Wer waren die Gäste, und was gingen sie uns an? Das muß ich erzählen und dazu etwas weit ausholen!

Als fahrender Schüler durchstreifte ich in den letzten Ferien vor dem Examen mit meinem „Zwillingsfreunde“ das schöne Werrathal. Von einem Berghange hernieder grüßten aus einem grünen Waldringe rote Ziegeldächer.

„Was ist das?“ fragte ich. „Gut Schönberg!“ war die Antwort.

„Die Aussicht von dort muß den Namen rechtfertigen!“ meinte ich. Mein Freund nickte. „Hinauf denn!“ mahnte ich, und sogleich begann der Aufstieg.

„Wem gehört das Gut?“ fragte ich unterwegs.

„Bisher war es ein adeliger Besitz der Keudellschen Erben“, antwortete mein Freund; „jüngst ist es jedoch in die Hände einer katholischen Familie vom Eichsfelde übergegangen. Es sollen schlichte, wackere, kirchlich fromme Leute sein.“

Wir langten oben an und fanden die Mühe des Steigens belohnt. Die Werra zog ihre schönen, silberglänzenden Windungen durch Wiesengründe. Beide Ufer hoben sich ziemlich steil und zeigten eine wechselvolle Gliederung. Das linke kleidete reicher Waldschmuck, und dazwischen hoben sich schroffe Felswände weißgrau ab. Wie ein knorriger Riese stieg der Heldrastein über die andern Berge. Durch einen breiten Riß der linksseitigen Uferwände sah man die dunkle Kette des Thüringerwaldes; über Eisenach leuchtete die Wartburg, und ihre Fenster glühten im Sonnenfeuer. Das rechte Ufer war von ganzen Obstbaumwäldern bedeckt. Über der altertümlichen Stadt T r e f f u r t reckte die Ruine Normannstein ihre Mauern und Türme empor. Wir standen auf dem Gutshofe und suchten uns zurecht zu finden in dem Gewirr von Bergen und Thälern, Wiesen und Feldern, Dörfern und Städten drunten.

Da trat aus der offenen Hausthür eine Frau in mittleren Jahren. Aus dem anmutigen Gesichte sprach Wohlwollen, aus den Augen Geist und Güte. Wir grüßten und entschuldigten unser Eindringen. Als sie den Namen meines

Freundes hörte, rief sie: „O du allerheiligster Tag, das freut mich! Ihre Mutter kenne ich und werde ihr immer dankbar bleiben für die herzlichen Wünsche und Winke, die sie für uns hatte, als wir hierher zogen. — Wollen Sie aber nicht hinauf in unser Erkerzimmer steigen? Da können Sie die Gegend viel besser überblicken. Im Hause freilich dürfen Sie sich nicht umsehen! Da steht und liegt alles noch wild durcheinander, denn wir stecken im Bauen, wie Sie sehen."

Sie nötigte uns hinauf in das schöne Erkerzimmer, und in der That war die Aussicht von hier überraschend schön; Nähe und Ferne wetteiferten um den Preis. „Steine in der Nähe und gute Aussichten in der Ferne!" sagte lächelnd unsere Führerin.

Das Zimmer selbst zeigte eine einfache, aber solide Ausstattung mit braunen Möbeln aus alter Zeit. Das ganze Hauswesen machte nicht den Eindruck eines bäuerlichen Heimwesens, obwohl die Tracht der freundlichen Frau auf bäuerliche Herkunft deutete. Die Weise ihrer Unterhaltung, die bescheidene Zurückhaltung, die aufmerksame Verbindlichkeit und der sympathische Klang ihrer Stimme wirkten überaus wohlthuend und verrieten eine an Geist und Herz gebildete Frau.

Als wir treppauf stiegen, merkte ich, wie sie einem freundlichen Mädchen von etwa 15 Jahren einen Wink gab. „Das ist unser Mareiannchen!" sagte sie lächelnd, „eine Waise, der ich gern die tote Mutter ersetzen möchte." Als wir uns satt gesehen und allerlei Rede und Gegenrede getauscht hatten, stiegen wir hinab und wollten uns dankend verabschieden. Sie aber wehrte: „Nein, nein, das geht so schnell nicht! Sie sind müde und durstig geworden und müssen eine kleine Erfrischung annehmen!"

Wie wir uns auch sträubten, die gute Frau zwang uns hinein ins Familienzimmer, wo die rosige Mareiann einen guten Imbiß, wie ihn das Haus bot, aufgetragen hatte. Besonders gut that uns der kühle Haustrunk, ein erfrischendes Halbbier.

Der Gutsherr kam vom Felde und begrüßte die Fremdlinge an seinem Tische als willkommene Gäste. Sein Wuchs war hoch, sein Gesicht mager, scharf geschnitten und sonngebräunt, das Augenpaar tiefliegend und von klugem, aber düsterem Ausdruck. Er setzte sich zu uns, aß und trank mit gutem Appetit.

„Wird Ihnen die Einsamkeit nicht lästig?" fragte ich im Laufe der Unterhaltung. Frau Regina antwortete: „Wenn man seine Arbeit zu thun, die Kinder zu erziehen und das Gesinde zu regieren hat, da hat man keine Zeit zu Wünschen und verlangt nicht nach der Welt. Die weiten Kirchgänge sind zwar beschwerlich, haben aber auch ihr Gutes; man sammelt seine Gedanken und stimmt das Herz. Am übelsten sind unsere Jungen mit ihren weiten Schulwegen daran. Sie werden aber dabei abgehärtet und klagen nicht über jeden Schnupfen."

Der Mann fügte hinzu: „Wer die Menschen kennt, flieht sie eher, als daß er sie sucht. Man wird nicht besser in ihrer Gemeinschaft."

Darauf sie: „Und doch lernen sich die schönsten Tugenden, die Selbstbeherrschung und die Liebesbethätigung, nur im Verkehr mit den Menschen! Wir sind ja aber nicht so fern von ihrer Gemeinschaft, daß wir nicht Gelegenheit zur Übung dieser Tugenden hätten. Unsere große Hausgenossenschaft bietet schon genug Gelegenheit dazu. Daß aber auch das Herz nicht leer ausgehe, so kommen uns nicht selten liebe Gäste. Die sind dann immer besonders willkommen."

„Wer nichts entbehrt, ist glücklich!" sagte mein Freund. „Nur das schmerzliche Entbehren irgend eines Gutes macht unglücklich."

Ich setzte hinzu: „Es ist ein Irrtum, daß man in der Einsamkeit sich selbst entfliehen könne. Unsere Gedanken und unsere Neigungen gehen überall mit uns hin und finden selbst in der Wüste Nahrung."

Da seufzte die liebe Frau und blickte ihren Mann schmerzlich an. Dieser warf ihr einen, wie es schien, unwilligen Blick zu; da faßte sie seine rauhe Arbeitshand, streichelte sie und blickte ihm bittend in die Augen. Er aber sagte halblaut vor sich hin: „Ja, ja, die Welt und unser Sinn geht überall mit uns, und unser Dämon auch!“ Er sah ein Weilchen starr vor sich nieder, dann warf er den Kopf in die Höhe, stand rasch wie mit einem Ruck auf, bot uns die Hand und sagte: „Die Herren entschuldigen mich. Erntewetter ist für den Landmann nicht zum Vergnügen da, sondern zur Arbeit.“

Wir brachen gleichfalls auf. Vor der Thüre standen zwei Knaben. „Meine zwei Jüngsten!“ sagte die Mutter. Der eine hatte das runde Antlitz und den sanften Blick der Mutter, der andere das scharfe Gesicht und tiefe Auge des Vaters. Als die Knaben scheu und gewunderig seitab stehen blieben, rief ihnen die Mutter zu: „Nun, wißt Ihr nicht, was sich schickt?“ Da kamen sie heran, reichten uns die Hand, grüßten höflich und gaben auf unsere Fragen etwas unsicher Bescheid. „Die Einsamkeit macht menschenscheu!“ meinte die Mutter. „Im Winter werden wir sie doch zu guten Leuten im Kirchdorfe bringen, damit sie etwas Selbstvertrauen lernen.“

Endlich wollten wir abtrollen, da rief die Frau: „Dort kommt mein Ältester von seinen Bienen und Bäumen; den müssen Sie doch auch begrüßen!“ Das geschah denn. Der Herr Christoph mochte ein paar Jahre älter als ich sein, war einen halben Kopf länger, hatte einen kräftigen Körper, gewandte und energische Bewegungen und tiefliegende hellgraue Augen. Nach ein paar Worten hinüber und herüber verabschiedeten wir uns mit herzlichem Danke. Bis zur Waldecke gaben uns die guten Menschen das Geleit.

„War das nicht wunderschön von wildfremden Menschen?“ fragte ich. „Wie reiche Zinsen hat die Freundlichkeit Deiner Mutter getragen!“

„Es war mehr als schön;“ sagte mein Freund, „so kann nur die Herzensgüte handeln.“

„Ein eigentümlicher Gegensatz zwischen Mann und Frau!“ fing ich wieder an. „Sie das klare, ruhige Wohlwollen, er die hastige, unruhige Thatkraft! Und wie sonderbar die plötzliche Verstimmung und das fast ruckweise Abbrechen der Unterhaltung!“

„Das sonnige Haus wird auch seinen Schatten haben wie jedes andere!“ meinte mein Freund.

„Aber ein nettes kleines Reiseereignis war doch diese Begegnung!“ schloß ich. „Was für eine liebe Frau! Ich möchte sie nicht zum letztenmal gesehen haben!“ —

Der Wunsch ging in Erfüllung. Ein paar Monate später zog ich als Lehrer in das Dörflein ein, wozu Gut Schönberg gehörte. Sobald es ging, besuchte ich die lieben Menschen. Mit großer Freude wurde ich willkommen geheißen. Unsere erste zufällige Begegnung wurde als freundlicher Fingerzeig für die Zukunft gedeutet.

„Wie oft sagt das Herz vorher, was zusammen gehören soll!“ meinte Frau Regina.

„Aber nicht immer kommt zusammen, was innerlich zusammen gehört!“ mußte ich erwidern. „Das Wasser war viel zu tief!“ heißt's im Volksliede. Gott möchte so gern vereinen, die Menschen aber trennen.“

„Ach ja!“ seufzte sie, „wie vieles tritt dazwischen und möchte scheiden, was Gott zusammenfügt!“

„Zum rechten Finden gehören die Augen des Herzens und die Willigkeit des Gemüts!“ schloß ich.

Von nun ab wanderte ich oft gegen Abend nach dem Schönberge und war glücklich im Kreise der herzlieben Menschen. Wir saßen traut im Erkerzimmer oder in der Laube zusammen und tauschten alles aus, was Herz und Gedanken bewegte. Manches Vorurteil gegen Lehre und Kultus der katholischen Kirche schwand im Verkehr mit diesen wahrhaften

Christen. Streng herrschte in der Sitte des Hauses das Gesetz der Kirche, aber mild waltete im Leben der Geist Christi. Wie oft wir auch religiöse Gespräche führten, nie entzweiten oder erhitzten wir uns über kirchliche Lehrsätze. „Die Kirchenlehren sind Sache der Kirchenlehrer;" — sagte Frau Regina, — „was verstehe ich dumme Frau davon! Meine Sache ist das Leben nach dem Willen des göttlichen Stifters der Kirche. Und da fehlt so viel, daß ich gerade genug mit dieser Sorge zu thun habe."

„Daß die Menschen in ihren Gesprächen so gern hinaus auf das weite und ferne Gebiet der Dogmen schweifen!" meinte ich. „Viel näher liegt doch die Erfahrung des eigenen Herzens und Lebens. Darüber könnte man reden, und da würde man sich oft begegnen und einen; im Dogmenstreite aber entfernt und entzweit man sich meistens. Ist's doch, als ob der Mensch der eigenen inneren Pflicht entfliehen und auf fremden Gefilden sich umher tummeln wollte! Wem es um Selbsterkenntnis und Selbstbesserung, um rechtes Thun und Lieben zu thun ist, der wird sich hüten, im Dogmengezänk seines Glaubens innere Kraft zu gefährden. Stets geht beim Streiten und Zanken die Liebe verloren. Und wo die Liebe nicht ist, da ist auch nicht die Wahrheit, da ist Christus nicht."

„Was für eine Einsicht in die Dinge unseres Heils haben Sie schon bei Ihrer Jugend!" sagte Frau Regina. „Da muß ich mich ja schämen!"

„Ach, und hätte ich wirklich Einsicht," sagte ich seufzend, „was hilft sie ohne das rechte Leben! Sie haben das rechte Leben und damit das höchste Ziel des Christenberufes. Wie der Pendelschlag das Uhrwerk, so bewegt Sie die religiöse Gewohnheit, die mit dem Hellblick des Herzens gepaart ist. O könnte ich von Ihnen das rechte Leben lernen! Wie ärmlich hinkt mein Thun oft hinter meiner Einsicht her!"

Im Urteil über andere war Frau Regina stets mild, während ihr Mann — immer wahr und rasch — zuweilen

mit scharfer Klinge dazwischen fuhr und auch ein fremdes Ohr so wenig schonte wie Petrus das des Malchus. „Ich habe genug mit mir zu thun, wie dürfte ich andere meistern!“ sagte sie. „Wer sich selbst recht kennt, wird gern nachsichtig gegen andere sein.“

Im Hause waltete sie rastlos und umsichtig, streng und doch milde, so recht als weise Fürstin. Schöne Ordnung, feste Gewohnheiten, freundlicher Verkehrston waren die sichtbaren Spuren ihres Wirkens. Das Gesinde folgte ihr willig und las meist die Befehle aus dem freundlichen Auge der Herrin. Bei der Abgelegenheit des Gutes waren brauchbare Dienstboten nicht leicht zu erhalten, und so mußte sie's auch mit manchem „bösen Stück“ versuchen. „Das ist meine Schule der Geduld!“ sagte sie. „Wie oft fällt die Prüfung noch schlecht aus!“ Ich aber wußte, daß manches „böse Stück“ durch sie auf den rechten Weg geführt wurde. Offene Augen, offenes Herz und offene Hand predigen stets eindringlicher als ein keifender Mund.

Ihre Kinder gewöhnte Frau Regina ohne viel Worte durch ihr Beispiel zu Fleiß, Gehorsam, Frömmigkeit und Wohlanständigkeit. Das bescheidene, freundliche und entgegenkommende Wesen derselben gewann ihnen sofort alle Herzen.

„Ich kann leider wenig für die Erziehung meiner Kinder thun!“ klagte sie einst. „Höchstens gewöhne ich sie durch stetes Anhalten an die schlichten Pflichten des Hauses und an die heiligen Pflichten der Kirche. Vor allem möchte ich sie fromm haben, dann werden sie auch brauchbar. In der Treue gegen Gott wurzelt die Treue in menschlichen Pflichten.“

„Erziehung ist ja zunächst Gewöhnung!“ sagte ich. „Die Gewohnheit regiert unser Leben, unser Thun und Lassen wie ein unfehlbarer Tastsinn. Sie vererben Ihren Kindern die heilsamen Erfahrungen Ihres Lebens nicht durch Reden, sondern durch das Vorthun und die zähe Gewöhnung. Die Einsicht, warum dies und das gut ist, kommt erst später.

Zunächst sind Sie der Verstand Ihrer Kinder und überliefern ihnen das abgeklärte Erfahrungsresultat Ihres Lebens ohne Begründung. „Die Mutter will es haben!" das ist die Begründung. Die mütterliche Autorität muß alles Zweifeln, Schwanken und Weigern in den Kindern niederschlagen. Nach und nach rücken die Gewohnheitsakte durch Erfahrung und Unterricht in das Licht der Einsicht. Mit Gewöhnung fängt die Erziehung an, und mit Einsicht hört sie auf."

Nach meiner Verheiratung wurde der Verkehr mit den lieben Menschen noch inniger. Meine Frau liebte den Schönberg, wo sie zwei Jahre mit ihrem Bruder gehaust hatte; nun lernte sie auch die Menschen lieben, die ihrem Bruder im Besitze gefolgt waren. Wie viel erhebende und herzbeglückende Stunden haben wir dort zugebracht! Tief befriedigt und im rechten Wollen gekräftigt zogen wir immer heim.

Mit dem ältesten Sohne verkehrte ich freundschaftlich. Seine Liebe zu Bäumen, Bienen und Gartenarbeiten teilte ich. Oft kam er zu uns, am liebsten bei Gelegenheit des Kirchganges. Er fühlte sich sehr behaglich in unserem Heim, besuchte mich in der Schule, fragte um dies und das, las meine Bücher und spielte mit unserem Töchterlein, das in hellen Jubel ausbrach, wenn das gute Gesicht von Onkel „Obse" am Fenster erschien.

In jener Zeit kam eine Mission in diese Gegend des Eichsfeldes. Einige redegewandte Pater hielten Gottesdienste zu allen Tageszeiten und für alle Stände. Ihre Wirksamkeit war eine außerordentliche, die von ihnen angeregte Bewegung eine tiefgehende. Alles strömte zu den Kirchen und Beichtstühlen. Überall richtete man Missionskreuze zum Andenken an „die Zeit der Gnaden" und als Bußwecker auf. Von den Missionaren sprach man wie von höheren Wesen. Von ihrer Herkunft wußte man allerlei Geheimnisvolles, von ihrer Bekehrung allerlei Wunderbares zu erzählen. Einer war ein Prinz, der um Christi willen der Herrlichkeit der Welt ent-

sagt hatte. Über die strenge Lebensordnung der Fremdlinge, über ihre Speisen, Getränke u. dergl. raunte man sich allerlei seltsame Kunde zu. Das Geheimnis, das Losgelöstsein von allem Menschlichen wirkte wie ein Zauber auf die gläubigen Christenleute.

Mein Freund Christoph war einer der eifrigsten Kirchenbesucher, und manches Missionskreuz half er zimmern und errichten. Auch auf dem Schönberge nahe beim Wohnhause in einem lauschigen Waldwinkel errichtete er ein Missionskreuz und schuf aus Busch und Baum eine schattige, anheimelnde Laubgrotte. Sie wurde hinfort unser Lieblingsplätzchen.

Zu den Missionsgottesdiensten holte mich Christoph zuweilen ab. Ich hatte ihn darum gebeten. Wer die Wahrheit und das Glück sucht, der darf Wege und Mühen nicht scheuen. Und der Stimmen sind viele, durch die Gott zu unserem Herzen spricht. Wer gleichgiltig die Gelegenheit zur Belehrung verschmäht oder sich mit seichtem Spotte gegen innere Verpflichtungen panzert, der versperrt der Wahrheit den Zugang und wird immer im Finstern tappen. „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“

Die Wirkung der Predigten war auch auf mich eine bedeutende. Bei kühlem Blute mußte ich mir freilich sagen, daß sie neue Wahrheiten nicht enthielten, ja in einigen Ausfällen gegen „Irrgläubige“ der historischen und psychologischen Wahrheit entbehrten. Die Wirkung beruhte hauptsächlich in der geheimnisvollen Persönlichkeit der Prediger und in den rednerischen Kunstmitteln. Die Sprache war volkstümlich, der Ton überzeugend und der Appell an jedes Herz unmittelbar und persönlich.

Eines Abends predigte der Pater „Prinz“ bei Kerzenschein ergreifend, mit sinnlicher Kraft und Glut in seinen Schilderungen, über Himmel und Hölle. Mit erhobener Stimme rief er am Ende in die lautlose, dicht gedrängte Versammlung: „Nun kennt ihr die Ziele! Nun wißt ihr die Wege!

Nun wählet! Wollt ihr nach dem lichten Salem droben oder in den dunkeln Abgrund drunten? Ewig, ewig währt dort die Freude, hier die Pein. Ewig! Bedenket das und wählet, wählet!"

Und plötzlich war der Prediger ohne Amen verschwunden wie durch eine Versenkung, die Kerze neben ihm aber erloschen. Mit angehaltenem Atem standen alle und starrten empor. Er kam nicht wieder. Endlich löste ein tiefer, banger Seufzer die Spannung. Sich still bekreuzend, schlich die Menge hinaus. Kein lauter Fußtritt sollte den Zauber zerstören.

„Das geht ans Herz! Das sitzt!" rief mir Christoph zu. „Mußt Du nicht gestehen, daß man auf bessere Weise sich und seine Bestimmung nicht kennen lernen kann?"

„Es ist ergreifend, in der That!" antwortete ich. „Bei vielen ist aber die Wirkung nur eine Sinnenerschütterung, noch lange keine Herzensbekehrung. Das muß ein Leben währen, muß Tags- und Lebensarbeit sein. Aber ein trefflicher Anstoß kann solche Predigt sein. Und wir bedürfen der fortgesetzten Anregung, weil wir gar zu leicht in ein Gewohnheitstreiben, ja in einen inneren Schlendrian verfallen. Neues hat mir der Pater nicht gesagt. Aber die alte Wahrheit hat er in eigenartiger Fassung gebracht. Die innere Kraft des göttlichen Wortes hat er durch die Glut seiner Begeisterung, durch die äußere Kunst seiner Rede und durch die sinnlich reizvolle Weise des Kultus flüssig und wirksam gemacht. Aber Begeisterung ist eine Augenblicksblume, die bei den meisten Menschen rasch verwelkt; die wahre Frucht des religiösen Lebens muß dauernde Gewissenhaftigkeit, ein stetes Leben in Gott sein."

Frau Regina nahm gewissenhaft an allen religiösen Übungen teil, welche die Missionare anordneten und leiteten, aber sie meinte: „Ach, wer kann sich im Alltagsleben auf solcher Höhe des Gefühls erhalten! Eigentlich müßten wir doch immer so leben, daß wir solcher besonderen Aufrüttelungen nicht bedürften!" —

Wochen und Monate schwanden. Da kam für das liebe Haus ein schwerer Tag, in den Frieden dieser Familie ein tiefer Riß. Was ich beim ersten Besuche geahnt hatte, war eine Thatsache: das Glück hatte seinen Schatten. Der Gutsherr wurde zuweilen von dem finstern Geiste der Schwermut geplagt. Dann packte den klaren, energischen Mann eine fieberhafte Unruhe und trieb ihn rastlos hin und her. Wehe, wer ihm dabei quer in den Wurf kam! Wie ein verheerendes Unwetter brach die krankhafte Reizbarkeit los; oder er schloß sich in das Erkerzimmer, suchte sich zu betäuben und versank in dumpfes Brüten. Wochenlang dauerte manchmal dieser Zustand, der zwischen stumpfer Gleichgiltigkeit und hochgradiger Erregung auf und ab flutete und ebbte. Schwer, sehr schwer war das Leben in dieser Zeit für die Hausgenossen, insonderheit für die Gattin. Das ganze Hausregiment lag dann in ihrer Hand. Überall mußte sie sein, nach allem sehen und dabei den kranken Mann pflegen, aufheitern, liebevoll anregen oder ernst aufmuntern. Ihre einzige Stütze war dabei ihr ältester Sohn. Nur durch freundliche Teilnahme konnten wir ihr in solchen Wochen die fast überschwere Bürde etwas erleichtern.

Als meine Frau einst sagte: „Was Sie tragen, ist doch zu schwer für eine Frau!“ meinte sie: „Gott erzieht jedes seiner Kinder, wie es seine Natur erfordert. Mein Wesen hat er wohl gekannt, darum hat er mir etwas mehr als andern aufgelegt. Ich bin so gern leicht und lustig, daß ich ohne solche Bürde wohl ein leichtfertig Stück geworden wäre. So aber vergeht mir der Leichtsinn!“

Das schwerste Kreuz verbitterte sie nicht, sondern verklärte ihr Wesen. Das ist ja rechte Frauenart, daß sie alles Bittere in Honig wandelt, immer freundlich bleibt, auch im Ernste, immer liebevoll, auch in der Strenge, immer sanft, auch in der Erregung, immer streng gegen sich und mild gegen andere.

Frau Regina klagte oft über ihre Heftigkeit und Ungeduld: „Der Zorn reißt in einer Minute nieder, was die Güte in langen Tagen mühsam aufbaut. Und je sicherer wir uns fühlen, desto näher ist der Fall. Schon mehrmals bin ich ein paar Stunden nach der seligsten Erhebung in der heilgen Kommunion in sinnlose Heftigkeit über irgend eine Unordnung oder Unfolgsamkeit geraten. Es ist, als ob der böse Feind nie geschäftiger sei, als wenn wir uns Gott am innigsten nähern. Ach, daß man sich selbst nie auskennt, daß man so schwer Herr über sich selbst wird!"

Die Bürde der Gattin wurde gemehrt durch die Sorge der Mutter. Ihr Ältester trug sich fortwährend mit Auswanderungsgedanken. Amerika war sein Lieblingsthema im Gespräche und bei der Wahl seiner Lektüre. Der eine Gedanke erfüllte und beherrschte ihn schließlich ganz. Das Kleinste wird ja groß und übermächtig, wenn es allein die Seele füllt. Ich bekämpfte anfänglich seine Pläne, aber desto hartnäckiger behaupteten sie ihren Platz. Je enger man in energischen Naturen einen Gedanken eindämmt, desto mächtiger stürmt und drängt er.

„Was treibt Dich nur fort von der heimatlichen Scholle, die Dir Arbeit und Freude für die Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft bietet?" fragte ich ihn.

„Am meisten ein dunkler, unwiderstehlicher Drang!" war seine Antwort. „Mir ist, als ob ich nur über dem großen Wasser mein wahres Glück finden könne. Hoffnungen sollen mir hier blühen? Ich wüßte nicht, welche! Die Krankheit meines Vaters ist unheilbar, das Leben mit ihm oft überschwer. Meine Eltern sind noch rüstig, und ich darf nicht daran denken, sie auf den Altensitz zu drängen. Noch vier Brüder sind da, die erzogen sein wollen. Und geht's einmal an die Vererbung, so wird's auch kein großes Glück sein, das Gut zu übernehmen und die Brüder auszuzahlen. Ich will den jüngeren freie Bahn machen. Meine Neigung zu Bienenzucht, Wein-

und Obstbau wird drüben auf einer großen Farm ein besseres Feld als hier finden. Und noch eins treibt mich fort! Ich habe ein Glück gehofft und — verloren! Ich glaubte ein Herz zu gewinnen, und ein anderer ist mir zuvorgekommen! Mir ist's, als ob ich mit allen Wurzeln aus dem Boden Europas gezogen wäre. Ich muß fort! Haltet mich nicht auf!"

„Sie bringen ihn nicht von seinen Plänen ab!" sagte ich zu den bekümmerten Eltern. „Ihr Widerstand steigert nur seine Neigung. Lassen Sie ihn ziehen! Nur die Erfahrung kann ihn heilen oder beglücken. Die Arznei ist bitter und teuer, aber eine andere wirksame giebt es nicht!"

Mit schwerem Herzen gaben endlich die Eltern ihre Zustimmung. Mit Seufzern und Thränen rüstete die Mutter, mit frohen Hoffnungen der Sohn zur Abfahrt. Mehr als sonst gingen wir jetzt zu den Freunden und halfen trösten und beraten. Die starke Frau wurde schwach als Mutter; das Herz wollte ihr brechen. Der Sohn, der in schweren Stunden ihr Vertrauter und Helfer gewesen war, wollte sie verlassen; allein sollte sie wieder ihren Kummer und ihre Pflichtenbürde tragen!

Der zweite Sohn war im Priesterseminar. Er erfüllte aus innerer Neigung den Herzenswunsch seiner Mutter; ein größeres Glück kann ja eine fromme katholische Mutter nicht erleben, als ihren Sohn, zum Priester des Herrn geweiht, das Opfer der heiligen Messe darbringen zu sehen. Der dritte Sohn war in die Lehre eingetreten. Die beiden Jüngsten konnten noch nichts helfen, sondern mehrten nur die Sorgenlast der Mutter.

„Ach, du mein alles!" seufzte die liebe Frau, „wie werde ich mein Schicksal tragen!"

„Mit demselben Herzen und derselben Treue wie bisher!" tröstete ich. „Vor der Aufgabe zagt das Herz, drin aber wächst die Kraft!"

Der Abschiedstag kam. Ich sollte Christoph begleiten.

Hin- und Herrennen im Hause, hier Thränen, dort verhaltenes Schluchzen wie bei einem Leichenbegängnis! Die Mutter ging ordnend hin und her wie eine versteinerte Klage; nur die Sorge in ihr war noch geschäftig; das ist ja auch eine Art Schmerzstillerin. Zum letztenmal ordnete die Mutter dem lieben Sohn alles, wie er's gern hatte. Er sollte das Gewohnte draußen nicht entbehren.

Der Vater hatte sich in einem Anfall seines alten Übels in die Erkerstube eingeschlossen. Der Wagen fuhr vor und hielt an der Freitreppe. Wir bestiegen ihn, und alles umstand ihn weinend. Nur das Mutterauge war ohne Thränen. Als sie aber den Sohn zum letztenmal umschlang, da brachen auf die Brunnen der großen Tiefe eines heiligen Mutterschmerzes. Und als die Rosse anzogen, da brach sie mit einem Weheschrei zusammen und streckte ihre Hände verzweiflungsvoll gegen den Himmel.

Droben klang das Fenster der Erkerstube, und ein düsteres Antlitz erschien auf einen Augenblick. Eine Hand erhob sich wie zum Segen. Das war der Abschied des Vaters.

Christoph aber umfaßte mich krampfhaft und schluchzte: „Hätte ich gewußt, wie weh das Scheiden thut, ich wäre geblieben und hätte mein Los wie tausend andere getragen."

Jetzt machte der Wagen eine Wendung, und noch einmal blickten wir zurück. Da kniete die Mutter noch mit erhobenen Händen, und gegen die Scheiben der Erkerstube war das düstere Antlitz des Vaters gepreßt.

Der Wagen rollte; die Hochflut der Empfindung sank; schweigend hing jeder seinen Gedanken nach. Drei Stunden weit, bis zu seiner Geburtsstätte, begleitete ich den Freund. Allerlei wurde noch beraten und versprochen. Vor allem sollte ich oft seine Eltern besuchen und aufheitern. Endlich kam auch für uns das Scheiden.

„Vergiß mich nicht!" bat der Scheidende, „und werde

ich als liebloser Sohn von andern gescholten, so entschuldige mich; Du weißt's ja besser!"

„Gott geleite Dich und lasse Dich in der neuen Welt Frieden und Glück finden!" wünschte ich ihm mit nassen Augen und schwerem Herzen. „Zweierlei Glauben hat unsere Liebe nicht hindern können; auch das Weltmeer soll die Herzen nicht trennen."

So schieden wir. Wenn ich aber heute nach fast 30 Jahren auf stolzer Eisenbahnbrücke über den Ort wegfahre, wo ich einst dem Freunde Lebewohl sagte, da bewegt sich jedesmal mein Herz.

Als ich abends daheim anlangte, war ein Bote da und rief mich dringend nach dem Schönberge. „Der Jammer sei groß!"

Ich eilte sogleich hin und fand meine mütterliche Freundin völlig aufgelöst in Jammer und Thränen.

„Mein Sohn! Mein Christoph! Wie soll ich leben ohne ihn!" klagte sie mit gerungenen Händen. „Holen Sie ihn wieder, ach, holen Sie ihn wieder!" flehte sie mich an. „Mein Mann krank, Joseph im Priesterseminar, Philipp in der Lehre, Karl und Bernhard bei aller Willigkeit doch nur Kinder, Christoph fort auf immer, ich allein, allein, so ganz allein mit meinen Schmerzen und Sorgen: o du allerheiligster Tag, wie soll ich's tragen, ich armes, schwaches Weib!"

Ich beruhigte und tröstete sie, so gut ich's vermochte. „Holen Sie ihn nicht wieder!" riet ich aber dringend. „Sie würden nur den Jammer erneuern, denn von seinen Plänen und von seinem Sehnen kommt Christoph nicht los. Nur draußen kann er von seiner Wanderlust genesen. Vielleicht führen ihn Enttäuschungen und Heimweh sehr bald zurück. Findet er aber draußen das gesuchte Glück, dann werden Sie es ihm doch am ersten gönnen. Ein Sohn ohne rechte Lebens- und Arbeitsfreude ist Ihnen hier auch nicht viel nütze."

Allmählich beruhigte sich die arme Mutter. Sie fand ihren klaren Blick und ihr starkes Herz wieder. Das Pflicht-

bewußtsein, daß sie für ihren kranken Mann denken und für ihre Kinder sorgen müsse, bemeisterte den Schmerz. In herzlichen Gesprächen blieben wir bis Mitternacht zusammen. „Ach, heftig wie mein Wesen ist auch mein Schmerz!" klagte sie. „Hätte ich nicht die Pflicht und den Aufblick zu Gott als Bändigungsmittel, ich wüßte nicht, was geschähe!"

Ich blieb über Nacht auf dem Schönberge und kehrte erst in der Frühe des nächsten Morgens heim. Die Freundin stand schon wieder fest und treu auf ihrem Pflichtposten, und nur der müde, schmerzliche Blick verriet den Sturm des gestrigen Tages.

Unter dem ergreifenden Eindruck jener Abschiedsscene schrieb ich damals ein Gedicht nieder, das zwar keinen Anspruch auf poetische Kunst machen kann, dagegen die Wahrheit jener Lage und Stimmung besser abspiegelt als jede Beschreibung. Ich lasse es darum hier folgen!

Des Sohnes Abschied von der Mutter.

Die Mutter:

1. Zieh hin, mein Sohn!
Hab' ich so viel getragen,
So trag' ich wohl auch diesen Schmerz.
Krank ist dein Herz,
Am Sehnen krank seit vielen Tagen
Und dir voraus ins Weite schon.

2. Ich weine nicht!
Der Quell ist ohne Thränen,
Verbraucht in meinem vielen Leid.
Und bist du weit,
So laß dein Herz sich nicht entwöhnen
Der Sehnsucht, die zur Mutter fliegt.

3. Ich bleib' allein!
Wohl lern' ich wieder weinen
Im Kämmerlein, im stillen Haus.
Nichts plaudert's aus!
Und auf des Feldes stummen Rainen
Wird Gott und dein Bild bei mir sein.

4. Der Wald ist nah!
Der Blätter tröstlich Rauschen
Giebt Himmelsruh', ich hoff's zu Gott.
In Herzensnot
Bet' ich zur Jungfrau, zu der keuschen,
Die alle meine Schmerzen sah.

5. Behüt dich Gott!
Und wandle seine Straßen!
O fändest du das rechte Glück!
Und komm zurück,
Wenn du im fremden Land verlassen
Und traurig issest Thränenbrot!

Der Sohn:

1. O Mutter, Mutter, ohne Thränen
Kann ich nicht gehn!
O kenntest du mein heißes Sehnen,
Du würd'st verstehn,
Wie selbst von solcher Mutter lieb
Mich fort das wilde Sehnen trieb.

2. Bekämpft hab' ich, o wie bekämpfet
Den Wandertrieb.
Doch nichts, doch nichts hat ihn gedämpfet,
Er blieb, er blieb!
So laß mich ziehn, damit geheilt
Dir einst dein Sohn ans Herze eilt!

3. Nur eine Heilung wächst mir Armen!
Ich muß es sehn
Das Land der Träume! Hab Erbarmen
Und laß mich gehn!
Wohl ist's des fremden Erdteils Frucht,
Was ich hier lang umsonst gesucht.

4. Ich muß, muß über Meere fahren
Und Fernen sehn.
Ich krank' am Sehnen ach! seit Jahren —
O laß mich gehn —
Und laß begleiten deinen Segen
Mich Armen auf den fremden Wegen!

5. O gönne mir aus deinen Augen
Den letzten Blick!
O laß von deinem Mund mich saugen
Das letzte Glück!
O Mutter, Thränen doch? Vergieb,
Daß ich sie dir ins Auge trieb!

Nicht lange darauf kam auch für uns die Scheidestunde von dem lieben Dörflein und unseren Freunden. Nur selten sahen wir uns seitdem, aber frisch blieb das Bild der lieben Frau in unserer Erinnerung. Weiter führte mein Lebensweg zu einer Anstellung in der Bezirks-Hauptstadt.

Und hier wurden wir eines Tages unerwartet durch den Besuch der Freundin und ihres geistlichen „Herrn Sohnes", dem ich früher auch herzlich nahe gerückt war, erfreut. Zwei Tage blieben die lieben Gäste bei uns, und wie Stunden deuchten uns die Tage. Im Dome las der geistliche Herr eine Messe, und ich begleitete die glückliche Mutter dahin. Gewissenhaft las er zur festgesetzten Zeit sein Brevier, und in herzlicher Freundschaft unterhielten wir uns dann. Das Herz findet ja den Weg über allerlei Schlagbäume, und die Liebe füllt alle Klüfte aus.

Beim Abschiede sagte die Freundin: „Wie arm und freudlos wäre das Leben ohne die Liebe, und wie reich ist es durch sie! Mich dünkt aber, man könne die Menschen nur lieben, wenn man Gott recht liebt. Je frömmer wir werden, desto inniger werden wir lieben."

„Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung," schloß ich; „sie ist die höchste Pflicht und das höchste Glück des Daseins." —

Wieder vergingen Jahre. Weiter führte mich mein Geschick zu neuen Ämtern, Pflichten, Arbeiten und Ehren. Nur manchmal ein Gruß, selten ein Brief gab Zeugnis von der alten Anhänglichkeit. Im Arbeitsgedränge erscheinen selbst Feder und Tinte als schwerfällige Dolmetscher. Aber die Gedanken des Herzens liefen fleißig Boten hin und her; rechte Liebe hat ja einen feinen Tastsinn und ist nicht begehrlich.

Und nun zum letzten Wiederfinden in der Sommerfrische des Jahres 1886! Im schönen Werrathale an der Berglehne des Normannsteins liegt das für den Feierabend meines Lebens bestimmte Heim. Dort hob mein Wirken an, und gern kehren wir zu unserem Anfange und insonderheit zu den Stätten unseres Jugendglückes zurück. „Nous revenons toujours à nos premières amours," (Wir kehren immer zu unserer ersten Liebe zurück) sagen die Franzosen so richtig.

Mit meiner Familie war ich auf 14 Tage ins Werrathal gegangen. An einem schönen Morgen erstieg ich die alte Burg, erfreute mich des herrlichen Blickes in die Runde, hing allerlei alten und neuen Gedanken nach und bahnte mir endlich durch Gestrüpp und Mauertrümmer einen Weg zur Stadt nieder. Am Fuße des Burgberges liegt die hübsche katholische Kirche. Auf dem freien Vorplatze sah ich von oben eine Greisin auf und ab schreiten. An derselben Stelle mündete mein Gemsenpfad aus. Die Greisin wandte mir ihr Gesicht zu.

„Himmel! Sie hier, meine teure Freundin? Wie schön, wie schön!" rief ich überrascht. „Wir wollten Sie in diesen Tagen besuchen, und nun treffe ich Sie zufällig hier!"

Auch Frau Reginens Freude war groß. Unsere grauen Haare hatten der Wärme unserer Freundschaft und Freude nichts geschadet.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte ich.

Die Freundin antwortete: „Sie haben ja wohl gelesen, daß der heilige Vater einen Jubiläums-Ablaß ausgeschrieben hat. Um auch dieser besondern Gnade teilhaftig zu werden, habe ich gestern gebeichtet und bin heute früh zur heiligen Kommunion gegangen. Weiter muß ich sechsmal die Kirche besuchen, die vorgeschriebenen „Intentionen" beten und ein Dankopfer für die Ausbreitung der Kirche spenden. Bei meinem Alter und meiner Schwäche ist mir's gestattet, die sechs Kirchgänge in kurzen Pausen hinter einander zu machen. Länger als zwei Tage wollte ich nicht vom Schönberge weg-

bleiben. Ich bin hier bei meinem Sohne Philipp, der eine Mühle besitzt und eine andere erpachtet hat.

„Immer die alte gewissenhafte Treue in allen Pflichten!“ sagte ich lächelnd. „Wie geht's Philipp?“

„Jetzt gut!“ war die Antwort. „Aber Schweres hat er, und ich mit ihm, tragen müssen. Er hat das unglückliche Übel seines Vaters geerbt und sogar einigemal Heilung in Anstalten suchen müssen. Drei Zwillingspärlein haben sie gehabt, und wir damit viel Not und Plage! Im vergangenen Jahre ist ihm ein erwachsener Sohn in der Werra ertrunken. Und was ist's sonst noch alles gewesen! Besondere Freude macht mir seine älteste Tochter, mein liebes Patchen Regina. Sie ist jetzt im Hause des Bischofs zu Hildesheim.“

„Und Ihr lieber Mann ist schon vor mehreren Jahren heimgegangen?“ fragte ich weiter.

Sie nickte und sagte seufzend: „Ja, der arme, gute Mann! Wie schwer ist ihm das Leben geworden, und wie hat ihn sein Dämon gehetzt! Zuletzt war es besser geworden, und in Frieden ist er abgeschieden. Gott gebe ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!“

„Und Karl und Bernhard?“ forschte ich weiter.

„Beide sind verheiratet und bewirtschaften in brüderlicher Eintracht den Schönberg. Sie haben gute Frauen, die mir jeden Wunsch an den Augen abzulesen suchen. Auch zwei Enkelchen vertreiben der Großmutter die Zeit und sind nicht böse, wenn ich mich ihrer annehme.“

„Und Sie halten noch immer die Zügel der Regierung in der Hand?“ fragte ich.

„Dem Namen nach, ja!“ war die Antwort. „Was können aber so schwache Hände halten! Ohne meine Söhne würde es schön gehen! Sie erfüllen alle Pflichten und lassen der alten Mutter die Ehre des Hausregiments. Lange wird's nicht mehr dauern. Nach der letzten, schweren Krankheit sind meine Kräfte sehr gesunken.“

„Und Ihr „Herr Sohn?“ erkundigte ich mich weiter. „Geht's nach seiner langen, schweren Krankheit, die ihm fast das Augenlicht raubte, wieder besser?“

„Gott sei Dank, ja!“ antwortete Frau Regina. „Die Krankheit scheint zum Stillstande gekommen. Mit Hilfe eines Kaplans kann er seiner Amtspflichten warten, wenn auch das Augenlicht sehr schwach ist. Nächsten Sonntag feiert er seine Secundiz, das 25 jährige Priesterjubiläum. Dabei darf ich nicht fehlen, so schwer mir auch das Reisen wird. Es mag leichtlich meine letzte große Freude auf Erden sein! Wie schön, wenn Sie auch hinkämen! Wenn auch dort die alte Liebe ein neues Reis triebe!“

„Nach Christoph brauche ich Sie nicht zu fragen!“ fuhr ich fort. „Er hat mir neulich aus Fort Madison geschrieben.“

„Hat er? O das ist schön von ihm!“ rief die glückliche Mutter, „und was schrieb er denn?“

„Etwa folgendes: Goldene Berge habe ich in Amerika nicht gefunden, wohl aber harte Arbeit und schwere Erfahrungen. Doch ein Kleinod hat mir Amerika gegeben — und darum zog mich's wohl dahin —: eine brave Frau, die das Glück meines Lebens, und ein wackeres Knabenpaar, das die Hoffnung meiner Zukunft ist. Mein Wohlstand ist nur ein bescheidener, aber doch bin ich mit meinem Geschick zufrieden. Bäume, Weinstöcke und Bienen pflege ich mit der alten Liebe, und sie danken's mir mit hübschem Ertrage. Das große Los kann nicht jeder gewinnen; oder doch, er kann's gewinnen, wenn er zufrieden ist! Das bin ich, und mehr zu verlangen, wäre unbescheiden und undankbar.“

Nachmittags kam die liebe Freundin zu einem längeren Besuche in unsere Wohnung, und Stunden seliger Gemeinschaft verlebten wir. Die Vergangenheit wurde lebendig, das Herz wieder jung. Sie freute sich sonderlich über meine beiden jüngsten Mädchen. Die Ida hatte sie in E. als munteres, geschwätziges Kind oft auf dem Schoße gehabt, Bertha aber

noch gar nicht gesehen. Bei der Geburt unserer Jüngsten hatten wir daran gedacht, die alte Freundin als Patin zu wählen. Nur die Sorge, das zarte Gewissen der frommen Katholikin in irgend einen Zwiespalt zu bringen, ließ uns endlich von dem Lieblingswunsche abstehen. Sie versicherte aber, es würde ihr eine Herzensfreude gewesen sein. „Was die Liebe so gern thut, muß recht und gut sein!" meinte sie.

Beim Rückblick auf die schweren Aufgaben ihres Lebens sagte sie: „Es scheint nach dem Sturm nun Stille, nach dem Kampfe nun Frieden geworden zu sein. Aber man täuscht sich im Alter wie in der Jugend. Das alte Herz ist noch immer nicht ganz bezwungen; eigensinnig hängt es an seinen Gedanken und Plänen. Und doch hat man so oft erfahren müssen: „Was mißriet, war unsere Schuld, was gedieh, das ewige Erbarmen! Ach, was ist das Leben, und was ist des Menschen Herz!"

Ich erwiderte: „In der Jugend liegt das Leben dunkel vor uns, aber die Hoffnung erhellt es. Mitten drin erscheint es wirr und wild, und nur die Pflicht und der Glaube hält uns aufrecht. Erst in der Erinnerung klärt sich's, und „licht wird's gegen den Abend", heller der Ausblick in die Ewigkeit. Wie nichtig erscheint uns in diesem Lichte oft das, was uns einst so wichtig schien! Ohne Wandel, ein Dauerndes im Wechsel, ist allein die Liebe. Sie säet die Sonnenperlen ins Leben und schlägt endlich die Brücke in die Ewigkeit."

„Und sie hört niemals auf!" fügte die Freundin hinzu.

„Als Gottes Lebensodem ist sie unvergänglich, und was sich in Liebe gefunden, bleibt ewig auch verbunden!" schloß ich.

Wie alles Irdische, so endete auch dies schöne Beisammensein mit „Scheiden". Mit nassen Augen trennten wir uns.

„Meine Tage sind gezählt!" sagte die Freundin. „Wir sehen uns hier wohl nicht wieder. Nun, so gebe uns Gott ein seliges Wiederfinden droben!"

„Droben im Lichte und im Frieden!" bekräftigte ich.

„Scheinbar schied uns hienieden der Glaube, oder vielmehr nur das Wort des Bekenntnisses, aber Liebe und Hoffnung waren immer dieselben, und im Grunde auch der Herzensglaube. Was uns hier zu einander zog, einte und beglückte, kann jenseit des dunkeln Todesthales seine Natur nicht so verändern, daß es uns auseinander führte und zu nagender Sehnsuchtspein würde. Es wäre ja dann das Beste und Beglückendste in uns eine Lüge gewesen; solchen Trug kann der Wahrhaftige nicht üben!"

„Gott wird die nicht scheiden, die sich hier geliebt und ihm in Einfalt des Herzens gedient haben!" sagte sie einfach. „Wir wollen ihm vertrauen!"

Und so schieden wir. Dahin rollte der Wagen, aber noch lange suchten sich die Blicke und grüßten sich die Augen.

Wie trübe würde der Himmel über dem armen Leben sein, wenn ihn nicht solche Sterne, schlicht und rein, erhellten!

9. Alte Freunde in neuer Lage.

Freunde gehören zu den unentbehrlichsten Glücksbedingungen. Freundlos ist freudlos. Ihre Teilnahme hilft das Leid teilen und die Freude verdoppeln. Ein einsames Glück gleicht einem Gastmahl ohne Gäste. Auch der Einsiedler findet das Glück nicht in der Einsamkeit, sondern in dem ungestörten Verkehr mit seinem Gott.

Meinen Freunden danke ich meine reinsten Freuden. Ich hatte aber einen sonderlichen vor andern, meinen Zwillingsfreund, dem ich im zweiten Bande meiner „Brosamen" ein Kapitel gewidmet habe. Wir gingen nicht bloß innerlich in gleichem Schritt und Tritt, sondern liefen auch äußerlich einen ganz gleichmäßigen Lebensweg.

Vier Jahre wohnten und wirkten wir in demselben Kirchspiel. Ich gelangte früher in den Hafen der Ehe als er und machte ihn im nächsten Jahre zum Paten meines ältesten Töchter-

leins. Er führte erst nach mancherlei Kämpfen seine Jugendgeliebte heim und ließ mich nach Jahresfrist sein ältestes Söhnlein aus der Taufe heben.

Ich wurde nach K. als erster Knabenlehrer versetzt, er kurz darauf in seine Vaterstadt als erster Mädchenlehrer berufen. Ein böser Winter entriß mir in einer Woche zwei liebe Kinder und brachte sein zweites Söhnlein an den Rand des Grabes. Nur die Kunst eines jungen Arztes rettete das bedrohte Kind durch den Luftröhrenschnitt.

Obwohl uns eine dreistündige Entfernung schied, so kamen wir doch im Sommer meist einmal jeden Monat auf der Mitte des Weges in einem schön gelegenen Walddorfe zusammen. Mein Freund brachte gewöhnlich noch einige Freunde aus dem Werrathale mit. Der sehr tüchtige Lehrer des Ortes und der junge Gerichtsassessor gesellten sich zu uns. Wir freuten uns an der herrlichen Natur, dem zwanglosen Zusammensein, den inhaltreichen Gesprächen und endlich am Kegelspiele.

Ernst und Heiterkeit würzten das Beisammensein. Zu den heitern Momenten gehörten besonders die Wechselfälle des Kegelspiels. Beim Partiespiel, wo auf die Kunst des „Stechens" so viel ankommt, hatte jeder einzelne Kegel sein Rezept, das ihn zu Fall brachte. So war der eine bloß zu erlegen, wenn „beim Schweinekoben angeeckt" wurde. In die Kegelbahn ragte nämlich der Palast der Säue. Wenn nun die Kugel krachend anschlug, da streckten nicht selten die borstigen Ungeheuer die Rüssel durch ein selbstgebohrtes Guckloch und belohnten diese und jene Heldenthat der Kegler durch beifälliges Grunzen. Die Kobennachbarschaft war ein unversieglicher Quell von Scherz und Witz.

Es mag lächerlich erscheinen, daß ein solches Nichts verständige Männer belustigen konnte; aber der Witz besteht ja in überraschenden Verbindungen und im Aufsuchen versteckter Beziehungen zwischen scheinbar ungereimten Dingen. An den

kleinsten Haken hängt er am liebsten seine Augenblicksgespinste wie die Spinne ihr Netz.

An einem Sonnabend vor den großen Ferien nahm mich mein Freund auf die Seite und sagte ernst, fast bitter: „Ich muß fort von T., wenn mich Stickluft und Nadelstiche nicht töten sollen!"

Ich sah ihn kurios an. „Was fehlt Dir denn? Die Welt zählt Dich zu den glücklichen Leuten, denen alles nach Wunsch geht!"

„Die Welt! Was weiß die von Glück, und was nennt sie Glück!" erwiderte mein Freund. „Zum Leben und Wirken gehört vor allem eine gesunde Luft, und die fehlt mir!"

„Die fehlt Dir in dem schönen T.?" rief ich verwundert.

„Ja!" seufzte mein Freund. „Selbst die Schönheit der Natur wird einem verleidet, wenn die Selbstsucht ihre Schnörkel dazwischen kratzt oder die Beschränktheit ihre Läpplein drüber breitet!"

„Nun, so laß wissen, was Dich bedrückt!" mahnte ich.

Mein Freund sah vor sich nieder und sagte: Als Familienvater muß ich daran denken, daß ich nach fast zehnjähriger Dienstzeit erst 230 Thaler Gehalt und gar keine Aussicht auf Steigerung für die Zukunft habe. Aber schlimmer ist, daß mir die Freude am Wirken und die Spannkraft zum Streben durch allerlei kleinliche Nadelstiche verkümmert wird. Keine Anregung, keine förderliche Maßregel, kein thatkräftiges Interesse für die Schule und ihre Arbeit! Statt freundlicher Teilnahme begegnet man der Geringschätzung, ja Verdächtigung.

„Auf dem ganzen Gemeinwesen scheint wie ein Alpdruck das Mißtrauen zu liegen. Keiner traut dem andern; jeder rennt seinem Profitlein nach; alle sind Nummern in der polizeilichen Überwachungsliste. Furcht und Vorteil werden die großen Triebräder des Thuns.

„Dabei muß nach und nach jede freie Regung, jeder freudige Wagemut schwinden und ein ängstliches Umhorchen

und vorsichtiges Umhertasten Lebens- und Arbeitsregel werden. Aber nur Vertrauen ist eine gesunde Lebensluft, und nur in der Freiheit ist die höchste Kraftentwicklung möglich. Wie Hagar ihres Knaben Sterben nicht ansehen konnte, so möchte ich das Sinken des öffentlichen Geistes und des Wohlstandes in meiner lieben Vaterstadt nicht weiter mit ansehen.

„Unvermerkt zieht's uns selbst mit hinab, denn was wir täglich sehen, essen und atmen, das entscheidet über unser Befinden. Ich komme mir jetzt schon innerlich so öde und arm vor, daß ich vor mir erschrecke." —

„Das ist freilich übel! Ist die Luft schlecht, so verkommen wir und merken's kaum; da kann nur die Flucht retten!" erwiderte ich. „So nimm doch den Wanderstab! Ein Mann wie Du braucht sich und seine Lobebriefe nur zu zeigen, um willkommen geheißen zu werden!"

„Das sagst Du!" erwiderte mein Freund kopfschüttelnd. „Wo denn? Weißt Du etwa einen Platz? Wir in unserm abgeriegelten Weltwinkel tappen dahin wie Kühe mit verbundenen Augen, wenn sie der Fleischer zur Schlachtbank treibt. — Fällt Dir etwas ein?"

„Das trifft sich ja prächtig!" rief ich erfreut. „In W., 1 Std. von mir, ist die erste Stelle frei. Zwar ist's eine Patronatstelle, und da spielt der Zufall gern mit den Bewerbern Fangball, aber mein trefflicher Superintendent ist Kreis-Schulinspektor und gilt viel bei dem Baron. Er könnte Dir bei ihm die Thür aufthun."

Wir besprachen den Fall weitläufig, denn ohne gründliche Erörterung that mein Freund nichts, und beschlossen, uns am ersten Ferientage auf die Stellensuche zu begeben.

Gesagt, gethan! In W. gefielen uns Haus und Garten, Stelle und Pfarrer. Wir stiefelten der Kreisstadt zu, wo der Patron und der Superintendent wohnten. Bei letzterem fanden wir die herzlichste Aufnahme und trugen ihm unser Anliegen vor.

Er machte ein bedenkliches Gesicht. Endlich sagte er langsam: „Wie schade! Zu spät! Der Herr Baron hat meines Wissens die Stelle dem Bräutigam der Tochter seines Pächters zugesagt. Doch es gilt noch einen Versuch! Stellen Sie sich dem Manne vor und berufen Sie sich auf mich!"

Es geschah, blieb aber ein Versuch. Die Stelle hatte ihren Mann und der Mann die Stelle; seine Braut hatte ihm das Übergewicht gegen alle Bewerber verliehen. Nach dem Urteil des Kreis-Schulinspektors war er ein kränklicher, aber braver Mann. Es wurde noch allerlei geredet, um uns über die Enttäuschung hinwegzutäuschen. Der Superintendent war unerschöpflich an ablenkenden Gedanken.

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn und rief: „Wie konnte ich das vergessen! Das wird etwas für Sie sein! In dem sehr hübschen Dorfe A. bei M. ist die Lehrerstelle vakant; die Stelle ist gut, der Ort nahe an der regen Kreisstadt gelegen. Zwar vergiebt die Gemeinde die Stelle; aber ich kann Sie bei dem Pfarrer empfehlen, und eine Probe entscheidet über die Wahl. Sie bleiben diese Nacht bei mir und ziehen morgen weiter nach A. Vielleicht hat Ihnen dort der Herr die Stätte bereitet!"

So geschah's. Mein Freund wollte zwar bescheidentlich die Ehre der Gastfreundschaft bei dem Herrn Superintendenten ablehnen, dieser aber sagte kurz und herzlich: „Wo Ihr Freund bleibt, da bleiben Sie auch! Und der geht kein Haus weiter!" Wir verbrachten einen köstlichen Abend und schieden morgens dankbar, innerlich erfrischt und gehoben durch die herzinnige Freundlichkeit meines geistigen Vaters.

Wie sehr haben's doch Vorgesetzte in der Gewalt, ihre Untergebenen durch freundliche und würdige Behandlung zu heben und zu erziehen, und wie oft wird das versäumt! Wer die Herzen gewinnt, der gewinnt auch Hand und Fuß. Wer aber durch einen breiten Respektsgürtel von kühler Amtshoheit

die Herzen möglichst fern von sich hält, der sollte sich auch nicht über häufige Mietlingsarbeit von Untergebenen beklagen.

Vier Stunden liefen wir in dem heißen, weißen Staube der Landstraße und klopften endlich gegen Mittag in dem Pfarrhause zu A. an. Ein langer, ältlicher Herr im Schlafrock und mit der Pfeife kam heraus und fragte nach unserem Begehr. Wir brachten es vor. Er zuckte die Achseln und meinte: „Sie werden zu spät kommen! Am Sonntag hat ein junger Mann von hübscher Gestalt und noch unverheiratet Probe gehalten. Die Mütter sind entzückt und würden ihren Männern die Augen auskratzen, wenn sie einen andern wählten. Sind Sie verheiratet?" wandte er sich an meinen Freund.

„Ja!" klang kleinlaut die Antwort.

„Sie haben sehr gute Zeugnisse, und der Superintendent Hahn empfiehlt Sie, hm, hm, hm!" machte der Pfarrer und sagte endlich: „Melden Sie sich doch noch! Eine Möglichkeit ist immerhin da!"

„Nein, nein!" sagte mein Freund. „Ich will die Eintracht der Ehen nicht stören. Mit einem hübschen und unverheirateten Kollegen wage ich mich in keinen Wettkampf."

Wir verabschiedeten uns. Stehend hatten wir im Hausflur des Pfarrhauses die zweite Hoffnung begraben.

„Da hast Du den Segen der Privatpatronate!" sagte ich bitter auf dem Wege. „Der Zufall oder die Willkür vergiebt die Stellen. Nur die vorgesetzte Behörde kann unbefangen beurteilen, wer für diese und jene Stelle geeignet ist. Ich begreife kaum, wie eine so veraltete Einrichtung sich in unserer Zeit erhalten kann. Wenn es den Patronen wirklich auf die zweckmäßigste Besetzung der Stellen ankäme, so müßten sie längst ihr Vorrecht freiwillig in die Hände der Regierung gelegt haben."

„Freiwillig?" antwortete mein Freund. „Wer verzichtet freiwillig auf ein Vorrecht, auf die süße Gewohnheit des Herrschens? Selbst der beste Mensch, auf den Höhen des

Lebens, wurzelt dennoch in der Tiefe der menschlichen Schwachheit. Jeder möchte gern mehr bedeuten als der andere und jeder die andern mit den Gaben seiner Macht und Güte beglücken."

„Von Patronen, die viel für Kirche und Schule leisten müssen, lasse ich mir die Ausübung des Stellenbesetzungsrechtes noch gefallen. Aber zum Unrecht wird ein Vorrecht, wenn es nicht auch Pflichten als Gegenleistung hat!" fuhr ich fort. „Die Bedingungen, unter denen das Vorrecht entstanden ist, waren doch ganz andere als die, unter denen es jetzt geübt wird. Die Patrone gründeten, unterhielten und beaufsichtigten die Stellen. Das ist doch aber jetzt meist ganz anders. Das historische Recht ist häufig zu einem thatsächlichen Unrechte geworden."

„Und die Gemeinden, die ihre Geistlichen und Lehrer selbst bezahlen?" fragte mein Freund.

„Denen müßte die Behörde das Vorschlagsrecht von drei Bewerbern zugestehen!" antwortete ich. „Die Entscheidung muß immer so viel wie möglich aus dem Kreise kleinlicher und persönlicher Beziehungen und Rücksichten in eine freie, höhere Instanz gerückt werden. Aus den angeführten Gründen hat das Patronatsrecht größerer Städte seine volle Berechtigung."

So redeten wir uns den Verdruß über die mißlungene Stellensuche heraus und trollten müde und verstäubt über das Blachfeld dahin.

Endlich blieb mein Freund stehen und sagte: „Nun bin ich immer noch auf dem alten Fleck! In T. mag ich nicht bleiben; was thun?"

„So geh ins Ausland, in einen thüringischen Nachbarstaat!" rief ich. „Geh nach G.! dort sind preußische Lehrer nicht unerwünscht, und die Schulverhältnisse sollen gut sein. Deutsch bleibst Du ja, denn Deutsche sind wir zum Glück jetzt alle!"

„Ins Ausland!" sagte mein Freund kopfschüttelnd; „das Wort klingt fast wie Fahnenflucht. Ins Ausland? Heißt das

nicht mit den Bedingungen seines Werdens brechen, die Mutterbrust verleugnen und die Wurzeln seiner Kraft und Eigenart zerschneiden? Und aus dem Großstaate in den Kleinstaat? Ist's nicht ein Sprung aus dem Schiff in den Kahn, vom Festland auf die Insel? Wie sonnig erscheint einem die engere Heimat bei dem Gedanken, daß man sie verlieren könnte!"

„Du verlierst sie ja nicht!" mahnte ich. „Eine Luft und ein Himmel, deutsche Erde und deutsche Art, ein Gott und ein Glaube, ein Beruf und ein Lebensziel dort wie hier! Du bleibst derselbe und wechselst nur die kleine Scholle der Heimatserde gegen eine andere!"

„Ganz derselbe?" fragte er. „Das glaube ich kaum! Wie viel Liebes und Gewohntes wird man abstreifen und wie viel Neues annehmen müssen! Und mit Fremden, die nicht selten scheelsüchtig die „Herübergekommenen" ansehen, soll man innig zu gemeinsamem Werk zusammenrücken! Wird's gelingen, das Mißtrauen und Vorurteil zu besiegen? Entfliehe ich nicht einem Mißtrauen, um dem andern ins Netz zu fallen?"

„Du siehst Gespenster!" sagte ich. „Du mit Deinem Gemeinsinn, Deiner Bescheidenheit und Selbstlosigkeit wirst bald Neid und Mißtrauen entwaffnen. Geh nur! Mich will bedünken, als ob ich über dem Thüringerwalde für Dich das Morgenrot einer schönen Zukunft aufgehen sehe."

Und er ging endlich. Mit schwerem Herzen und nach schweren Kämpfen! Aber es war ihm zum Heil. Frei und froh atmete er in gesunder Luft wieder auf. Rasch wurzelte er auf dem Boden der neuen Heimat ein und gewann mehr Freunde und Gönner als je zuvor in der alten Heimat. Die große patriotische Sturzflut von 1866 schwemmte auch viel kleinliches Sondertum aus den Kleinstaaten hinweg und brachte dort das Leben und Weben in innigere Berührung mit dem großen deutschen Vaterlande. Einige Jahre darauf siedelte ich nach E. über und war nun dem Liebsten wieder ganz nahe.

Der Schienenweg trug uns ohne große Zeit- und Geldopfer hinüber und herüber.

Mein erster Besuch in G. brachte mir ein unerwartetes Begegnis. Ich ging durch den Schloßpark mit seinen Baumriesen, seinen weiten Grasflächen, seinen kiesreichen Schlangenwegen und seiner blitzenden Seefläche. Auf einer schönen Uferbank sah ich eine junge Dame sitzen und den Schwänen und Karpfen Semmelbröckchen ins Wasser werfen. Die Schwäne schwammen in stolzer Ruhe, die Karpfen in gieriger Hast herbei und machten sich die Bissen streitig.

Ich sah gespannt auf das Fischgewimmel und auf die lebendigen Segler und dachte: „Ohne Brotneid thun's auch die Fische nicht! Freilich sollten die Menschen denken: „Seid ihr nicht mehr und nicht besser als diese?"

Über dem bunten Schauspiel achtete ich wenig der Brockenspenderin. Sie streifte mich flüchtig mit einem Blick, fuhr aber plötzlich mit dem Kopf herum und heftete einen langen Blick auf mich. Nun sah auch ich ihr achtsam ins Gesicht.

„Frau von Walkowska!" „Herr Polack!" schallte es von hüben und von drüben, und bald lagen unsere Hände innig in einander. Wir blickten uns erfreut in die Augen. Aber war das noch die anmutige Ella von Schwenda? Zehn Jahre lagen zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen; noch immer war sie eine hübsche Frau mit schönen Formen und Farben; aber alle Lieblichkeit des Mägdleins war spurlos verschwunden. Der Untergrund wahrer Schönheit ist die Reinheit. In diesen bestrickenden Augen saß aber der Dämon der Sinnlichkeit und hatte das ganze Gesicht entweiht.

„Sie finden mich verändert?" fragte die „gnädige Frau" leichthin und doch mit einem ängstlichen Lauern. „Nicht wahr, ich bin alt und häßlich geworden?"

„Durchaus nicht!" antwortete ich. „Nur lese ich kein reines Glück aus Ihrem Gesichte!"

„Ein reines Glück!" lachte sie gezwungen. „Das ist auch nichts für mich. Ich muß lustig sein und das Leben genießen. Dazu bin ich geschaffen. Ich bin nicht ernst und nicht gut genug, um auf Ihrer Weide mit Ihnen zu grasen. Ich bin Weltkind und liebe den breiten Weg. Hätte mich Gott anders haben wollen, so hätte er mich anders schaffen und beanlagen sollen. Jeder lebt seiner Natur gemäß und thut wohl daran!"

„Lästern Sie nicht!" erwiderte ich ernst. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Keinem versagt er dazu die Mittel!"

„Das glaube ich nicht!" erwiderte sie. „Ich bin ein Spielball des Geschicks und lasse mich dahin werfen, wohin's dem Schicksalslenker beliebt."

„Es wird niemand ein Spielball, der sich nicht dazu machen läßt!" sagte ich. „Unsere Schwäche möchten wir immer so gern Gott als Ungerechtigkeit anheften. Er läßt's an nichts fehlen, um jeden wahrhaft glücklich zu machen. Nur muß man für seine Führung offene Augen und ein williges Herz haben. Wir schließen aber so gern Augen und Ohren vor seinem Winken und Rufen und lassen uns blindlings von Hoffart, Fleischeslust und Augenlust führen, wohin Er uns niemals haben möchte!"

„Ihre Predigt kommt zu spät, liebster Freund!" sagte die junge Frau. „Verbittern Sie mir nicht die Freude des Wiedersehens! Ich will Sie nicht bekehren, lassen Sie auch mich meinen Weg unbehelligt gehen. Mein Schicksal ist verpfuscht, und kein Gott renkt es wieder ein. Nun fische ich aus der trüben Flut des Lebens die schwimmenden Trümmer wie da die Fische und Schwäne meine Brocken."

„Trümmer?" fragte ich. „Welche Trümmer?"

„Kennen Sie mein Geschick nicht?" war ihre Antwort. „Mein Kind ist tot. Mein Mann hat mich verlassen. In eine Scheidung willigte er als Katholik nicht, und ihm in sein russisches Elend zu folgen, habe ich verweigert."

„Und wo leben Sie nun?“ fragte ich erschüttert weiter.

„Bei meiner Mutter, die hier nahe bei der Residenz ihr Heilgezelt aufgeschlagen hat!“

„Und Herr Baron?“

„Reist, erfindet und geheimnisselt nach wie vor!“

„Und Alex?“

„Ist genau der Bock geworden, dessen Gehörn Sie vor 15 Jahren schon unter den Haaren fühlten! Er strolcht umher, schlägt Geld und guten Namen tot!“

„Und Ida?“

„Die hat gehalten, was Sie hofften! Sie ist der gute Hausgeist in dem Hause der Unruhe!“

„Warum könnten Sie das nicht auch wie ehemals in guten Stunden sein?“ fragte ich schmerzlich. „Greifen Sie mit an und richten Sie unter den Kranken alles zum Besten, so haben Sie eine schöne Lebensaufgabe!“

Sie seufzte: „Wenn ich könnte! Ich habe nichts gelernt und zu keiner ernsten Beschäftigung Lust und Kraft. Ich muß so planlos hinleben, wie's der Tag bringt!“

Nach kurzem Schweigen fügte sie ohne Scheu hinzu: „Was brauche ich's Ihnen zu verhehlen, was Sie doch erraten? Ich muß reisen, tanzen, mich putzen und ergötzen, mir den Hof machen lassen, den Herren die Köpfe verdrehen, sie ins Bad locken und was so weiter in den äußeren Ring der Badegepflogenheit gehört. Diese Dinge sind mir Lebensbedürfnis geworden. Sie nennen sie schal, öde, leer? Gewiß, sie sind's, und hinterher fühle ich das; eine neue Aufregung muß den Überdruß besiegen!“

„Arme Frau von 30 Jahren!“ seufzte ich. „Sie braucht die äußere Unruhe, um den innern Wecker zur Ruhe zu bringen!“ Laut fügte ich hinzu: „Wie lange kann aber ein solches Leben währen?“

„Daran denke ich nicht!“ sagte sie leicht. „Es ist immer thöricht, an das Aufhören zu denken, wenn's einem gefällt!“

In dem Augenblick ging ein Offizier vorüber und grüßte mit einer gewissen Vertraulichkeit. Sie warf ihm eine Kußhand zu.

„Einer meiner besten und treuesten Tänzer!" flüsterte sie mir zu. „Ich bin schon oft auf den fürstlichen Bällen gewesen und von Seiner Durchlaucht zum Cotillon gewählt worden!"

Mein Gesicht hatte jeden Sonnenschein, mein Herz jede freudige Zuckung verloren. „Sie war eine Verlorene!" das fühlte ich. Wir redeten noch dies und das, aber eine Kluft schied uns. Sie lud mich zu ihrer Mutter ein, ich entschuldigte mich mit Kürze der Zeit. Als ich ihr in tiefer, schmerzlicher Bewegung die Hand zum Abschied drückte, da sagte sie: „Ach, es waren doch einzig schöne Stunden in Schwenda, als ich noch auf ein reines Glück hoffte und an die Güte Gottes und der Menschen glaubte!"

Damit gingen wir auseinander, ohne uns je wiederzusehen. Ich aber seufzte auf dem Wege: „Arme Pädagogik, wie wenig vermagst du! Wie selten erkennen wir die wahren Werdebedürfnisse und wirksamen Erziehungsmittel für jeden einzelnen Menschen! Wie selten vermögen wir jeden in den Boden und die Umgebung zu bringen, wo das Bessere seiner Natur gedeihen, das Böse ersterben müßte! Wie oft sind wir blind, wie oft ohnmächtig! Wie viel reden und thun wir auf Glück, wie viel säen wir auf Hoffnung, wie viel geschieht schematisch! O hätten wir Weisheit, die Tiefen der menschlichen Natur und ihre Bedürfnisse zu erkennen, und Macht, die rechten Nährmittel der Seele herbeizuschaffen und alle störenden Mächte und Gifte fern zu halten! —

Meinen Freund fand ich überaus glücklich in der neuen Stellung. Seine Versetzung war keine Entwurzelung, sein Stellenwechsel kein Arbeitsumsturz gewesen. Ich begleitete ihn in die Schule. Erst in seinem Thun bietet der Mensch ein volles Bild des Seins.

Ich freute mich des schönen Schulhauses, der hübschen und gesitteten Kinder und der zweckmäßigen Lehrmittel. Wie

doch eine freundliche Umrahmung das Arbeitsbild verschönt! Wie oft fehlt dem Lehrer dieser Rahmen! Alles müßte in der Erziehung schön gerichtet sein, um als volle Wirkung der Arbeit das Gute zu erreichen. Vielen ist der Widerwille gegen das Häßliche zu einem Antrieb des Guten geworden.

Im Laufe der Stunde öffnete ein Herr mit einer Brille auf den klugen, tiefen Augen die Thür, streifte mich verwundert mit einem Blick und schloß dann die Thür wieder ohne einzutreten.

„Der Direktor!" flüsterte mein Freund. „Warum er nicht eintrat?"

In der Zwischenstunde machte ich auf dem Spielhofe mancherlei Bekanntschaften. Nur der Direktor mied uns augenscheinlich.

„Er hat es sicher übel genommen, daß ich ohne sein Wissen einen Gast in die Schule eingeführt habe!" meinte mein Freund.

„Das fehlte noch!" erwiderte ich. „Nach all' dem Guten, was Du mir von dem Manne erzählt hast, kann er doch an so kleinlichem Ehrgeiz nicht kranken; ich sehe doch nicht wie ein Dieb aus, der Methoden, Lehrmittel oder Kinder stiehlt!"

„Sag das nicht!" entschuldigte mein Freund. „Manches sieht wie Ehrgeiz aus und ist doch nur beleidigter Ordnungssinn. Feste Ordnung ist das Öl einer vielgliedrigen Maschine und das Lebensgesetz eines Organismus. Ich habe gegen diese Ordnung gesündigt, und das macht mir der Direktor fühlbar. Mir thut mein Versehen leid. Ein Erzieher muß sich in die schärfste Selbstzucht nehmen, wenn er erziehlich wirken will."

„So bitte ihm doch Dein Versehen ab" — mahnte ich, — „indem Du mich vorstellst und als Sündenbock ans Messer lieferst!"

Aber in dem Augenblick war der Direktor vom Schulhofe verschwunden, und der Vorsatz blieb unausgeführt. Erst

später sollte ich dem Manne persönlich nahe rücken und volle Hochachtung vor seiner Tüchtigkeit und seinem Wirken gewinnen. —

Einen herzerfrischenden Ausflug unternahm ich in denselben Ferien durch den Thüringerwald nach Schl. zu meinem alten Lehrer und Freunde, dessen hochbegabte Gattin auf meine geistige Entwicklung den tiefgehendsten Einfluß ausgeübt hatte. Unter ihren näheren Bekannten war ein Oberförster, der mir immer als das Muster eines edlen Charakters geschildert worden war. Zu seiner Hochzeit mit einer märkischen Pfarrerstochter hatten mir meine Freunde ein Gedicht abgezwängt, das ihren Gefühlen einen poetischen Ausdruck geben sollte. Da ich durch meine Freunde mit allen Einzelheiten in dem Leben und Wesen des trefflichen Mannes vertraut war und warme Verehrung für ihn empfand, so war es nicht allzu kühn, als Dolmetscher meiner Freunde vor das junge Paar zu treten.

Die Verse hatten so warmen Beifall gefunden, daß das junge Paar mich kennen zu lernen wünschte. Ich machte einen Besuch mit meinen Freunden und fand die herzlichste Aufnahme. Der Oberförster mit der Brille auf den klugen Augen und den weltmännischen Umgangsformen glich eher einem Hofmann oder Gelehrten als einem Forstmanne. Die junge Frau zeigte bei aller Anmut einen Zug des Leidens im Gesichte. Da ihr Vater gerade zum Besuch war, so wurde eine Waldfahrt geplant und wir dazu eingeladen.

Im Fluge führten uns zwei feurige Renner in die grüne Waldeinsamkeit hinaus. Glücklich und stolz zeigte uns der Oberförster die Schönheiten seines weiten Reviers, bald stille, tiefe Waldgründe, in denen der Odem der Schöpfung stillzustehen schien, bald kühne Felshänge, die der Lebensdrang der Natur und die Kunst des Forstmannes grün überkleidet hatte, bald weite Föhrenwälder, in denen Goldhähnchen leise piepten und Tannenhäher krächzten, bald weite Fernblicke durch lange Durchhaue.

Wir kamen an einem Forsthause vorüber. Der alte Förster mit eisgrauem Bart präsentierte sich in soldatischer Haltung vor seinem Vorgesetzten und gab kurz und knapp Bescheid auf alle Fragen. Auf der Weiterfahrt sagte der Oberförster: „Das ist mein Beamtenschlag! Der Mann schreibt fehlerhaft und ungelenk, wirft Dativ und Akkusativ bunt durcheinander, füllt aber seinen Posten trefflich aus. Ich gäbe ein halb Dutzend junge Windbeutel für solchen Graukopf dran. Der Wert eines Beamten steckt doch in erster Linie in seiner Zuverlässigkeit!"

„Ob nicht aus den sechs Windbeuteln einst auch ein paar solch würdige Grauköpfe werden können?" sagte die Frau Oberförster lächelnd.

„Möglich, liebster Schatz!" sagte ihr Gatte. „Ich muß aber mit den Wirklichkeiten und nicht mit den Möglichkeiten rechnen!"

„So gefallen Ihnen die alten Beamten überhaupt besser als die jungen?" fragte ich.

„Im allgemeinen, ja!" war die Antwort. „Dort ist mehr Verlaß, hier fortwährende Unruhe!"

„Ich muß das auch auf die Lehrer anwenden!" sagte der Schwiegervater des Oberförsters, dessen Gesicht mehr Geist als Güte zeigte.

„Ich habe 3 junge und 3 alte Lehrer in meiner Inspektion. Die ersteren halten mich fortwährend in Atem; die letzteren gehen schlecht und recht den Weg der Pflicht."

„Die Alten sind doch aber auch jung gewesen und jedenfalls eben solche Brauseköpfe wie jetzt die Jungen!" wandte ich ein. „Immer werden Jugend und Alter ihre besondere Weise haben und ihre besondern Maßstäbe der Beurteilung fordern."

„Die heutige Lehrerjugend ist aber der früheren in Keckheit und Selbstbewußtsein weit voraus!" sagte der Pfarrer ziemlich scharf. „So viel Übermaß, Übermut und Überschätzung, daß auch die Nachsicht noch zu viel dran hat!"

„Das Alter klagt immer über Sturm und Drang, Unart und Impietät der Jugend, heute wie vor Jahrhunderten!“ setzte ich mutig nochmals an. „Wer die Thorheit der Jugend überwunden, dem ist sie leid und widrig, wenn er ihr begegnet. Wer sich zum Frieden durchgekämpft hat, der blickt mitleidig auf das unruhige Streben der Werdenden. Das Unbequeme macht uns oft ungerecht in unserem Urteil. Ich meine, nur wenn wir uns ein Stück Jugend ins Alter retten, können wir das Treiben der Jugend verstehen und verzeihen!“

„Papa,“ sagte die Frau Oberförster zärtlich, „gewiß ist's doch Gottes weise Ordnung, daß die Stetigkeit des Alters den Feuereifer der Jugend im Zaum hält, daß seine Weisheit die jugendlichen Thorheiten und Ausschreitungen verbessert und verzeiht und seine Erfahrung dem jugendlichen Thatendrange die rechten Wege weist! Meinst Du nicht? Und wenn dann das Alter mild und verständnisvoll ist, dann wird es von dem Feuer der Jugend auch etwas gewinnen und sich mit den wilden Stürmern in einen edlen Wettkampf der Arbeit einlassen. Aus der Doppelrichtung dieses Strebens wird dann die ruhige, rechte Fortbildungsarbeit des Menschengeschlechts hervorgehen.“

Ich hatte der jungen Frau ganz entzückt zugehört. „So ist's, so ist's!“ rief ich freudig. „Der Kontrast macht den Fortschritt. Das jugendliche Feuer des Vorwärtsstrebens und die bedächtige Ruhe und weise Mäßigung des Alters geben dem Entwicklungsgange ein gesundes Tempo!“

„Richtig ist's, daß ein Überschuß von Thatendrang die Jugend oft irre führt;“ — meinte der Oberförster — „das Leben erst lehrt jedem, was er sei. Erst die Erfahrung kann die richtigen Maßstäbe für die Dinge geben. Wir werden also schon dem lieben Gott und meinem lieben Weibchen recht geben müssen, daß Junge und Alte auch fürderhin neben einander fortbestehen und mit einander arbeiten sollen, damit immermehr „Sein Reich komme und sein Wille geschehe.“

„In der Wechselwirkung und gegenseitigen Ergänzung der Gegensätze liegt die Entwicklung und das Glück!“ fügte mein Freund mit einem warmen Blicke auf das glückliche junge Ehepaar hinzu.

„Man urteilt ja allerdings gar zu leicht unter dem Drucke einer persönlichen Erfahrung und macht den einzelnen unbequemen Fall gern zu einem Gesetz!“ gestand der alte Pfarrer. „Daß Jugend und Alter jedes mit seinem eigenen Maßstabe gemessen werden muß, ist ja außer Zweifel. Wahr bleibt aber, daß junge Beamte den Vorgesetzten mehr Not machen, und daß die jungen Lehrer mit ihren wilden Impulsen für Volksbeglückung und Weltverbesserung darunter die schlimmsten sind.“

Ich wollte den alten Herrn nicht zum zweitenmal angreifen und schwieg deshalb. Soeben machte der Wagen Halt auf einer freien Höhe, die mit einer zerfallenen Kapelle gekrönt war und einen herrlichen Ausblick in das Werrathal und nach dem Rhöngebirge hin bot. Eine Regenwolke zog über den Wald. Zur rechten Zeit erreichten wir ein abgelegenes Meiningensches Walddorf ohne Kirche und Wirtshaus, aber mit einer hübschen Schule.

„Wir kehren in der Schule ein!“ sagte der Oberförster. „Mein alter, guter Ibser wird uns nicht die Thür weisen; 's ist ein Lehrer vom „ältesten Schlage.“

Als wir die Schulthür öffneten, prallte ein alt Männlein zurück, das gerade nachsehen wollte, was draußen auf der Straße rumore. Das Männlein hatte ein gutes Gesicht, aber ein schmierig Röcklein. Der rechte Rockflügel hatte sich in der Naht eine Strecke vom Bruststück gelöst und klappte nun wie ein loser Fensterladen hin und her. Das Männlein war über unsern Besuch so erschrocken, daß es wie ein Häuflein Angst vor uns stand.

Der Oberförster sagte herzlich: „Nicht wahr, Alterchen, wir dürfen bei Ihnen einen Kaffee kochen und trinken?“

„Gewiß, Herr Oberförster!" sagte der Alte. „Aber Frau und Tochter sind nach Hildburghausen, und ich weiß nicht Rat weder ins Weiße noch ins Schwarze."

„Nun, so gehen wir gleich ins Schwarze, nämlich in die Küche," sagte der Oberförster. „Die Frauen finden sich in ihrem Reiche schon zurecht."

Und nun ging's an ein Suchen, Rennen, Spülen, Wasserholen, Mahlen ꝛc. Die Frau Oberförster hatte allerlei Zuthaten zu einem guten Kaffee mitgebracht. Gar heiter ging's in der Küche zu, wie bei den Mäuslein, wenn die Katze fort ist. Das Mannli mit der Pipe stand und trippelte dazwischen umher und sah dem Wirrwarr ganz „verstaunt" zu. Mich jammerte der arme Kollege mit dem fetten und geflügelten Bratenrocke, und in seine Seele hinein schämte ich mich. „So ein zerrissen Fettlaken als Rock zu tragen!" dachte ich ärgerlich.

Er selbst fühlte das. Mit geschicktem Griff klappte er unvermerkt die beiden Rockflügel zurück, so daß aus dem Rock ein Frack ward. Ängstlich war er nun bemüht, die Frackgestalt seines Rockes festzuhalten. Nur manchmal entwischte ein Flügel und wollte wieder Rock spielen, aber rasch ward er in sein Versteck getrieben.

„Ein guter Alter, brav, wohlhabend, nicht unbeliebt in der Gemeinde!" so hatte ihn der Oberförster beschrieben.

„Ich mußte hinzusetzen: „Hätte er doch nur einen ganzen und reinen Rock an!" Stets habe ich die Herabsetzung des einzelnen Berufsgenossen als eigene Schmach empfunden. Nie dürfte sich der einzelne so gehen lassen, daß er — plötzlich von andern gesehen — sich schämen müßte. Wahrung der Standesehre! muß der Wahlspruch jedes rechten Lehrers sein. Und dazu gehört, daß er auch im Äußeren etwas auf sich hält.

Endlich war der Kaffee fertig und duftete lieblich. Auch unser Kollege saß zwischen uns und ließ sich die guten Dinge munden, die an seinem Feuer gekocht waren. Der Frackrock machte ihm jetzt weniger Beschwer.

In der Hast eines Botenlaufs warf ich eine schöne Tasse zur Erde. Der alte Kollege erschrak so sehr darüber, daß er vom Sitze auffuhr und den rechten Rockflügel aus seiner Fracklage entwischen ließ. Wie ein zerbrochener Gänseflügel baumelte er hin und her. Ich legte einen halben Gulden für die zerscherbte Tasse auf den Küchentisch. Er wollte ihn mir mit Gewalt wieder in die Hand drücken. „Nit, nit! Gar nit nötig! Tassen genug da!" sagte er.

Ich aber erwiderte dringend: „Lieber Herr Kollege! Nicht um Ihretwillen, sondern um meinetwillen nehmen Sie das Geld. Meine ganze Erinnerung an die schöne Waldreise würde der zerbrochenen Tasse gleichen, wenn ich daran dächte, daß ich Ihre Gastfreundschaft mit einer zerschlagenen Tasse belohnt hätte."

Nach vielem Drängen nahm er's endlich.

Nachdem der heitere Kaffee getrunken war, verabschiedeten wir uns von dem Wirte wider Willen. Ich nahm wir vor, immer den Hang zur Bequemlichkeit zu bekämpfen und mich an feste Ordnungsregeln zu gewöhnen, damit ich nie in ähnliche Verlegenheiten wie der alte Kollege käme.

Um auch andere zu gleichem Vorsatz zu bestimmen, darum habe ich das kleine Erlebnis erzählt, nicht um den guten Alten lächerlich zu machen. Immer muß in unserer Seele ein Bild dessen, wie es sein soll, lebendig sein und unser Thun bestimmen. Das ist die Erziehungsmacht des Ideals.

Noch ein anderer Gedanke bohrte und wühlte in mir auf der Weiterfahrt: „Ein guter Mann, der Alte, ja! Gegen jeden Vorgesetzten gewiß bescheiden und fügsam! Ob aber doch der Pfarrer, der so wenig auf die „Jungen" hält, statt derselben lauter solche und ähnliche Arbeiter in die Schule haben möchte?"

Der Mensch ist immer so geneigt, andere danach zu beurteilen, wie sie ihm leichtwillig und bequem sind und wie sie sich in einem gehörigen Respektsabstande halten. Ein sach-

liches und gerechtes Urteil muß aber tiefer und weiter sehen und über persönliche Verstimmungen hinwegkommen.

Die Heimfahrt ging über den „eingestürzten Berg“. Ein ganzer Berghang hatte sich mit Bäumen, Büschen, Felsblöcken und Erdschichten gelöst und war donnernd in die Tiefe geschurrt. Drunten wuchsen und grünten nun die hängenden, stehenden und liegenden Bäume zwischen den Felsmassen in bunter Wirrnis weiter.

Wir Männer kletterten mit Lust in dem Fels- und Baumgewirre nieder und erreichten zu Fuß Kloster Veßra, wohin der Wagen die Damen auf glatterem Wege brachte.

Die Nacht sank nieder, als uns der Wagen in rascher Fahrt durch das Flußthal heimwärts führte. Gute Gespräche kürzten und klangvolle Lieder verschönten die Fahrt.

„In unsern Volksliedern tragen wir einen Reiseschatz und Freudenquell mit uns herum!“ sagte der Oberförster. „Nur schade, daß wir immer bloß die erste Strophe können und von der zweiten ab und fürder in das beliebte Gebrummel verfallen. Wie dort der Nebel hinter uns herzieht, so hängt sich an die erste Strophe ein dicker Murmel-Nebel. Den müßten die Herren Lehrer in den Schulen lichten, indem sie die Texte sicher und unverlierbar einübten.“

„Auch da müßte die methodische Regel gelten: Weniger lehren und sicherer lernen!“ fügte mein alter Freund hinzu, und der Oberförster wie der Pfarrer nickten dem Worte Beifall.

„Die Schule der Jetztzeit thut in dieser Richtung besser ihre Schuldigkeit als die alte!“ setzte ich hinzu.

„Gewiß!“ schloß die Frau Oberförster, „weil erst unsere Zeit die volle Bedeutung des Volksliedes für Volkserziehung und Volksbeglückung erkannt hat. Erst wenn man den Wert eines Schatzes kennt, hütet man ihn mit Sorgfalt.“

Mit herzlichem Danke schied ich von den liebgewonnenen Menschen, und treu bewahrte ich in mir die lichte Erinnerung

an den schönen Tag. Wie der Verkehr mit gebildeten Menschen unsere Bildung, so mehrt jede freundliche Erinnerung den Schatz unseres Glückes.

10. Etwas von des Lebens kleinem Wellenschlage.

Was ich mit einem Kuckuck erlebte.

Ein Kuckuck hatte mir den ersten Frühlingsgruß in E. geboten. Ich sollte noch mehr von ihm erleben. Noch zweimal sah ich ihn scheu durch die hohen Büsche huschen, die das Flußufer in unserem Garten säumten.

„So versteckt sich das böse Gewissen oder wer auf Schleichwegen geht!“ mußte ich denken.

Am liebsten saß ich sinnend im Garten auf einer Bank am Wasser unter einer schattigen Esche. Ich war da ungesehn und sah doch alles. Das Rauschen des Wassers am Kronburgswehre, das Säuseln des Windes in den sich wiegenden hohen Weiden und der Gesang der Vögel umspannen mich mit süßem Zauber.

Mein bester und treuster Sänger war eine Grasmücke. Von früh bis spät ließ sie auf der Esche ihr Lied erschallen. Nur manchmal sah ich den unermüdlichen Sänger mit seinem Weibchen durch das dichte, hohe Ufergebüsch schlüpfen.

„Hier muß ihr Nest sein!“ dachte ich. „Nur in seinem Heim hält man so treu und froh aus.“

Aufmerksam spähete ich nun nach dem Neste, bis ich's endlich in der Astgabel eines hohen Weidenbusches entdeckte. Es hing so hoch, daß ich's nur mit ausgerecktem Arm erreichen konnte.

Das Nest war fertig, ein Ei nach dem andern gelegt und das Brütgeschäft angefangen. Nur die Schnabelspitze des Weibchens sah ich aus dem Neste gucken. Das Männchen aber sang lauter und unermüdlicher als je. Es wollte wohl dem brütenden Weibchen die Zeit verkürzen. Liebe und Dienst bilden auch in der Natur das Gesetz des Zusammenhalts.

Die Brütezeit mußte vorüber sein, und ich war nun gespannt auf die Kinderpflege und Kindererziehung im kleinen Hause. Die beiden Alten flogen fleißig ab und zu und trugen Futter herbei, doch Vogelgezwitscher wurde nicht laut. Wo aber wäre eine Vogelbrut ohne den Ruf nach Brot?

Eines Tages wehte ein starker Wind und bog die schwankenden Weidensträuche fast bis auf den Wasserspiegel. Mit Erstaunen sah ich in dem Neste eine dunkle Masse, die schier über den Rand quoll, aber auch von den stärksten Windstößen nicht herausgeschleudert wurde.

„Das können doch unmöglich die kleinen Grasmücken sein!" dachte ich und tastete mit der Hand in die Höhe nach dem grauen Berge im Neste. Nicht eine Anzahl kleiner Vögel, sondern ein großer Vogelbursch, viel größer als die alten Grasmücken, saß darin. Als er meine tastenden Finger spürte, duckte er sich nieder und krallte sich mit den Zehen im Neste fest an.

Da ging mir ein Licht auf: „Ein junger Kuckuck! Nun begreife ich die Schleichwege des Alten! Er hat Singvögelnester gesucht und den Grasmücken sein Ei untergeschoben. Und der große Stiefbub hat die rechten Kinder unterdrückt; die eigenen Eltern haben sie Hungers sterben lassen!"

Von dem Tage an beobachtete ich das Nest und seinen Bewohner mit schärferen Augen. Die geschäftigen Pflegeeltern trugen unermüdlich dem unersättlichen Fresser Nahrung zu. Kamen sie an, so öffnete er breit und tief seinen Schnabel, so daß man wie in einen roten Sack schaute, und klappte zu, wenn die kleinen Nahrungsträger ihre Beute abgeliefert hatten. Er verzog dabei keine Muskel und bewegte nur geräuschlos die beiden Schnabelhälften. Das Futter sank hinab wie Kartoffeln in einen Sack.

Größer wurde der Gesell und bedenklicher sein Sitz im kleinen Neste. Blies der Wind stärker, so daß er ihn ins

Wasser zu schleudern drohte, da krallte er sich fester an und ließ sich behaglich wie in einer Wiege schaukeln.

Bei stillem Wetter dehnte er zuweilen die Flügel und reckte den Kopf. Ich wollte aber die Kuckuckserziehung bis zum Ausfluge in die Welt verfolgen, löste darum das Nest aus seiner Gabel, setzte es mit dem Kuckuck in einen Käfig und hing diesen an dieselbe Stelle.

Die treuen Stiefeltern setzten ihre Fütterung durch die Käfigstäbe fort; der große Fresser verschluckte unbewegt weiter täglich wohl ein paar hundert Portiönchen und gedieh sichtlich.

Da kam das Fischfest, eins der beliebtesten Volksfeste in E. Ein buntes, malerisches Treiben entfaltete sich auch in unserem Garten, der das beste Fischwasser hatte. Kähne, Wannen und Tröge mit Menschen schwammen auf dem Wasser. Mit Netzen, Eimern und Sieben wurde gefischt und das Wasser gründlich aufgewühlt. Jeder Fang war von Jubelgeschrei begleitet.

Am Ufer lagerten Menschenhaufen um qualmende Feuer, zischende Würstlein in den Pfannen und dampfenden Kaffee. Es ward gesungen und gelacht, gegessen und getrunken, gejubelt und geschossen. Abends erleuchteten Fackeln, Feuer, bunte Laternen, bengalische Flammen und aufsprühende Raketen den Fluß und die Büsche und Bäume seiner Ufer. Im farbigen Lichte schwankten die Gestalten gespenstisch hin und her. Die ganze Nacht hindurch dauerte das fröhliche Treiben. Erst gegen Morgen lullte der Lärm ein.

Ich war in großer Sorge um meinen Kuckuck. Seine Pfleger hatten ängstlich die Esche umflattert, sich aber nicht an den lebendig gewordenen Fluß und den lärmumtosten Busch mit dem Käfig gewagt. Wenn der gefangene Fresser ihre klagende Stimme und ihren Flügelschlag hörte, da reckte er sich auf, ließ die stillen, gelben Augen umschauen und öffnete seinen Schnabel, — aber vergeblich! Nichts kam hinein. Wenn ich die Hand mit Futter näherte, da duckte er sich nieder und kniff den Schnabel fest zu.

Die Nacht verging mir in Sorgen. Früh eilte ich in den Garten zum Kuckuckskäfig. Nichts regte sich darin. Stumm und tot hockte der Bursche im Neste; er war verhungert, ein Opfer meiner Wißbegierde und der lärmenden Volksfreude geworden. Seine Pfleger waren verschwunden; der Lärm hatte sie auf immer verscheucht.

Mich jammerte das Tier, aber eine große Schuld an seinem Tode konnte ich mir nicht beimessen. Noch war er nicht flugfähig, so daß ihm das Fischfest sicher den Untergang bereitet hätte, auch wenn er nicht im Käfig gewesen wäre.

Es war übrigens Gerechtigkeit in seinem Schicksal. Seine Mutter hatte ihn in ein fremdes Nest geschmuggelt und seine Freßgier den Stiefgeschwistern den Hungertod bereitet. Nun drang die Volksflut in den Garten, verscheuchte seine Pfleger und bereitete ihm das nämliche Geschick.

Wie leicht das Fehlen und wie schwer das Gestehen.

Mein Sohn war am wenigsten mit dem Umzuge in die Stadt zufrieden. Seine Freiheit fand er geschmälert; überall fühlte er Schranken, und wie zwischen Fußeisen ging er zwischen allerlei Verboten. „Noch nicht mal eine Rute darf man sich in der alten Stadt abschneiden!" klagte er.

Unsere Hauswirtin erbarmte sich seiner Not, und machte ihn zum Eiersucher. Sie hatte ein zahlreiches Hühnervolk, das oft in den Garten drang und dort unerwünschte Gärtnerkünste trieb oder die Eier in allerlei Verstecke des weitläufigen Gehöftes trug. Nicht selten verschwanden Hennen auf längere Zeit und erschienen dann plötzlich mit einem ganzen Küchleinschwarme, den sie in der Stille ausgebrütet hatten.

„Such die Eier, Paul; es fehlen wieder viele!" mahnte Frau Kn. „Dafür darfst Du die abgefallenen Birnen und Pflaumen im Garten auflesen und essen!"

Das war ihm nach Wunsch. Wie eine Katze durchkroch er die Strohberge des Bansens, die Heulager oben auf dem

Gerüste, die Wellenhaufen des Holzbodens, die Hecken des Gartenzaunes, die dunkeln Ecken der Gerätkammer und der Ställe. Oft machte er reiche Funde und erntete viel Lob. „Du mußt ein Bergmann werden, so gut kannst Du kriechen, klettern und suchen!" meinte Frau Kn.

Und sie mehrte seine Macht, indem sie ihn zum Gartenhüter ernannte. Die fremden Hühner der Nachbarschaft sollte er verscheuchen, die eigenen Hühner aber säuberlich durch die Thür zurück auf den Hof treiben. Das war nun ein Spaß, wenn er die Hühner scheuchte und sie mit der Rute oder einem Erdball traf, daß sie kreischend und federstäubend aufflogen oder sich in Todesangst durch die Zaunritzen zwängten.

Eines Tages aber hatte er Unglück. Ein junges Hühnlein blieb in einer Zaunlücke hängen, wetzte und würgte in gackernder Angst hin und her, ohne durchzukommen. Mit ein paar wohlgezielten Rutenstreichen wollte ihm mein Söhnlein das Durchschlüpfen erleichtern. Es half aber nichts. Das Hühnlein blieb stecken, zuckte und ruckte ein paarmal mit den Flügeln und Beinen und regte sich dann nicht mehr. Mein Gartenwächter griff zu und — hielt ein totes Huhn in der Hand. Schlaff hingen Kopf und Flügel herab. Und wie er's recht beschaute, war es kein fremdes Huhn, sondern Frau Kn's Liebling, ein Sperberhühnlein. Wie ein Mörder kam er sich vor. Ob nicht noch Rettung möglich war? Angstvoll sah er sich um: niemand hatte die That gesehen! Geschwind lief er zum Brunnen, netzte seinem Opfer den Kopf, ja badete es zuletzt pudelnaß, blies ihm Luft ein, stellte es auf die Füße: alles vergeblich! es war und blieb tot.

Was nun? Sein Herz pochte wie ein Schmiedehammer in der Brust. Endlich trug er mit der geflügelten Eile des bösen Gewissens das tote Tierlein in eine Stachelbeerhecke, stahl sich über den Hof in die Stube und vergrub sich in seine Bücher. Aber hinter jedem Blatt hervor guckte das sterbende Hühnlein oder ein Galgen für den Mörder.

Jetzt hob er lauschend den Kopf. Frau Kn. fütterte ihr Hühnervolk. „Wo steckt denn nur mein Sperberhühnchen?" hörte er sie mit ihrer lauten Stimme fragen. „Paul, such doch mal danach!"

Und der Heuchler begab sich auf die Suche, durchstöberte Scheuer, Ställe und Garten. „Ich kann es nicht finden!" log er endlich kleinlaut. Frau Kn. aber erhob große Klage um den verschwundenen Liebling.

An einem der nächsten Tage kam der älteste Sohn der Witwe aus dem Garten und trug etwas in der Hand. Er warf es vor seiner Mutter nieder und sagte: „Da, Mutter, hier hast Du Dein Sperberhühnchen!"

„Ach, tot, tot, mein armes Tierchen!" klagte Frau Kn. „Was ist ihm denn nur zugestoßen?"

„Totgeschlagen ist's!" knurrte der Sohn.

„Ja, von wem denn wohl?" forschte die Mutter.

„Es lag in der Hecke an Lots! Denen kann man alles zutrauen!" murrte der Sohn.

„Ja, das ist eine Nachbarschaft!" schalt die Mutter. „Nichts ist sicher vor ihr. Unser Schade ist ihre Freude. Wie's nur so schlechte Menschen geben kann!"

Und weiter ergoß sich der Strom der Klagen und Anklagen. Ich hörte sie, sah Pauls Unruhe, seine erzwungene Lustigkeit, sein merkwürdiges Verstummen, — und hatte meine Gedanken.

„Gewiß ist unser Paul der Missethäter!" sagte ich zu meiner Frau. „Wir dürfen dann den ungerechten Verdacht nicht auf Lots sitzen lassen. Es könnte zu bittrer Feindschaft führen."

Abends wurde die Sache besprochen. Ich erzählte, wie General Washington als Knabe junge Obstbäume abgehauen, um sein neues Beil zu proben, wie der Vater andere in falschen Verdacht genommen und wie endlich Washington sein Unrecht mit den Worten gestanden hätte: „Ich mag nicht

lügen!" Ich schloß: „Unrecht thun, ist schlimm, es verhehlen, schlimmer, den Verdacht auf andere lenken, am schlimmsten!"

Mein Söhnchen war blutrot geworden, sagte nichts und bohrte nur mit den Augen so steif in die Tischplatte, als ob dort ein Schatz zu entdecken wäre. Endlich wagte er die Frage: „Was wohl so ein Hühnchen kostet?"

„Willst Du es bezahlen oder ein lebendiges kaufen?" fragte ich ruhig und mild.

Er antwortete nicht. „Gestehen ist halbe Sühne!" mahnte ich. „Erzähle Frau Kn. alles, wie sich's zugetragen hat, und laß den Verdacht nicht auf den Nachbarn hängen. Unglück kann man haben, aber schlecht darf man nicht sein! Das Hühnchen mußt Du aus Deiner Sparbüchse bezahlen!"

„Ach, 'nunter gehen!" sagte er mit weinerlichem Gesichte. „Sie schimpft mich aus!"

„Das geschieht Dir recht!" sagte seine Mutter und schob ihn die Treppe hinab. „Wer den Mut zu schlechten Streichen hat, muß auch den Mut haben, sie zu bekennen und die Folgen zu tragen!"

Zögernd schlich der Junge die Treppe hinab und über den Hof in Frau Kn's. Hinterstüblein.

Eine Mark hielt er in der geschlossenen Hand.

Nach kurzer Zeit kehrte er fröhlich und rasch zurück. „Sie ist nicht mehr böse und will auch das Geld nicht!" rief er schon auf der Treppe.

„Siehst Du, daß man sich mit der Wahrheit immer am besten steht? Vergiß das nie!" mahnte ich.

Wie ein Schulfest endete.

Kinder und Mütter hatten schon lange auf das Schulfest gerüstet. An demselben sollte auch die neue Schulfahne geweiht werden. Unter der Hand hatten die Väter Geld zusammengeschossen, die kunstfertigen Hände von Müttern und Schwestern aber die kostbare seidene Fahne wunderschön gestickt.

„Morgen ist Schulfest und Fahnenweihe!“ Dies Wort, in die Klassen gerufen, machte alle Arme wie Flügel sich heben und alle Augen in Freude aufleuchten. Wie liebevoll und vertraulich wurde der Lehrer angeblickt, der solche Botschaft verkündete! Ein fröhliches Kichern und geschäftiges Flüstern ging durch die Kinderreihen wie der Windhauch durch ein wogendes Halmenfeld.

An einem der Schulhäuser sammelte sich das Kindervolk. Aus allen Gassen und Gäßchen strömten sie zusammen, im besten Putz die Mädchen, mit Fähnlein, Trommeln und Armbrüsten die Knaben.

Wer zum Vergnügen ladet, der predigt nie tauben Ohren. Für Schaustellungen ist immer Geld da, ja die größten Opfer werden nicht gescheut, um die Kinder ordentlich heraus zu putzen, Staat mit ihnen zu machen und an ihrer Lust sich selbst zu erlustigen. Wenn doch die Eltern immer so bereit wären, das klingende Metall gegen edles Bildungsgut umzusetzen! Aber noch immer hält's die Mehrzahl mit der greifbaren Welt und ihren Freuden und mißtraut der geistigen Welt und ihren Gütern. Man muß eben den Besitzwert aus eigener Erfahrung kennen, um den richtigen Maßstab zu gewinnen.

Lehrer und Kinder waren versammelt. Die prachtvolle Fahne wurde entfaltet und durch weithin schallende Worte des Rektors geweiht. Nun noch ein Weihelied der Schüler, ein kräftiger Tusch der Musik, der Pfeifer und der Trommler, und dann: Aufbruch!

Inmitten der Fahnenjunker trug der Fähnrich die Fahne dem Zuge voran. Eine Musikbande folgte. Knaben und Mädchenklassen unter Führung ihrer Lehrer schlossen sich an. In schönster Ordnung, geleitet und getragen von Marschklängen, bewegte sich der lange Zug durch die Straßen der Stadt. Aus allen Fenstern hingen Köpfe; vor allen Thüren standen Menschen. Grüße mit Wort und Mienen flogen hin und her.

Ein breiter, loser Saum zu beiden Seiten und ein langer Kometenschweif hinten von Vätern und Müttern, Geschwistern und Verwandten umwallte den langen, bunten Schülerzug. Marschgesang und Trommelwirbel lösten die Musik zeitweise ab.

Nach dem Schießhause am Walde ging der Zug. An einer Stelle hemmte ihn eine Schafherde. Allerlei Scherze trieben die Kinder. „Schäfchen zur Linken, ihr thut uns winken!" riefen die Mädchen. „Schafe zur Rechten, nun gilt's zu fechten!" spotteten die Knaben. Auch hier widersprachen sich die abergläubischen Zeichen und Sprüche derart, daß sie zum Kinderspott wurden. Was dem einen rechts, das war dem andern links.

Der rüstige Schäfer hielt die Herde an, um uns den Vortritt zu lassen. Der Hund half ihm verständnisvoll, umkreiste die auseinander strebenden Schafe, fuhr hier und da einem zwischen die Beine und brachte endlich glücklich alle seitwärts auf einen dichtgedrängten Haufen.

Vor der Fahne zog der Schäfer den Hut und behielt ihn in der Hand. Das erfreute die Schüler, und alle grüßten ihn.

„Freut Euch, Kinder, das ist recht!" rief er mit Hutschwenken. „Wären doch meine vier auch dabei! Was die Kinder freut, macht auch die Eltern glücklich!"

Noch lange sahen sich die Kinder nach dem höflichen Schäfer um und grüßten ihn mit Mützenschwenken. Am Schießhause wurde Halt gemacht, eine Rede gehalten, die Fahne in sichern Gewahrsam gebracht und dann die Spielordnung verkündet.

Und dann schoß die Jugendlust frei in alle Räder. Jede Klasse hatte ihren Platz und ihr besonderes Spiel. Die Knaben schossen mit Armbrüsten nach dem Vogel, kletterten nach Preisen auf Kletterbäume, machten Turnspiele, Wettläufe 2c. Die Mädchen tanzten, sangen, übten Gesellschaftsspiele 2c. Die Lehrer ließen der Kinderlust die Zügel schießen, behielten aber

die Zügel in der Hand. Mit Auge und Herz überwachten sie das bunte Kindergewimmel. Spaziergänge der Kinder sind Arbeitstage der Lehrer! Auge und Ohr, Fuß und Hand dürfen nicht zur Ruhe kommen.

In Lauben und an freien Tischen saßen, aßen, tranken und freuten sich die Eltern der Kinder. Ich selbst nahm mich meiner kleinen Mädchen nach Kräften an und hatte an den Müttern die dankbarsten Helferinnen. „Ich habe ein unbeschränktes Vertrauen zu Ihnen," sagte mir später eine Mutter, „seitdem ich Sie mit den Kleinen habe spielen sehen. Ein Lehrer, der die Kinder liebt, verdient alles Vertrauen, auch wenn uns manche Maßregeln nicht gefallen."

Spaziergänge und Schulfeste bieten die beste Gelegenheit, die Eigenart der Kinder, aber auch die Weise der Lehrer still zu beobachten. Doch die Festfreude sollte nicht ohne Dämpfer bleiben. Nur wenige hatten bemerkt, daß ein Gewitter aufgestiegen war. Plötzlich erschreckte uns Donnergrollen, und Blitze durchfurchten dunkle Wolkenberge. Wie vor dem Habicht die Küchlein zur Glucke, so flüchteten die Kinder zu den Eltern oder umdrängten die Lehrer. Alle Zimmer füllten sich.

Näher rollte der unheimliche Wagen, der auf den Wolken einherfährt und unter seinen Rädern die Funken als blitzende Feuerpfeile zur Erde schleudert.

Angstvoll drängten sich die Kinder zusammen. Mit schrillem Aufschrei klammerten sich die Furchtsamen bei Donnerschlägen an Eltern und Lehrer. Fast dunkel wurde es in den Zimmern. Wenn der Blitz herniederfuhr, da beleuchtete sein bläuliches Licht angstvolle Gesichter. Mit leisem Wehlaut schlossen sich die Augen. Niemand wagte zu reden, denn der höchste Herr ging in seiner Kriegsrüstung vorüber.

Plötzlich zugleich ein greller Blitz, ein dröhnender Schlag, ein Angstschrei von den Kinderlippen! Schreckenbleich verbargen die meisten ihr Gesicht. „Es hat in der Nähe eingeschlagen!" murmelten viele.

Krachend, rollend und endlich verhallend flossen des Donners Wellen dahin durch die Wolken und Wälder. Ein furchtbarer Regenguß rauschte hernieder. Weiter rollte der Donnerwagen, und endlich erstarb sein Murren in weiter Ferne. Blauer Himmel brach durch die Wolkenrisse. Ein prachtvoller Regenbogen spannte sich zwischen Himmel und Erde. Alles atmete erleichtert und erfrischt auf.

Plötzlich entstand draußen ein Rufen und Rennen: „Was giebt's? Was ist's?" fragte einer den andern.

„Der Schäfer ist am Tannenwäldchen hinter dem Schießhause vom Blitze erschlagen!" rief eine Stimme.

Alles stürmte fort, hin an die Stätte des Unglücks. Da lag der kräftige Mann unter einer Fichte zusammengesunken, mit halb offenen, gebrochenen Augen. Die Hand hielt noch die Schäferschippe; der Hut war ihm vom Kopfe geflogen. Die Haare waren versengt, und über das Gesicht lief ein bläulicher Brandstreifen. Die Herde drängte sich noch immer angstvoll unter dem Baume zusammen. Der Hund stand eingeschüchtert unweit des Toten, hatte den Schwanz eingezogen, hielt zitternd eine Vorderpfote hoch und wimmerte leise.

Der Anblick war erschütternd. Alle Hände falteten sich, und manches Auge wurde feucht.

Alle Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos. Die Leiche ward in die Stadt geführt. Die Festfreude der Kinder war plötzlich zu Ende. Alle scharten sich wie auf Verabredung um den Rektor, der mit seinen erloschenen Augen gen Himmel sah. Eindringlich mahnte er alle zu steter Rüstung auf den Tod. Und als er zuletzt bat, der Witwe und der Waisen des toten Schäfers hilfreich zu gedenken, da flossen von Alten und Jungen reiche Gaben zusammen.

Das war ein Schulfest, hinter das der Himmelsherr sein flammendes, erschütterndes Ausrufezeichen gesetzt hatte.

Was unsere alte Magd kollerte und unser Kind erlebte.

Frau Rektor W. entließ ihr Dienstmädchen, weil es zu wenig Auge für seine Pflicht und zu viel Ohr für die Lockungen draußen hatte. Eine neue Dienstbotenwahl ist für eine brave Hausfrau immer eine Qual. „Fromm Gesinde" steht nicht vergeblich in der 4. Bitte unter dem täglichen Brote.

„Woher ich nur ein gutes Mädchen nehme!" klagte uns die liebe Frau. „Nicht jede paßt für uns, besonders keine junge und flatterige. Es muß eine ältere, verständige Person sein. Sie muß sich an die rasche Weise meines Mannes gewöhnen, in seinen Gedanken lesen lernen. Sie muß ohne Befehl mit einer gewissen Selbständigkeit schalten und walten, mein zartes Gretchen mit Liebe hegen und pflegen und ihren Verkehr im Hause und nicht draußen suchen."

„Da paßte ja unsere alte Anneliese!" rief ich. „Acht Jahre hat sie uns gedient und die Kinder gepflegt wie eigene. Sie ist treu wie eine Dogge, aber oft auch knurrig wie ein Hofhund. Wer sich an sie wagt, dem springt sie mit derber, poltriger Rede an den Hals. Sie schanzt ohne Befehl von früh bis spät, nicht selten freilich in ihrer eigensinnigen Weise. Sie liebt und verteidigt die ihrer Hut befohlenen Kinder wie eine stachelige Igelmutter, thut ihnen allerdings auch allen Willen und sucht sie verdienten Strafen zu entziehen. An die knochige Gestalt, das bärbeißige Gesicht und die rauhe, eigenmächtige Weise muß man sich freilich erst gewöhnen. Bei mir steht unser alter Hausdrache in hoher Gunst."

„Wir hatten in Schlesien sechs Jahre lang ein ähnliches altes Mädchen!" sagte die Frau Rektor. „Noch immer vermisse ich es schmerzlich. Man verzeiht gern allerlei Schwächen, wenn sie nur Übertreibungen guter Eigenschaften sind. Ehrlich, fleißig, reinlich, achtsam, häuslich, kinderfreundlich: das ist genug! Dann kann sie immerhin auch mal poltern, kollern und aufbegehren; das wird sich tragen lassen!"

Meine Frau wollte die Wahl nicht loben. Sie meinte, es sei schwer, sich an Anneliesens derbe Weise zu gewöhnen. Sie habe oft unter ihrem Dickkopfe, mit dem sie manches durchtrotze, und ihrem Unverstande, mit dem sie die Kinder verzöge, gelitten.

Mein Urteil war milder, nicht bloß, weil Männer weniger von den Unarten der Dienstboten zu leiden haben, sondern weil ich stets die Menschen nach dem Kern ihres Wesens, nach dem Grade ihrer Bildung und nach Maßgabe ihrer Lebensauffassung, nicht aber nach meinen Wünschen und dem Maßstabe meiner Bildung beurteilte.

Die Frau Rektor pflichtete mir bei. Die Erinnerung an ihre alte Magd übertrug sie als Hoffnung auf unsere Alte. In der Umkleidekunst sind ja unsere Gedanken Meister.

Unsere alte Anneliese ward brieflich mit dem Stande der Dinge, mit ihren künftigen Pflichten, dem stattlichen Lohne u. dgl. bekannt gemacht und nahm mit Freuden an. Aber nicht der neue Dienst, sondern die alte Liebe lockte sie, die Aussicht, uns und unsern Kindern nahe zu sein. Auch hier leistete ein altes, eigensüchtiges Interesse dem neuen Vorspann.

Sie kam, blieb erst ein paar Tage bei uns und wurde dann in ihren Pflichtenkreis eingewiesen. Aber hoffnungsreich war der Anfang nicht. Gretchen wagte sich nur scheu an das barsche Dorfweib heran. „So bleib doch!" sagte die Alte ärgerlich; aber Gretchen zerrte, weinte und wollte fort.

Den zweiten Tag besuchte ich Rektors und begrüßte meine alte Anneliese. Aber ihr Gesicht stand nicht auf „gut Wetter" und „beständig". Alles war ihr fremd, nichts bekannt und vertraut, weder Menschen noch Ordnungen.

Auch den dritten Tag ging ich wieder hin, um sie anheimen zu helfen. Aber ihr Schweigen mit verkniffenem Munde und ein Zucken in den Augen wie Wetterleuchten ließ mich nichts Gutes ahnen.

Als ich ihr am vierten Tage unsere Kinder zum Abschiednehmen brachte, da preßte sie dieselben weinend an sich, als ob's einen Abschied fürs Leben gelte.

Wir verreisten auf eine Woche, Kind und Kegel, zu unseren Freunden nach Sch. im Thüringerwalde. Anneliesen schärfte ich noch ein, meiner Empfehlung keine Unehre zu machen. Sie nickte ein paarmal heftig und zerdrückte zwei große Thränen in den Augen. —

Unsere Reise war lustig, besonders für unsere dreijährige Ida, die sich auf derselben die ersten Erinnerungen holte. Wie die Menschen gleich Tauben in den Eisenbahnwagen aus- und einflogen, wie sie auf dem Bahnhofe sich bunt und wild durcheinander drängten, wie der Dampf in die Höhe schoß, wie die Pfeife schrill durch Ohr und Mark fuhr, wie Häuser, Bäume und Felder an uns vorüber flogen: das alles war Augenweide ohne gleichen. Nicht weg vom Fenster waren die Kinder zu bringen.

Plötzlich rief die Kleine, als der Zug über eine Kurve sauste: „Ach da, da! Die vielen Beine, wie sie laufen!"

Die Räder der Wagen kamen ihr wie Beine eines Tausendfußes vor.

In Schl. gefielen den Kindern am besten die vielen Stare und ihre Kästen, das alte stolze Grafenschloß, die vielen Treppen, die schönen Gärten drum und die rauschenden Springbrunnen drin und die — Ochsenfuhrwerke. Unsere Freunde wohnten in einer alten Komturei der Tempelherren. Der Blick aus den hinteren Fenstern war entzückend. Man sah eine steil abfallende Rasenwand, saftige Wiesengründe, rauschende Wasser, geschäftige Sägemühlen und ferne blaugrüne Berghäupter. Die meiste Freude hatten die Kinder an der Kuhherde, die jeden Morgen unten vorbei nach dem Walde getrieben wurde und sich am klaren Wasser weidlich labte. Der Hirt ließ sein Tuthorn, die Herde ein harmonisches Geläut von den Glocken an den Hälsen der Kühe ertönen.

Das böhmische Pflegekind unserer Freunde stand erst den Besuchern fremd und scheu gegenüber und maß sie mit den stillen Augen. Nur nach und nach, von Stuhl zu Stuhl, tasteten

sie sich äußerlich und innerlich zusammen. Dann war aber geteilte Freude doppelte Freude, und nicht aus einander wollten sie.

Eines Vormittags hing sich die kleine Ida der Mutter ans Kleid, rieb ihr blondes Köpfchen dran, sah seitwärts zu ihr auf und sagte: „Mama, ich bin doch gut?"

„Ja wohl, mein Schatz! Willst Du was?"

„Du hast ja doch nichts!"

„Hast Du denn Hunger?"

„Ja, aber ich esse nichts!"

„Warum denn nicht?"

„Ich habe ja nichts! Wir sind doch nicht zuhause!"

Das war eine feine Mahnung für die Tante, die kleinen Mäulchen nicht zu vergessen. Wie oft verschlingt der plätschernde Wellenschlag eines anregenden Gesprächs den Bedürfnislaut der kleinen Leute!

Auf der Heimfahrt standen die Kinder immer wieder an den Wagenfenstern und sahen die Welt mit ihrem bunten Wirrsal vorüber sausen. Jeden Augenblick machten sie eine neue, merkwürdige Entdeckung.

Plötzlich fuhr die kleine Ida mit dem Kopf zurück und rief entsetzt: „Ach, ein bös Gesicht! Mit zwei Spießen! Es will mich stechen!"

Ich sah hinaus und bemerkte hinter uns einen mächtigen Stierkopf, der mit zwei dummen Augen und zwei gewaltigen Hörnern verständnislos in die Welt hinaus schaute. Unser Wagen war der letzte im Personenzuge, und hinter ihm hing ein Wagen mit fremdländischen Ochsen, die auf eine deutsche Schlachtbank geliefert wurden.

Mit Behagen und Grausen tauschten nun die Kinder mit dem Ochsennachbar fleißig Blicke. Und das wurde die erste bewußte Erinnerung unserer Ida. Das Fremdartige und Plötzliche schlug die ersten festen Wurzeln im Gedächtnis. —

Als wir daheim anlangten, hörten wir Wundermär von unserer alten Anneliese. Sie konnte nicht wohnen! Sie hing

den Kopf, seufzte tief, verdrehte die Augen, setzte sich sinnend auf die Treppenstufen, bekümmerte sich nicht um das Kind, schreckte scheu auf bei der Stimme des Rektors, vergaß die nötigsten Arbeiten, aß nur wenig und legte sich endlich ins Bett, „da kein Glied sie tragen wolle".

Der Arzt wurde geholt, konnte aber nichts als ungeheure Nervenerregung finden: „Es könne auch Heimweh sein!"

Als ich in ihre dunkle Kammer trat, faßte sie krampfhaft meine Hand und brach in Thränen aus.

„Ich sterbe hier!" flüsterte sie. „Alles ist so fremd, so fremd! Ich kann nicht wohnen. Ach, lassen Sie mich in Ihr Haus und zu den lieben Kindern kommen!"

Ich suchte sie zu beruhigen, so gut es ging. Dem Rektor sagte ich: „Sie hat Heimweh, vielleicht nur nach uns und den bekannten Gesichtern und Verhältnissen. So ein alter Knorren läßt sich nicht mehr in andere Erde verpflanzen, und wenn diese noch fetter wäre! Ich bin überzeugt, sobald sie die bekannten Gesichter und Hausratsstücke sieht, ist sie gesund!

„Machen Sie einen Versuch! sagte der Rektor.

Noch an dem Abend wurde sie zu uns gebracht; den nächsten Morgen stand sie auf und suchte sich nützlich zu machen. Am dritten Tage war sie gesund. Unsern Jungen streichelte und drückte sie fortwährend und flüsterte dabei: „Mein lieber Paul!" Die kleine Ida preßte sie an sich und sagte ihr immer ins Ohr: „Mein liebes, liebes Idachen!"

Sie konnte Liebe und Fürsorge nicht auf andere übertragen. Ihre Liebe und Pflege hatte ihr Eigentumsrecht an unsern Kindern gegeben. Nur die Arbeit fürs Eigene beglückt.

Ich schalt sie: „Wie unverständig sind Sie! Wie gut haben Sie's dort, — nicht viel Arbeit, nur ein Kind, eine brave Herrschaft, gutes Essen und doppelten Lohn!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann dort nicht wohnen. Ich fürchte mich vor den blinden Augen und der scharfen

Stimme des Direktors. Gretchen will nicht zu mir, und ich habe sie auch nicht so gern wie unsere Kinder!"

Kurz, sie war nicht wieder hinzubringen. Da wir selbst keine Magd brauchten, mußte sie in die Armut ihrer Hütte zurückkehren und sich mit saurer Handarbeit nähren.

Der Rektor zürnte uns durchaus nicht ob unseres mißglückten Helferdienstes. Er verstand und entschuldigte das unbegreifliche Wesen der Alten. — „Das Glück hat für jeden eine besondere Prägung. Umprägung ertragen nicht alle. Im engen Kreis verengert sich der Sinn und ist dann zur Anpassung an weitere, veränderte Verhältnisse nicht mehr fähig. Unsere Alte hat die Anpassungsfähigkeit verloren; sie bricht, aber biegt sich nicht!"

Was der Klügste thut.

Zum erstenmal besuchte ich den Ort wieder, wo ich über acht Jahre als Lehrer gewirkt hatte. Das Herz klopfte mir, als ich den bekannten Thurm auftauchen sah, und heiß und naß drängte sich etwas ins Auge.

Zeitliche und räumliche Ferne verklärt und nimmt der Bitternis den Stachel. Für alles Gute bleibt die Erinnerung, für alles Böse die Verzeihung.

Mein Weg führte an einem Acker vorbei, auf dem ein vierzehnjähriger Bursche mit Kühen pflügte. Als er mich sah, stutzte er, ließ dann alles stehen und liegen, kam rasch auf mich zu, reichte mir die Hand und lachte mich ganz glückselig an.

Mit dem Burschen war mir aber folgendes begegnet: Sein Vater, der schwarze Steffen, war mein bitterster Feind im Dorfe. Der Grund der Feindschaft war klein und gemein: Ich hatte den Steffenskindern ein paar mal den Urlaub verweigert und die schmutzigen Gesellen einmal an den Brunnen zum Waschen geschickt. Grund genug zur Feindschaft! Alle Schande sagte seitdem der „Schwarze" mir nach.

Nun begab sich's eines Tages, daß der loseste Bube des „Schwarzen" einen wohlverdienten Hieb über den Rücken erhalten sollte. Er schnellte aber plötzlich herum und erhielt den Streich quer über das Gesicht. Eine rote Grenzlinie teilte es bald in zwei ungleiche Hälften. Der Bube brüllte, als ob er gespießt sei. Ich war tödlich erschrocken. Solche Schrift ins Gesicht konnte nicht ohne üble Lohnzahlung bleiben.

Kurz entschlossen nahm ich den Buben bei der Hand und sagte: „Komm, Dein Vater soll erfahren, wie Du mir's gemacht hast!" Da verstummte der Bursche und sträubte sich heftig. Aber ich zog ihn über den Anger und brachte ihn in das Haus des Schwarzen. Der machte große Augen, als ich mit seinem gezeichneten Sprößling ankam, zog aber doch zögernd seinen Deckel vom Kopfe.

Ich erzählte den Hergang und schloß: „Wenn Sie mich verklagen, so können Sie mir Ungelegenheiten bereiten, denn eine solche Art der Strafe ist verboten. Mir thut's leid, daß es so gekommen ist, aber meine Absicht war es nicht."

Da rief der „Schwarze": „Ich kenn' ja den Nichtsnutz und wie er's macht! Bei dem ist's nur schade um jeden Schlag, der daneben fällt. Noch ein paar hätten Sie ihm auf dasselbe Fleck geben sollen, damit er ein andermal still hält! Komm, nun sollst Du sie von mir hinkriegen, wohin sie passen!"

Damit griff er nach dem heulenden Strolche, der angstvoll hinter mich kroch. Ich wehrte den Alten ab und sagte: „Nichts mehr, lieber Steffen! Er hat ja seine Strafe, und mehr, als ihm zugedacht war. Ein andermal folgt er mir. Nicht? Ich mein's ja gut mit Dir und will Dich zu einem ordentlichen Menschen machen!"

Mit einem herzlichen Händedrucke schied ich von meinem bisherigen Feinde. Daß ich „ihm den Mund gegönnt", ihn gleichsam zum Richter in der Sache gemacht, das hatte ihn versöhnt und sein Urteil über den Lehrer umgestimmt. Niemand

hat mich hinfort höflicher gegrüßt und sich in allen Erziehungsfragen willfähriger gezeigt als der „Schwarze".

Das Gegenstück ist leicht ausgemalt: Der Junge kommt heim mit seiner roten Frakturschrift im Gesicht; er berichtet den Hergang auf seine Weise; geschäftige Zwischenträger schüren das böse Feuer; ein bitterböses Zerwürfnis ist fertig!

Merke erstlich: Man vergiebt sich und seiner Würde nichts, wenn man einen Mißgriff bekennt. Ein Unrecht verliert den Stachel, wenn man's zugesteht. Die Autorität leidet nicht, die ein Unrecht bekennt und sühnt, wohl aber die, welche es leugnet, es zu beschönigen und zu vertuschen sucht. Auf dem Boden der Ungerechtigkeit wächst niemals Autorität.

Merke zweitens: Wer sich überwindet, überwindet meist auch den Gegner. Offenes, unmittelbares Nahetreten entwaffnet den Zorn und verhindert giftiges Gewürm, sich feindlich zwischen die Herzen zu drängen. Zeige dem Gegner Achtung und schlage den rechten Ton an, das wird seiner Eigenliebe gefallen und seinen Zorn stillen.

Merke drittens: Die Rechthaberei bringt den meisten Unfrieden zwischen die Menschen. Keiner will sich und seiner Stellung was vergeben und giebt drum lieber Frieden und Glück dran. Auch die meisten Zerwürfnisse zwischen Eltern und Lehrern haben da ihre Wurzeln. „Meine Autorität leidet, wenn ich nachgebe! Die Alten würden auf Gassen und Straßen ein groß Rühmen anheben, wenn ich ihnen ein gut Wort gäbe!" meint der Lehrer.

Die Eltern aber denken: „Wir wollen doch mal sehen, ob wir gar nichts mehr über unsere Kinder zu sagen haben! Wer füttert und kleidet sie denn und bezahlt das Schulgeld? Wir doch, und nicht der Lehrer! Wollen doch mal sehen, wer Herr über sie ist!"

So geht's hinüber und herüber, zu Beschwerden und Klagen, zu Schmähungen und langen Feindschaften. Die Kosten des Verfahrens zahlen alle zu gleichen Teilen: Der Lehrer von

seiner Berufsfreudigkeit, die Eltern von ihrem ruhigen Behagen, die Kinder von ihrem Seelenheil. Wer klug ist, der löscht das Feuer, ehe es in Flammen zum Dache hinausschlägt. —

War ich schuldig oder nicht?

Noch eine bittere Reise-Erinnerung brachte ich von meinem ersten Besuche in K. nach E. zurück.

Ich besuchte all die lieben Orte, die durch unser Leid oder unsere Freude geweiht waren; so auch den Gottesacker, wo unsere beiden Kinder in ihrem breiten Doppelgrabe schliefen. Die Liebe unserer alten Magd hatte das Grab in ein Blumengärtchen verwandelt.

Von Grab zu Grab ging ich. Wie lang war die Reihe derer, die nach unserem Wegzuge sich hier zur Ruhe in das letzte Bett gelegt hatten! Ich las die Aufschriften auf Tafeln und Leichensteinen. Eine erschreckte mich. Da stand auf einer schlichten Holztafel: Hier ruht Martin Zipf. Er starb eines plötzlichen Todes am 15. Juni 1869. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Mit dem Martin Zipf war mir aber folgendes begegnet: Unter den Einnahmen der Schulstelle in K. waren auch drei Brote aus jedem Hause, in Summa 558. Ich wollte sie in eine Korn- oder Geldrente verwandeln lassen, aber viele Bauern sträubten sich dagegen. „Brot heißt's und nicht Korn, Brot und nicht Geld! Was uns wächst, das geben wir, nichts anderes!" meinten sie eigensinnig. Einen gesetzlichen Zwang gab's damals noch nicht, und so mußte ich's beim alten lassen. Der Verdruß mit den Broten riß aber nicht ab. Die Brotlieferung fiel auf drei Termine; viele brachten die drei Brote aber auf einmal. Da gab's denn zuweilen Berge von Broten, zu andern Zeiten war keins aufzutreiben.

Am schlimmsten trieb es der „tolle Merten". Er legte es drauf an, den Lehrer zu ärgern: „Ich will doch mal sehen,

ob er die Brote nicht nehmen soll, wann und wie ich sie bringe!" Und er brachte seine drei, viel zu klein geratenen Brote an einem Sonntagnachmittage, als ich Chorprobe zum nahen Feste hielt.

Ich wurde aus der Schulstube gerufen und sah verdrießlich auf den Tollen. „Was wollt Ihr?" „Die Brote bringen!" „Warum denn gerade den Sonntag?" „Weil mir der am besten paßt!" „Warum denn gleich alle drei auf einmal?" „Weil ich's los sein will!" „Warum denn aber solche Röhrenkuchen? Die haben doch keine 7 Pfd., wie vorgeschrieben ist?" „Wo steht denn das geschrieben?" fuhr der Tolle auf. „In meiner Gehaltsnachweisung!" antwortete ich. „Da können sie viel neinschreiben!" sagte jener geringschätzig. „Hier sind die Brote, und nun geben Sie mir Quittung!" Damit legte er die Brote auf einen Schrank und reichte mir das schmutzige, vergilbte Quittungsbuch hin.

Ich sagte kurz: „Jetzt habe ich keine Zeit! Droben warten die Chorleute. In meinem Amte lasse ich mich nicht von jedem stören. Legen Sie das Buch da hin und lassen Sie's morgen holen!"

„So? Keine Quittung soll ich kriegen? Noch mal soll ich kommen? Es paßt heut dem großen Herrn nicht? Da soll doch gleich das Wetter drein schlagen!" brüllte der Tolle und ballte die Faust gegen mich. Und sich immer mehr in Wut redend, schrie er weiter: „Ein großer Herr willst Du sein? Ein dummer Junge bist Du, ein Bauernkerl so gut wie wir!"

Krachend warf er die Thüre zu, und schimpfend zog er durch die Straßen. Ich wollte den tollen Menschen verklagen, aber der Pfarrer brachte eine Sühne zustande. Der Missethäter that Abbitte und entschuldigte sich mit seinem „Hitzkopfe".

Im nächsten Jahre, genau an demselben Tage, stellte sich der „tolle Merten" wieder in der Schule ein. Wieder war

ich bei der Chorprobe. Die Dienstmagd kam nach dem Schulzimmer gerannt und sagte: „Herr Kantor, drunten ist wieder der tolle Merten mit den drei Broten und fordert Quittung darüber. Sie sind noch kleiner als im vorigen Jahre, und Gerste und Wicken riecht man schon auf drei Schritte."

„Ich lasse mich im Amte nicht stören; er soll ein andermal wieder kommen!" sagte ich kurz.

Unten an der Treppe hatte der „Tolle" den Bescheid gehört. „Was?" schrie er die Treppe hinauf, „der große Herr läßt sich nicht stören? Ein andermal soll ich wiederkommen? Lumpenbande ihr! Von unserem Brote lebt ihr, in unserem Hause wohnt ihr, und nach unserer Pfeife sollt ihr tanzen!"

Ich schlug die Thür zu, aber selbst das Getön des Gesanges wurde von dem Schimpfen und Toben des Tollen überboten. Ehrentitel, wie sie kein Wörterbuch hat, hängte er mir an, und die Magd wußte nicht wunders genug zu sagen, wie schön, kräftig und mannigfaltig sie gewesen wären. Nun hielt ich's doch für geboten, solcher Roheit mit Hilfe des Gerichts einen Damm zu setzen. Ich verklagte den „Tollen" wegen Beleidigung im Amte.

Wer nicht im Termin erschien, war Merten. Er hatte gemeint: „Wer nicht da ist, dem wird der Kopf nicht gewaschen!" Die Wäsche kam aber doch, denn die Herren Richter waschen auch in Abwesenheit. Er wurde zu 4 Wochen Gefängnis und den nicht unerheblichen Kosten verurteilt.

Das war kurz vor meiner Versetzung geschehen. Das Nachspiel erfuhr ich erst später. Zur Abbüßung seiner Haft erschien er nicht, trotz zweimaliger Verlegung des Termins. Als ihn der Gendarm abholen wollte, verschloß er die Thür vor ihm. Als man sie endlich erbrochen hatte, fand man ihn auf dem Hausboden — erhängt und tot.

Merke erstlich: Es ist ein Jammer, wenn dem Lehrer

sein karges Stücklein Brot durch solche Einnahme-Schwierigkeiten auch noch verkümmert und verbittert wird.

Merke zweitens: Es ist für den Lehrer und seine Arbeit stets besser, wenn er durch freundlichen Zuspruch und nicht durch richterlichen Spruch zu seinem Rechte kommt. Jedes Zerwürfnis stört die Arbeit an den Seelen und das Glück des Wirkens.

Merke drittens: Ich war im Rechte und unschuldig an dem Tode des Unglücklichen, aber doch hat mir das Bild des Erhängten manchmal die Ruhe gestört.

Rechtspflege ohne Richter.

Ich schlenderte bei meinem Besuche in K. auch nach dem nahen Walde, der mir so oft seine Pforten geöffnet, seine gesunde Luft und gute Gedanken zugeweht und meine Sorgen abgenommen hatte.

Über dem Dorfe begegnete mir ein Einwohner, der mir oft das Leben sauer gemacht hatte. Seine Buben erzog er schlecht und wies sie gegen die Ordnungen der Schule auf. Daß er nur ein Auge hatte, wußte ich. Daß er aber zwischen beiden Augen eine dicke, rote Naht auf der Stirn gehabt hätte, dessen erinnerte ich mich nicht. Seine Pelzmütze hatte er so tief wie möglich in die Stirn gerückt. Er drückte sich seitwärts ohne Gruß an mir vorüber und that, als ob er mich nicht sähe.

Am Waldsaume traf ich einen der wackersten und reichsten Bauern des Dorfes und begrüßte ihn herzlich. Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn: „Was hat denn der rote Trapps für einen Denkzettel auf der Stirn?"

Da lächelte der Bauer und sagte langsam: „Den hat ihm der liebe Gott selbst drauf geschrieben, und nicht wegen seiner Rechtschaffenheit. Ich bin selbst bei der Sache beteiligt und will sie Ihnen erzählen. Und nun erfuhr ich folgende Geschichte:

Im Hainichwalde liegen hübsche Wiesenthäler, und der süße Graswuchs kann den Kühen das Maul wässerig machen. Aber bei dem Maulwässern muß es bleiben, denn die Wiesen haben ihre Herren, und das Hüten drauf ist verboten.

Der Bub des roten Trapps aber meinte, das sei ein einfältig Recht. Wo Gottes Himmel blaue und seine Erde grüne, da sei auch sein und seiner Kühe Recht so weit her als das anderer.

Also trieb er seine Kühe auf eine Wiese, setzte sich hinter einen Erlenbusch und schrotete sein Vesperbrot, während die Kühe die Wiese ohne Kamm und Schere schoren.

Von ungefähr kam der Besitzer der Wiese im Thale herauf. Kaum ersah ihn der Bube, so stellte er seine Schrotmühle in Ruhe und trieb die Kühe ins Gebüsch.

Wie Vogel Strauß glaubte er sich hier geborgen, war's aber nicht, sondern der entrüstete Mann zog ihn beim Ohr heraus und rief, indem er auf die verwüstete Wiese zeigte: „Wer ist das gewesen? Red' oder ich vergeß mich und thue, was mir hernach leid wäre!"

So übel dem Buben an dem Ohrhenkel zu Mute war, so dreist wußte er zu lügen. „Es sei ein anderer vor ihm dagewesen und oben hinaus. Seine Kühe hätten kaum ein Maul voll im Vorbeigehen genommen. Wenn der Bauer sein Ohr nicht loslasse, würde ihn sein Vater verklagen u. s. w."

Und als er endlich losgehenkelt war, da gab er dem Manne allerlei Ehrentittel, die niemand gern hört und die den Bauer auch nicht zur Nachsicht stimmten.

Der machte es kurz, ließ den Vater fordern und verlangte von ihm, er solle den Buben abstrafen und den Schaden vergüten.

Da kam er aber schlecht an; denn wo die Buben so frech sind, da sind es die Väter meist vorher gewesen. Er gab dem geschädigten Bauer allerlei kränkende Reden, ging ohne Gruß aus der Thür und schalt noch lange auf der Straße. Er meinte wie viele, das Recht durch Schreien zu erweisen.

Darauf klagte der Bauer und erlangte durch Rechtsspruch drei Thaler Entschädigung, ohne die Kosten.

Jetzt endlich gab der Vater des Buben klein bei, kam zu dem Bauer, bettelte und heulte um Nachlaß der Strafe. „Sieben Kinder habe er daheim, aber keine drei Thaler!"

Der Bauer war keiner von den harten; sein Gemüt ward weich, wenn Augenwasser darauf tropfte. „Euer wüstes Aufbegehren ist schuld!" sagte er. „Hättet Ihr Eurem Buben sein loses Maul geklopft und mich um Nachsicht gebeten, so hätte ich keinen Schritt ins Gericht gethan. Das sind mir immer unliebe Gänge! Strafe muß sein, ein Thaler mag aber genug sein. Zahlt ihn, wenn Ihr könnt! Die zwei andern schenke ich Euch."

Das war gut gemeint, und scheinbar zufrieden stapfte der rote Trapps in seinen breiten Schuhen mit seinem schweren Gange hinaus. Nach vierzehn Tagen brachte sein Mädchen den Thaler und zugleich einen Gruß von ihrem Vater: „An den Thaler solle er noch in zehn Jahren denken!"

Der Bauer zuckte die Achseln, gab den Thaler in die Armenkasse und dachte kaum noch an den Handel.

Er sollte aber wieder dran erinnert werden. Eines Morgens lagen die Kronen von sechs jungen Bäumen im Grase, und die Stümpfe ragten wie ein stummer Vorwurf gegen den Himmel, der zu dem Frevel stillgeschwiegen.

Im nächsten Frühjahr hatte der Bauer im Gärtlein die schönsten Samenrunkeln. Schon fingen sie an, die reichen Blütentrauben zu entfalten, aber den Sonntag vor Pfingsten waren sie schon reif, abgemäht lagen sie am Boden.

Weit ab vom Dorfe hatte der Bauer auf einem großen Plane einen Stall gebaut, um da zur Mittagszeit oder über Nacht und bei schlechtem Wetter die Pferde einzustallen. War die Bestellzeit vorbei, so stand der Stall einsam wie eine vergessene Schildwacht im freien Felde. Des Tages grüßte ihn die Sonne und des Nachts der Mond und die Sterne. Wolken

zogen über ihn hin, und Stürme umbrausten ihn. Bachstelzen machten ihr Haus und Raben ihren Wartturm draus. Und wenn sich nicht ein verirrter Sonnenstrahl durch die Ritzen stahl, so wüßte ich niemand, der den Stall besucht hätte.

Es sollte aber nicht so bleiben. Eines Morgens kam die Nachricht, der Stall sei so übel zugerichtet, als ob Sturm, Hagel, Wasserflut und feindliches Geschoß um die Wette ihn angefallen hätten.

Der Besitzer ging hin und schlug die Hände zusammen über die Verwüstung. Thür und Wände waren zerhackt, die meisten Ziegeln zerschlagen und in Stücken umher gesäet, als ob ein Wirbelsturm dazwischen gewesen sei.

Das Verwunderlichste war aber eine halbtrockene Blutlache am Boden. Wie die dahin gekommen, darüber zerbrach sich der Bauer vergeblich den Kopf. Als er heim kam, hörte er sonderbare Gerüchte. Der Stier seines grimmen Feindes, des roten Trapps, sei morgens tot im Stall gefunden worden, er selbst aber liege mit geschwollenem Kopfe im Bette hinter den Bettvorhängen und lasse sich von niemand sehen.

Zwischen dem zertrümmerten Stalle und dem verbundenen Kopfe mußte ein Zusammenhang bestehen. Ein Glied der Kette nach dem andern fanden findige Köpfe und geschäftige Zungen.

Den Tag vorher hatte der Rote mit seinem Stier ein Führlein Holz in ein Nachbardorf gefahren und Getreide als Rückfracht geladen. Er verzog aber heimzukommen bis gegen Mitternacht. Als nun im oberen Dorfe der Wächter in sein Horn stieß und mit lauter Stimme durch die Nacht rief: „Hört, ihr Herren! — und so durch Satans List und Rat ein Dieb auf dunkeln Pfaden naht —“; kein Lichtlein glimmte mehr, als die himmlischen droben, und eine Eule huschte mit schrillem Laute aus dem Turme: da rasselte es wild daher; ein Thor öffnete und schloß sich. Lichtschein huschte über den Hof, wanderte hierhin und dorthin im Hause und erlosch endlich in der Stube gegen ein Uhr.

Das hatte der engbrüstige Nachbar am Fenster gesehen, wohin ihn nicht die Liebe zu den schönen Sternen, sondern seine Atemnot geführt, und nicht zum erstenmal. „Welche Wirtshausbank hat da wieder Pech gehabt?“ murmelte er. Aber ein erstickender Husten machte seinem Nachsinnen ein Ende.

Nach etlichen Tagen erfuhr man noch mehr. Ein bekannter Stammgast der Wirtshäuser und Nachtwandler um Mitternacht, der schwarze Husar aus Fl., war in jener Nacht nicht allzu weit von dem Stalle vorüber gegangen. Da hörte er einen Lärm, als ob der Teufel Holz spalte und mit Ziegeln würfle. Er pfiff auf dem Finger, daß es weithin durch die Nacht gellte. Da wurde es ein Weilchen still, dann aber rasselte ein Wagen eilig durch die Nacht nach K. hin.

Als nach vielen Tagen der Rote sich wieder unter den Leuten sehen ließ, da hatte er die Mütze bis auf die Augen herabgezogen. Später entdeckte man die blutrote Narbe auf der Stirn und machte sich seinen Vers drauf.

Als er in jener Nacht mit einer Stange die Ziegel zerschlagen hatte, da war ihm ein Ziegel auf den Kopf geflogen wie dem Abimelech der Mühlstein. Ein braver Münzstempel für solch Metall!

Den Stier hatte er in der Angst unvernünftig abgetrieben, so daß ihm ein Blutgefäß gesprungen war.

So erklärte sich alles. Nachgehends ist dem braven Bauer kein Schabernack wieder geschehen. Geklagt hat er auch nicht. Der höchste Richter hatte den Spruch gefällt und vollzogen.

11. Wie das deutsche Reich — und unsere Jüngste geboren ward.

Kleines und Großes Hand in Hand, das ist rechtes Leben. Das Kleine mildert die herbe Größe, und das Große verklärt mit seinem Schein das Kleine.

Zwischen den engen, bekannten Ufern floß unser Leben in E. geräuschlos dahin. Die täglichen Pflichten waren der leise Wellenschlag und der Verkehr mit lieben Freunden der Blumenschmuck des Ufers.

Es war im Sommer 1870. Eine Hoffnung blühte uns, die Hoffnung auf ein Kind. Für meine Frau war diese Hoffnung eine Rose zwischen Dornen, denn allerlei Schmerzen plagten sie. Bang und ahnungsvoll sah sie in die Zukunft. Dazu überstieg die Arbeit in dem Haushalte mit drei Kindern ihre Kraft. Unter Schmerzen plagte sie sich von früh bis spät, und die Freudigkeit sank oft unter Null.

„Es geht nicht mehr ohne Dienstmädchen!“ behauptete ich. „Es muß!“ entgegnete sie. „Ein Mädchen verteuert den Haushalt um mehr als 100 Thaler; woher das nehmen? Mehr als 48 Stunden wöchentlich kannst Du doch nicht geben! Abends bist Du immer so todmüde, daß Dir das Lesen nicht mal mehr Freude macht!“

Das war richtig, und doch hätte ich noch einige Privatstunden zugelegt, um die arme Frau, der Gehen und Stehen so schwer fiel, zu entlasten, aber mit einem gewissen eigensinnigen Pflichtgefühle blieb sie dabei, alles allein zu machen, und mühte sich weiter ab bis zur völligen Erschöpfung.

Meinen Mut erhob und belebte der Gedanke an das Kind, das uns geboren werden sollte, den ihren schlug es nieder. „Neues Leben, neue Freude bringt es!“ sagte ich. „Neue Sorgen und Lasten!“ klagte sie. Wie sehen die Dinge so verschieden aus, je nachdem das Herz die Augen getrübt oder geklärt hat!

Da erhielt ich plötzlich aus Dresden 40 Thaler zugesandt. Bei der Preisbewerbung in der Deutschen Lehrerzeitung hatte ich den ersten Preis erhalten. Gleichzeitig wurde mein Gehalt um 25 Thaler erhöht. Und nun war ich entschlossen: Es wurde ein Dienstmädchen gemietet!

Wir trafen es gut damit. Das saubere Dirnlein war

etwa 16 Jahre alt, aus guter Familie, gut erzogen, willig, freundlich und ehrlich. Bald war sie der vertraute Liebling der Kinder, denen sie unerschöpflich Märchen und Geschichten erzählte und Lieder sang. Sie verleugnete auch darin ihre Heimat, den Thüringerwald, nicht.

Aus Unruhe und Mißbehagen war so ein freundlicher Umschlag in Frieden und Glück erfolgt. Nun erst vergoldete die schöne Hoffnung gleich der Morgenröte den Gesichtskreis der Zukunft.

So war's in unserem Hause. Und im Vaterlande? Tiefer Frieden, ruhiges Behagen und gedeihliches Wachsen überall! Nur mißtrauische Augen sahen weit hinten im Westen dunkle Wolken in ungewissen Gestalten am Horizonte aufsteigen. Man munkelte von Frankreichs brennender Eifersucht auf die preußischen Erfolge, von Rachegelüsten, von Napoleons wankendem Throne, von ungeheuern Rüstungen u. s. w.

Man mußte doch in müßigen Stunden etwas sprechen und sich graueln!

Der König war in Bad Ems; Bismarck, Moltke und Roon waren zu ihrer Erholung von Berlin abwesend. Wenn diese klugen Wächter deutscher Ehre und Sicherheit nichts befürchteten, so war Furcht überhaupt eine Thorheit. Auch die Händel in Spanien erschütterten dies Gefühl der Sicherheit nicht. Man sah sie wie ein neues Bühnenbild von fern an, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen", oder als kräftigen Dill und Kümmel für die Zeitungen in ihrer „Sauerngurkenzeit."

Was ging uns Spanien und seine Königin mit der goldnen Tugendrose an! Was lag uns viel daran, ob sich die Spanier einen König aus Sigmaringen oder Pfefferland holten! Wie konnten nur die französischen Zeitungen über eine so gleichgiltige Sache ein solches Geschrei erheben! Aber man kannte ja die politischen Wettermacher an der Seine! Ohne Aufregungen konnten sie nicht leben. Aber je erregter sie schrieen,

desto rascher kühlten sie sich ab. Schreien ist auch ein Beruhigungsmittel. So dachten die meisten und fürchteten nichts.

Plötzlich aber liefen, Schlag auf Schlag, die beunruhigendsten Nachrichten durch die Zeitungen: der französische Gesandte Benedetti habe am 11. Juli dem Könige in Bad Ems beleidigende Zumutungen gemacht, Prinz Leopold aber am 12. Juli freiwillig auf die spanische Krone verzichtet. Napoleon habe vom Könige ein Entschuldigungsschreiben und Zusicherungen für die Zukunft verlangt, der König dies aber entrüstet abgelehnt und dem französischen Gesandten eine weitere Audienz verweigert. Die französische Kammer habe am 15. Juli die Mobilmachung beschlossen, der König aber seine Heimreise von Ems angetreten, um sein Volk zu den Waffen zu rufen. Die süddeutschen Staaten gingen mit den norddeutschen und ganz Deutschland sei einig u. s. w.

Große Zeitung, fürwahr! Man fühlte sich wie im Wirbel gedreht und in die Lüfte gehoben.

In einem Briefe vom 17. Juli 1870 schrieb ich damals an eine befreundete Familie: „Krieg, Krieg! schallt es wieder durch die Welt. Es ist da, das Ungetüm, das Menschen frißt, Felder zerstampft und Hoffnungen vernichtet. Es wird ein böser Kampf, böser als 1866. Gleiche Stärke, gleiche Waffen, gleiche Begeisterung, gleicher Nationalhaß werden miteinander ringen, ringen auf Leben und Tod. Niemand verkennt den Ernst der Lage; niemand unterschätzt den Gegner. Die Franzosen sind Kriegsleute von den ältesten Zeiten an. Für den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes schlagen sie mutig und freudig Blut und Leben in die Schanze. Aber auch die deutsche Begeisterung ist wie ein helles, heiliges Feuer aufgegangen. Nur *eine* Stimme herrscht bei jung und alt, bei Kriegern und Bürgern: alles dran zu geben für König und Vaterland!

„Von der Unruhe in der Stadt machen Sie sich keinen Begriff. Es ist, als ob man mit einem Stock in einen

großen Ameisenhaufen gestoßen hätte. Dazu auch noch ein Sängerfest mit seinem Trubel und seinen fremden Gästen! Wer mag jetzt andere als Kriegs- und Vaterlandslieder singen und hören!

„Heute ging ich nach der Kirche mit meinem Paul zu meinem jüngsten Bruder in die Kaserne. Derselbe steht seit 3/4 Jahren hier bei der 1. Kompagnie des 31. Infanterie-Regiments. Hilf Himmel, welch ein Leben in der Kaserne, welch Rennen und Laufen, Singen und Schnaufen, Schleppen und Schleifen, Rasseln und Pfeifen! Wir konnten uns nur mit Not durch das Gewirr winden. Der Wilhelmsplatz steht voll Wagen und Kanonen. Die Eisenbahn ist für niemand mehr fahrbar als für Truppen; zu morgen sind 49 Züge angesagt; heute dampfen schon viele ab nach dem Rhein. Jeden Augenblick kann der Marschbefehl eintreffen.

Sogar Paul und Marianne glühen in patriotischer Begeisterung und kriegen mit. Ihre arme Mutter füttern sie förmlich mit Kriegslärm. Jeden Augenblick tragen sie neue Nachrichten zu, oft genug falsche. Wann hielte denn die Erregung Maß! Die erregte Fantasie muß Futter haben; sind's keine Thatsachen, so sind's Meinungen. Und rasch schlüpfen die Meinungen in einen Kriegerrock und stellen sich als Thatsachen vor. Auch die Landkarte wird hergelangt, um den Truppen ihre Märsche und den Feinden — ihre Niederlagen anzuweisen.

„Nur Gott weiß, wie die Kriegswürfel fallen, aber sicher ist, daß eine so schöne Begeisterung kein flüchtiges Strohfeuer ist, und daß selbst anfängliche Mißerfolge sie nicht dämpfen werden. „Unser Volk ist aufgewacht! Deutschland ist einig!" das ist die große Botschaft, die durch die Welt läuft und mein Herz hoch auf in Glück und Hoffnung schlagen läßt." —

Am 19. Juli traf die französische Kriegserklärung ein. Der König eröffnete den norddeutschen Reichstag und gab der patriotischen Stimmung einen würdigen und erhebenden Aus-

druck. Alles eilte zu den Fahnen. Überall klang die „Wacht am Rhein.“ Aus allen Enden der Erde sandten Deutsche Grüße und Geld. Überall arbeitete man wie Anno 1813 für den Krieg und die Pflege der Verwundeten. Tag und Nacht trugen die Dampfrosse kampffrohe Krieger nach dem Rhein. Eine große Begeisterung klopfte in allen Herzen; eine stolze Freude leuchtete aus allen Augen. Daß die süddeutschen Brüder zu uns hielten, das schien der schönste Gewinn und die beste Siegesbürgschaft.

Unter den Truppen, die sich in E. zu der Fahrt nach dem Westen sammelten, waren meine beiden jüngeren Brüder. Der ältere hatte schon den böhmischen Krieg mitgemacht, verließ aber willig und freudig den heimischen Herd und eine liebe Braut, als des Königs Befehl ihn wieder unter die Fahne rief. In dieselbe Kompagnie trat er mit dem jüngsten Bruder.

Der Tag der Abfahrt kam. Zum letztenmal waren die Brüder bei mir. Wie eine düstere Wolke lag der Schmerz des Abschiedes auf uns. „Sehen wir uns je wieder?“ klang es unausgesprochen durch unsere letzten Gespräche. Als sich der jüngste Bruder zu meinen Kindern niederbeugte und sie zum Abschied küßte, da schossen ihm heiß die Thränen in die Augen.

Der ältere aber, auch mit feuchten Augen, bezwang die Rührung und rief frohgemut: „Hab keine Bange, Wilhelm! Je näher man der Gefahr kommt, desto kleiner wird sie. Die Seele Gott befohlen, die Zähne zusammengebissen, an gar nichts gedacht und drauf gegangen: das ist ein gutes Rezept im Kriege. In Böhmen war's wahrlich kein Kinderspiel, und doch hat mich keine von den vielen Kugeln getroffen. Die meisten reißen nur Löcher in die Luft. Ich habe in mir so ein sicheres Gefühl, als ob wir beide gesund und siegreich heimkehrten.“

„Ihr streitet für die größte und schönste Sache, die je als Siegespreis gegolten hat!“ sagte ich. „Da ist selbst das

Leben kein zu hoher Preis. Wie gern zöge ich mit Euch hinaus, um durch die That die Träume und das Sehnen meiner Jugend nach einem einigen, großen und mächtigen deutschen Vaterlande erfüllen zu helfen! Aber auch daheim giebt's Pflichten zu erfüllen und sind Männer nötig. Ihr zieht für mich mit hinaus. All mein Denken und Lieben wird mit Euch sein! Gott geleite Euch und halte seine Hand über Euch!"

Wenn auch die Pflicht genau wußte, was jeder thun mußte, das Herz forderte gleichfalls sein Recht, und heiße Thränen weinte ich den Brüdern nach.

Abends versammelte sich das ganze Kollegium mit dem Rektor auf einem hochgelegenen Felsenkeller, der einen weiten, schönen Blick auf die turmreiche Stadt nnd das schöne Gerathal bot. Ein Gefühl bildete den Untergrund all unseres Denkens und Redens.

Der Rektor rief: „Wir stehen an der größten Wende der vaterländischen Geschichte. Die große Stunde darf uns nicht kleinlich finden. Unsere Truppen ziehen hinaus, unsere Begeisterung muß hinter ihnen die stärkste Ersatzwehr bilden. Schmach dem deutschen Manne, der nur feige im sichern Winkel hinter dem Ofen den Jubel der Sieger nachleiern oder die Klage über Mißerfolge nachseufzen kann! Wir daheim müssen die beste Hilfstruppe unserer Krieger draußen sein. Sie gehen für uns in Kampf und Tod, unsere Opferwilligkeit für die Wunden, Kranken und Hinterbliebenen muß unser Dank sein.

„Jetzt, meine Freunde, gilt's, Geschichte zu leben und nicht bloß zu lehren! Jetzt gilt's, der Jugend ein Beispiel zu geben! Auch der patriotische Mensch vollendet sich nur im Thun. Lassen Sie uns einen Verein zur Unterstützung unserer Krieger und ihrer Angehörigen bilden! Jeder gebe, was er entbehren kann! Je größer die Liebe, desto größer die Opfer! Wer das Vaterland liebt, muß auch für dasselbe entbehren und Opfer bringen können. Lassen Sie auch unsere Kinder teilnehmen am patriotischen Thun! Das Leben lehrt

der Schule, wie sie für das Leben arbeiten muß. Zu kleinen Opfern an Geld, Lebensmitteln, Wundfäden, Verbandzeug ꝛc. sind alle unsere Kinder willig und imstande. Beleben und ordnen wir die patriotische Wohlthätigkeit! Viele Tropfen machen endlich ein Meer! Das Höchste wird nur erreicht, wenn keiner dahinten bleibt."

Seine Worte zündeten. Jeder verpflichtete sich zu regelmäßigen Monatsbeiträgen und versprach, in seiner Klasse die „Arbeit und die Steuer für das Vaterland" zu regeln. Und verhältnismäßig Großes wurde im kleinen Kreise erreicht.

Doch höher als die Gabe stand die Mobilmachung des patriotischen Empfindens und der patriotischen That. Auch das Thun will gelernt und geübt sein. Wenn doch die Schule häufiger Gelegenheit und Verständnis zur Erziehung für ein thatkräftiges Leben hätte!

Das Leben wirft jeden in die Welt der That, die Schule aber läßt häufig ihre Kinder nur in der Welt des Gedankens und Gefühls sich tummeln. Das ist ein Grund, warum sich Schultheorie und Lebenspraxis oft nicht decken und Gegner der Schule mehr erziehliche Mißerfolge als Erfolge finden wollen.

In Hoffen und Zagen flossen die Tage hin. Mit allerlei Gerüchten hetzten sich die Menschen in die Erregung hinein und wieder heraus. Aus der übereilten französischen Kriegserklärung hatte man auf völlige Kriegsbereitschaft geschlossen und zitterte nun vor einer Überschwemmung der westlichen Grenze. Doch Tag für Tag verstrich, ohne daß der gefürchtete Einbruch stattfand. Es mußten also doch noch ein paar Gamaschenknöpfe an der Kriegsrüstung gefehlt haben. Entweder war der Herr Kriegsminister Le Boeuf getäuscht worden, oder er hatte andere getäuscht.

Endlich lief am 3. August die Nachricht von dem Gefecht bei Saarbrücken, von der Beschießung der Stadt und von dem Rückzuge der Unseren ein. Manchem entfiel das Herz bei der Hiobspost, und schwarze Besorgnisse beschatteten die Gesichter.

Abends waren wir wieder in einer Gartenwirtschaft versammelt. Das unruhige Herz trieb uns oft zusammen. Am Nebentische rief ein Spießbürger: „Ich hab's immer gesagt: Wir sind den Franzosen nicht gewachsen! Dazu haben wir zu lange gewartet; die Franzosen sind frischer, rascher und haben uns den Rang abgelaufen. Bald genug werden wir sie wieder hier haben wie Anno sechs.“

Unser Rektor hörte das und richtete sich in seiner ganzen Länge auf. „So reden Hasenherzen und alte Weiber!“ rief er nach dem Nachbartische. „Unser Volk und die Armee denkt anders, zum Glück! Was ist denn geschehen, daß so'n Hasenmarsch getrommelt wird? So gut wie nichts! Was sagt das Telegramm? Eine Hand voll Preußen hat sich vor einem Sack voll Franzosen nach tapferem Kampfe zurückgezogen, und die mutigen Feinde haben nun die offene, wehrlose Stadt beschossen! Was ist's denn da? Morgen kann's schon anders sein. Aber die Überklugheit im sichern Busche ist immer großmäulig und meint den Kriegsgang lenken zu können!“

Der tapfere Bürger nahm die Zurechtweisung hin, schüttelte nur bedenklich den Kopf und murmelte: „Ja, ja! das Telegramm macht die Sache klein, klein; aber ich habe ein anderes Vögelchen pfeifen hören. Es soll eine große Schlacht gewesen sein und in Paris ein toller Siegesjubel herrschen.“

Hin und her wurde nun gemutmaßt und gestritten. Und leugnen will ich nicht, daß ich spät abends mit bangem Herzen heimging und manchen Stoßseufzer nach dem hell gestirnten Himmel hinaufsandte.

Doch gar bald sollte sich das Bangen in Freude verwandeln. Schlag auf Schlag kamen die Siegesbotschaften von Weißenburg, Wörth und Spichern. Gewaltig hob sich der Mut und zuversichtlich die Hoffnung.

Am 7. August langte ein Feldbrief von meinen Brüdern an, der erste einer langen Reihe. Einzelne werde ich folgen lassen; es sind keine gemachten, sondern wirklich ge-

schriebene Briefe. Nur einzelne Fehler in der Rechtschreibung und Zeichensetzung habe ich getilgt und einzelne Längen gekürzt. Warum ich sie bringe? 1) So dachten und so schrieben schlichte Soldaten, die nur durch die deutsche Volksschule gegangen waren. Wer will leugnen, daß der Schule ein guter Anteil an den kriegerischen Erfolgen gebührt? 2) Die Briefe geben kleine, aber frische, unmittelbare Züge im großen Bilde, und das Kleine steht uns menschlich näher als das Große.

Homburg in der Pfalz, den 4. Aug. 1870.

Lieber Bruder! Der Abschied war schwer, aber die Reise lustig. Ein Kamerad heiterte den andern auf. Bis Mannheim fuhren wir mit der Bahn. Wir marschierten über den Rhein durch Ludwigshafen nach dem Städtchen Frankenthal. Da sind wir gar herrlich aufgenommen worden, denn die guten Leute hatten gefürchtet, daß die schöne Pfalz wieder von den Franzosen verheert würde. Wir waren die erste Einquartierung, und nun schwand bei den Bewohnern die Sorge vor dem Feinde. Die Gegend von Mannheim bis Frankenthal ist eine meilenweite schöne und fruchtbare Ebene. Am 28. Juli kamen wir nach Dürkheim und fanden auch da ausgezeichnete Quartiere. Am 31. kamen wir durch Kaiserslautern und bezogen dann auf einem freien Platze ein großes Biwak bis zum 3. Aug. Gestern marschierten wir in gefechtsmäßiger Ordnung weiter. Da traf mich ein Mißgeschick; ich mußte ein Unrecht leiden, aber die Vergeltung folgte auf dem Fuße. Ich befand mich beim Haupttrupp der Avantgarde. Da die Hitze groß war, so erlaubte unser wackerer Zugführer, Herr Leutnant Pflüger, beim Durchmarsch eines Dorfes zu trinken, aber nicht aus dem Gliede zu gehen. Eine Frau mit einem Becher kam zu uns. Ich sagte zu meinem Nebenmanne: „Nimm doch der Frau den Becher ab, wer weiß, wie weit der Marsch noch geht!“ Wir tranken beide und gaben den Becher auch einem dritten, der immer Durst hatte. Da höre ich plötzlich meinen Namen rufen. „Was will der Unteroffizier?“ denke ich, marschiere aber weiter. Gleich drauf ging's ins Lager. „Die Gewehre zusammen! Gepäck ab!“ hieß es. „Halt!“ erscholl des Feldwebels Stimme. „Ihr drei da, zur Wache! Strafwache!“ Er nannte unsere Namen. Wir waren wie aus den Wolken gefallen und guckten uns grimmig um. „Was hast Du gemacht?“

fragte mein Bruder hinter mir. „Weiß ich's denn? Nichts, gar nichts habe ich gemacht, da soll doch gleich der Kuckuck drein fahren!“ Der Zugführer kam und fragte: „Noch nicht fertig?“ „Herr Leutnant, wir haben nichts gemacht!“ war unsere Antwort. In dem Augenblicke donnerte der Hauptmann: „Noch nicht fertig?“ Der Leutnant sagte: Die Leute wissen nichts von Strafe!“ „Sie sollen getrunken haben!“ war die Antwort. „Das haben wir gethan, Herr Hauptmann,“ sagte ich vortretend, „aber Herr Leutnant Pflüger hat's uns erlaubt!“ Der Hauptmann wandte sich nach dem Leutnant. „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ war die Antwort. Der Hauptmann rief uns zu: „Ihr seid einmal fertig, so zieht nur hin!“ Dem Feldwebel aber rief er zu: „Feldwebel, Strafwache ist nicht!“ So zogen wir ab, nicht erfreut, aber doch gerechtfertigt. Allein auch der Lohn sollte uns nicht fehlen. Nachts kam ein tüchtiger Guß und durchnäßte alle bis auf die Haut. Ich stand am Gepäckwagen Posten, zog mein Gewehr ab und setzte mich auf den Tornister unter den Wagen ins Trockene. Am andern Morgen waren alle wie gebadete Mäuse, ich allein war trocken. Lustig lachend rief ich den Kameraden zu: „Auf Strafwache müßt Ihr ziehen, wollt Ihr trocken bleiben.“ — Vom Feinde ist noch nichts zu spüren. Die Pfälzer aber meinen es gar zu gut mit uns. Ein Schullehrer redete allerlei mit uns. Zuletzt sagte er: „Ziehet hin, Ihr braven Leute, Ihr macht ein großes Stück Weltgeschichte. Wir können sie daheim in der Schule nur lehren!“ Wir haben alle guten Mut und hoffen, daß es gut gehen soll.“

Nun, der gute Anfang war ja da! Ein freudiges Leben und Regen ging wie Frühlingswehen durch alles Volk und Land. Ja, schier ungeduldig wurden viele, daß nicht einen Tag um den andern eine Siegeskunde eintraf. Endlich kamen die Nachrichten vom 14., 16. und 18. August. Man hielt ordentlich den Atem an, so ungeheuer dünkte einem die Kunde. Freilich zwischen den Zeilen der Sieges-Frakturschrift las oder ahnte man erschüttert auch furchtbare Verluste. Wahrlich, die Franzosen waren ebenbürtige Gegner! Nirgends überließen sie den Deutschen einen leichten Sieg. Es fehlte ihnen aber der rechte Plan und Zusammenschluß und das Vertrauen in die Führung.

Meinen Brüdern schrieb ich fleißig Briefe, sandte ihnen

Zeitungen und Lebensmittel, und durch mich erfuhren sie meistens erst, was sich auf dem Welttheater zutrug.

„Deine Briefe, Gedichte und Zeitungen werden mit Begierde gelesen," schrieb der eine. Wenn etwas von Dir kommt, so giebt's eine Art Instruktionsstunde. „Lies vor!" schreit alles. Ich trete auf einen Tisch oder Stuhl, lese laut vor, und alles ist mäuschenstill. Kommt eine Siegesnachricht, so bricht das Hurra wie der Donner los. Klingen Dir nicht manchmal die Ohren, wenn wir auf Dein Wohl trinken?"

Es kamen die ersten Gefangenen durch die Stadt, auch Turkos darunter, und alles drängte nach dem Bahnhofe. Die armen Menschen sahen kläglich aus, wurden aber wie Wundertiere angestaunt und mit allerlei Leckerbissen gefüttert. Es kam vor, daß man über die fremden Gefangenen sogar die deutschen Begleitmannschaften vernachlässigte. Die Vorliebe für Fremdes steckt den Deutschen doch gar zu tief im Blute.

Ein lustiger Brief meines jüngsten Bruders Wilhelm erheiterte uns in dieser Zeit nicht wenig. Er schrieb von Nantillois 28./8.:

„Noch immer sind wir nicht ins Feuer gekommen, doch fängt's an, nach Feinden zu riechen. Den ersten haben wir heute bestanden, und zwar einen vierfüßigen. Wir hatten heute bei heftigem Regen einen ziemlichen Marsch gehabt und sollten wieder biwakieren. Doch unser Brigadekommandeur setzte es beim Kronprinzen von Sachsen durch, daß wir in Quartiere kamen, freilich dick genug, aber doch ins Trockene. Wie fast immer, waren die Einwohner geflohen, als ob wir Menschenfresser wären. Gerade dadurch thaten sie sich den größten Schaden. Es wurde nun häufig drauf los gewüstet, denn wüste Kerle giebt's ja überall, und das lange Suchen erbittert. Blieben die Leute da, so geschah ihnen nie etwas. Plötzlich kam ein Gefreiter zu mir und sagte: „Drüben liegt ein Faß; es muß Wein drin sein. Ich krieg's nicht auf; Du bist ja Böttcher und mußt das besser können!" Rasch zog ich den Säbel aus der Scheide und ging mit über die Straße in ein leerstehendes Backhaus. Als wir hinein kamen, sah ich zwei stattliche Ochsen drin, die unser Kompagnieschlächter aufgefangen hatte. Da die

Ketten klirrten, dachte ich, sie wären angelegt. Ich mache mich an das Faß, hebe den Spund mit der Säbelspitze und will den Hahn eindrehen, da höre ich hinter mir etwas stampfen, blicke mich um und gucke dem einen Stier gerade in die blutunterlaufenen Augen. Er hat die Hörner gesenkt und will mir eben einen Gruß von hinten bieten. „Die Tiere sind ja los!" rufe ich und springe rasch zur Seite nach einer Ecke, wo ein Haufen Wellholz liegt, der Gefreite rasch hinter mir her und dicht dahinter der Stier mit gefälltem Doppel-Bajonett. Er fing an, wütend das Holz in die Höhe zu werfen. Wir mußten an der Wand, die zum Glück in Manneshöhe einen 5 Zoll breiten Absatz hatte, hinklettern und erreichten so in der andern Ecke einen kleinen Backofen, wo wir Posto faßten. Der Stier war uns auf dem Fuße gefolgt. Ich kniete nieder, um dem rasenden Tiere mit dem Säbel die Nase zu spalten, der Gefreite aber warf ihm ein Stück Baum mit solcher Wucht auf Kopf und Nase, daß das Tier ein fürchterliches Gebrüll ausstieß, wütend gegen ein Fach rannte und mit zwei Sätzen draußen war. Nicht weniger schnell waren wir in unserem Quartier. Den zweiten Stier habe ich eben schlachten helfen. Vom Weine haben wir leider nichts geschmeckt. — Grade vor 10 Tagen lagen wir in Menni la Tour. Da trug sich ein lustiges Kochstückchen zu. Seit mehreren Tagen hatten wir ziemlich große Märsche gehabt, täglich 7—13 Stunden auf den Beinen und nichts Rechtes zu leben. Brot kannten wir zuletzt nicht mehr. Endlich hieß es: „Den 18. ist Ruhe!" „Kamerad," sagte ich zu meinem Nebenmanne, „wir müssen uns was kochen!" „Ja, was denn?" war seine Antwort. „Ich habe noch etwas Reis," sage ich, „hol' Du ein paar Kartoffeln!" Das machte sich. Ich ging vor dem Anrichten ins Dorf, um Brot oder irgend was zu kaufen. Es gab aber weder Menschen noch Lebensmittel. In der Zeit, daß ich umherstreife, kommt Freund Ringleb, ein Eichsfelder, und ruft meinem Kochmann zu: „Sieh, da hab ich ein Tuch voll Mehl gefunden; willst Du etwas haben?" „Nur her damit!" ist die Antwort. Sofort knetet mein Nebenmann das Mehl zu einem Teige und macht Klöße an den Reis. Als ich in dem Topfe rühre, frage ich erstaunt: „Was hast Du denn noch dran gethan?" „So und so," berichtet er, „die Klöße sollen das Brot vertreten." Wir machten uns nun ans Essen und hieben tapfer ein, denn die

Magen hingen schief genug. Den Kameraden aber riefen wir zu: „Hier giebt's Reis, Kartoffeln und Klöße, alles aus einem Topfe!" Das ist die Geschichte von der Suppe, die drei Köche in einem Topfe kochten." —

Unter stetem heftigen Wellenschlage des Hoffens und Fürchtens kam der dritte September herbei. Es war ein Sonnabend. Das Marktgewimmel wogte durch Straßen und öffentliche Plätze. Allerlei raunte und rief man sich zu. Etwas Großes mußte in der Luft liegen. Ich stand in der I. Knabenklasse und hatte Geschichte, aber meine Jungen waren nur halb bei der Sache. Plötzlich krachte vom Petersberge ein Schuß. Lebhafte Rufe drangen von der Straße in die abgelegene Schulklasse. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und eine Stimme rief herein: „Großer Sieg! Napoleon und sein ganzes Heer gefangen!" und krachend flog die Thür zu.

Die nun folgende Scene ist unbeschreiblich und unvergeßlich. „Hurra, hurra!" schrien meine Jungen, sprangen auf die Tische, streckten ihre Arme in die Höhe, umfaßten sich, umfaßten mich, lachend und weinend, und strömten dann wie das wilde Heer ohne Bücher zum Zimmer hinaus. Ich ihnen nach.

Die ganze Stadt schwamm in Entzücken. Die Kanonen brüllten; alle Glocken läuteten; an allen Häusern flatterten Fahnen; schwirrend und brausend, singend und jauchzend fluteten die Menschenmassen durch die Straßen. Hier schüttelten sich zwei die Hände, dort umarmten sich andere; da rief einer dem andern eine Neuigkeit zu u. s. w. Vorüber war Kaufen und Verkaufen.

„Zu Ende, zu Ende der Krieg!" rief mir ein Bekannter zu. „Zu Ende?" sagte ich; „da kennen Sie die Franzosen schlecht. Mit Napoleon ist er zu Ende, aber mit dem französischen Volke fängt er erst an. Ihr Stolz ist zu tief verwundet; nur mit Strömen Blutes kann er geheilt werden!"

Ich enteilte dem Getümmel und dem Jubel und fand daheim mein armes Weib in Angst und Schmerzen. Der große Jubeltag des Vaterlandes schien ihr die schwerste Stunde zu bringen. Ich blieb bei ihr, und nur durch die Fenster sahen wir abends das Lichtmeer der Festbeleuchtung, die zischenden Raketen, die züngelnden bengalischen Flammen und das flutende Menschenmeer. Die Nacht wurde zum Tage, und auch der Sonntag drauf mußte zu Hilfe genommen werden, um den Jubel ausklingen zu lassen. Keiner half dabei tapferer als mein Paul.

Unter dem Jubel des Sedan-Ereignisses kam meine Jüngste zur Welt. „Ein prächtiges Mädchen!" rief mir die Hebamme zu. „Ein Mädchen?" seufzte meine Frau. „Mein armer Mann! Ich hätte Dir so gern einen Ersatz für den toten Gotthold gewünscht!"

Wahr ist's, ich war etwas enttäuscht. Nur als Knaben hatte ich mir das gehoffte Kind denken können, und es bedurfte einiger Augenblicke, um Hoffnung und Wirklichkeit zu versöhnen.

Heiter sagte ich: „Auf einen Kriegsmann hatte ich freilich gerechnet, und nun kommt eine kleine Marketenderin; aber der oberste Quartiermacher wird schon wissen, warum er mir diese Einquartierung schickt. Ich bin ihm von Herzen dankbar!"

Ich nahm das schwarzhaarige liebe Ding in meine Hände und begoß es mit Freudenthränen. Es war ungewöhnlich kräftig und auch mit einer kriegerischen Stimme ausgerüstet.

„Sieh mal, was Du schon kannst!" sagte ich. „Du hast ja eine Stimme wie ein Regimentskommandeur. Dabei bist Du rund und wacker und wiegst wohl 10 Pfd. Wenn man Dich so sieht und hört, muß man an einen Irrtum der Natur glauben."

Auch sonst ließ sich das Ding geschickt an. Sonderlich gedachte sich's mit Ehren zu nähren. Wie ein Soldat auf

der Suche tastete es mit Mäulchen und Näschen umher, bis es den süßen Quell fand. Wie der beste Physiker bohrte es ihn nachdrücklich an und löschte nun den langen Durst. Dabei grunzte es mit geschlossenen Äuglein vor Behagen bei diesem erstmaligen Geschäfte.

Ich aber stand selig neben Mutter und Kind und dachte: „Wie kommst Du, Kleine, zur guten Stunde! Alle Gefühle haben Hochflut, und darauf schwimmst Du in die Welt. Gott segne Dich und lasse Dich glücklich im beglückten Vaterlande werden!“

Als der Morgen kam, erhob sich ein zweiter Sedanjubel. Entzückt umstanden die drei Geschwister das kleine Schwesterlein. Es wurde gestreichelt, geküßt und von dem Bruder auch mal liebevoll geknufft, damit es seine Äuglein öffne. Und als es nun wach war, da wollte jedes es mal im Arm halten. Schier zerquetscht wurde das Würmlein vor Liebe und Freude.

Die 3½jährige Ida, bislang der Mutter Schoßkind und traute Schlafgenossin, wollte in den bösen Stunden sich durchaus an die Seite der Mutter schlafen legen. Nur die Drohung mit der Rute brachte sie endlich in das Bett der Schwester. Aber mit Thränen und Schluchzen weihte sie es ein. Als sie jedoch am nächsten Abend den Platz neben ihrer Mutter durch das Schwesterlein besetzt fand, siedelte sie ohne Murren in das Schlafzimmer der Geschwister über.

So erzieht das Gesetz der Notwendigkeit. Auch das Lernen würde besser fördern, wenn die Kinder die Notwendigkeit fühlten und begriffen. Ohne eine gewisse Nötigung durch das innere Bildungs- und äußere Lebensbedürfnis sollte nichts gelehrt werden.

Alles im Hause wetteiferte in der Pflege unseres Sedankindes. Unsere Marianne half schon in der Wirtschaft und fühlte sich gar wichtig in der neuen Rolle. Paul lief Wege, blieb aber oft auf den Straßen hängen, um von gefangenen

Franzosen Rockknöpfe u. dgl. einzuhandeln oder sich nach kriegerischen Neuigkeiten umzuhorchen. Ida lief geschäftig zwischen dem Bett der Mutter und dem Kinderbett hin und her und verplauderte der Mama die Langeweile. Liebe Freundinnen kamen und brachten allerlei Gutes, schalteten und walteten stundenlang im Hause.

Meine Frau erholte sich sehr rasch. Acht Tage nach der Geburt wurde das Mägdlein getauft. Im Drange der großen Ereignisse und im Zwange von allerlei kleinen Rücksichten wurde das Tauffest ganz still begangen. Ich selbst hielt das Kind für die abwesenden Paten über das Taufbecken.

Die Taufe fand in der hohen, düstern Sakristei statt. Als der ehrwürdige Pfarrer, ein Greis mit langem Silberhaar, das Köpflein des Kindes mit Wasser besprengen wollte, da brach ein verirrter Sonnenstrahl durch die halbblinden Scheiben und tauchte das Antlitz des Täuflings in Sonnengold. Das Kind öffnete wie verwundert seine schönen, tiefen Augen und sah den Geistlichen lächelnd an, so daß dieser einen Augenblick wie verwundert einhielt. Ich aber dachte: „Möge Dein Leben in Sonnenschein erglänzen wie Dein Antlitz am Tauftage!"

Bertha wurde sie genannt, die Glänzende, denn im Glanze des Vaterlandes war sie uns geboren worden als eine lebendige Hoffnung. Der Geistliche aber sagte nach der Taufe: „Wie viele Kindlein habe ich schon getauft! Aber nie hat mich eins bei der Taufe so angeschaut und angelächelt wie dies. Möge seine Taufe sein Leben bedeuten!"

Als meine Jüngste, als treustes Abbild ihrer Mutter und als sichtbares Denkzeichen einer großen Zeit, in der die Schallwellen des Glückes in Vaterland und Familie zum schönsten Akkorde meines Lebens zusammenflossen, hat diese Tochter sich mancher besonderen erziehlichen Bemühungen zu erfreuen gehabt. Nur mit der ältesten habe ich mich wohl ebenso viel beschäftigt. Genug immer noch nicht! Leider

sind ja die Erzieher von Beruf bei den eigenen Kindern in der Regel am meisten behindert. Zeit und Lust fehlt häufig, und die Geduld ist hier am kürzesten. Mit fremden nimmt man sich zusammen, bei den eigenen läßt man sich gehen, leider!

Als wir aus der Kirche mit dem Täufling daheim anlangten, fanden wir dort die Frau Rektor. Sie hatte uns ein köstlich Mahl bereitet und aufgetischt und waltete nun in ihrer ruhigen, freundlichen Weise im Hause. Längst ruht die Gute im Grabe, aber so lange unsere Augen offen stehen, werden wir ihrer in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Nie habe ich wieder eine Frau gefunden, die so in der verständnis- und liebevollsten Art die Gehilfin ihres Gatten gewesen wäre. Sie sah und fühlte dem erblindeten Manne alles ab. Wo er durch seine Schärfe verletzte, da heilte ihre milde Hand. Ohne sich in Amtsgeschäfte zu mischen, hielt sie doch dieselben in gleichmäßigem Flusse. „Eine Kraft ging von ihr aus und half jedermann." Der Erzürnteste konnte dem tiefen Blicke ihrer großen Augen und dem sanften Worte ihres Mundes nicht widerstehen.

Der Tauftag unserer Jüngsten wurde durch ein sonderbares Schauspiel ausgezeichnet. Mehrere Tausende von französischen Kriegsgefangenen langten an, marschierten durch die Stadt, an unserem Hause vorbei und wurden in einem großen Barackenlager auf dem Johannisplatze untergebracht.

Mit ihrer meist kleinen Statur, ihren Käppis, blauen Mänteln, roten Hosen, den Händen in den Hosentaschen, dem schlendrigen Gange und dem niedergeschlagenen Gesichtsausdrucke entsprachen sie durchaus nicht der Vorstellung, die man sich allgemein von den Kriegern der „großen Nation" gemacht hatte. Zwischen den einzelnen Trupps gingen deutsche Soldaten mit geladenen Gewehren.

Der Zug war umdrängt von kleinen und großen Gaffern. Manche erhandelten Knöpfe, die die Franzosen ohne Bedenken von den Mänteln schnitten. Andere warfen den müden und

bestäubten Soldaten Lebensmittel zu. Diese fingen sie auf, griffen dankend an die Mütze, und einzelne scherzten auch wohl mit den Kindern. Alle Fenster, an denen der Zug vorüber kam, waren mit Köpfen besetzt, und auch meine Frau verließ auf ein paar Minuten ihr Bett.

Nachmittags ging ich mit meinen beiden ältesten Kindern vor das Thor nach dem Lager. Es wurde noch an dem Pallisadenzaune gezimmert und an den Zelten gebaut. Eine förmliche Stadt aus Bretterhütten mit Straßen und einer hölzernen Ringmauer erstand aus der Erde. Zwischen den Baracken schlenderten die Franzosen mit den Händen in den Hosentaschen umher oder trieben Kurzweil.

Ein dichter Ring Neugieriger drängte sich an die Schnüre, die den Lagerraum absperrten. Drüber flogen allerlei Eßwaren, die von den Franzosen in eifrigem Wettkampf aufgefangen wurden. Plötzlich trat ein hochgewachsener Sergeant mit finsterem Gesichte zwischen den balgenden Knäuel und rief: „Ayez honte, Français, nos ennemis se moquent de vous!“ (Schämt Euch, Franzosen, unsere Feinde machen sich über Euch lustig!)

Wie begossene Pudel zogen sich die Soldaten zurück, manche aber warfen lüsterne Blicke nach den Früchten, Brötchen, Würstchen ꝛc., die noch in den Händen der Zuschauer waren.

Meine Kinder konnten daheim nicht genug erzählen von den Rothosen, ihren Mienen, Worten, Spielen ꝛc.

Die Zahl der in E. eingeschlossenen Gefangenen stieg nach und nach auf 13 000 Mann. Wie oft sahen wir vom Fenster aus neue Züge kommen! Auch viele Offiziere waren in der Stadt untergebracht. Es waren meistens stattliche, schöne Männer mit vornehmer Haltung. Zur Bewachung war die Braunschweiger Landwehr in den schwarzen Uniformen mit den Totenköpfen an den Mützen befohlen. Im ganzen war die Behandlung mild und den Gefangenen mancherlei Freiheit gestattet.

Von fern und nah kamen im Herbst und Winter 1870 Besucher nach E. und auch in unser Haus. Nicht wenig liebe Gäste sahen wir; die Neugier hatte der Liebe treiben und schieben helfen. Auch unsere Gefühle brauchen oft Vorspann.

Nach den Schlachten von Beaumont und Sedan war ich tagelang in der lebhaftesten Besorgnis um das Schicksal meiner Brüder gewesen. Daß ihr Regiment teilgenommen, stand fest. Tröstlich war's, daß der König die Verluste in diesen Kämpfen als verhältnismäßig gering dargestellt hatte. Endlich am neunten September langten Briefe von beiden an. Der des älteren wurde in der „Thüringer Zeitung" abgedruckt. Ich lasse ihn nachstehend folgen, wie er dort steht.

Erfurt, den 12. September 1870.

Vom Kriegsschauplatz. Ein hiesiger Leser unseres Blattes sendet uns heute die Abschrift eines Briefes zu, den er vorgestern von einem seiner beiden Brüder bei der Armee erhalten hat. Beide Brüder stehen bei der 1. Kompagnie des 31. Infanterie-Regiments in derselben Korporalschaft; der ältere von 30 Jahren hat bereits den böhmischen Feldzug mitgemacht. Beide Brüder sind ihrem Beruf nach Landwirte und haben, wie uns Einsender schreibt, nur die gewöhnliche Dorfschulbildung genossen. Der Brief schildert den Anteil des Regiments an den Schlachten bei Beaumont und Sedan. Mit Recht bemerkt Einsender, daß die frische, naive Unmittelbarkeit derartiger Briefe für den Leser immer einen eigenen Reiz habe. Das betreffende Schreiben lautet wie folgt:

Beaumont, 31. August 1870 früh. Lieber Bruder! Herzlichen Gruß zuvor. Das erste Mal wär's glücklich überstanden. Aber war das eine fürchterliche Musik in dem Gefechte bei Beaumont, gestern am 30. August! Die Kugeln flogen zischend um uns her, als ob Erbsen gesäet würden. Um und neben uns stürzten die Kameraden, aber uns beide hat der liebe Gott mit seinem Schilde bedeckt; ihm gebührt die Ehre und der Dank für Gesundheit und Sieg. Drei Adler, mehrere Geschütze, viele Lebensmittel und viel Kriegsmaterial fielen in unsere Hände. Unsere Landsleute sind noch alle gesund, aber viele andere haben den Sieg mit ihrem Leben bezahlt. Das Gefecht dauerte von 12—8 Uhr.

Ein Uhr rückten wir zum ersten Male ins Feuer, sechs Uhr das zweite Mal. — Doch ich gehe etwas zurück. Dein Brief vom 8. traf uns gerade beim Kochen, Wilhelm kochte Reis, ich Birnen. Die Birnen waren für den Marsch bestimmt. Ich that sie in den Feldkessel und hatte dann bei der Hitze etwas Kühles. Bis an die Mosel war die Gegend gebirgig; die Abhänge sind mit Wein bedeckt; er hängt sehr voll. Die Ernte aber ist sehr schlecht gewesen, denn es hat das ganze Jahr nicht einmal durchgeregnet. Wenn wir in ein Dorf kommen, sind Thüren und Fenster zugemacht. Die Häuser sind von außen unansehnlich, aber inwendig ist meist eine Pracht, daß wir uns davor dort zu Lande verstecken müssen; die Leute scheinen es also nicht schlecht zu haben. Aber heraus rücken sie nichts; wir verstehen ihre Sprache nicht und sind auch viel zu gutmütig, um Gewalt zu brauchen. Burschen und junge Männer trifft man fast gar nicht; entweder hat sie der Napolium mitgenommen, oder sie haben sich versteckt. Am 16. sind wir über die Mosel gegangen. Der Geistliche hielt einen schönen Gottesdienst über den Spruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Vom 16. zum 17. habe ich nach vier Wochen zum ersten Male in einem Bette geschlafen. In der letzten Zeit hat es viel geregnet. Wir sind fünfmal durch und durch naß geworden. Unser Leib war der Ofen, woran wir die Sachen zum Trocknen aufhängten. Trotzdem sind wir immer gutes Mutes gewesen, ja manchmal zu gutes Mutes, wenn wir nämlich zu viel Wein getrunken hatten, den es hier sehr viel giebt. Wir haben Dir oft ein Dutzend Flaschen hingewünscht. Am 17. hörten wir, daß eine große Schlacht gewesen wäre, wo wir zwar wieder gesiegt, aber 15 000 verloren hätten. Jetzt hieß es, es ginge auf Toul; es war aber nichts. Nach der Schlacht am 18. sollten wir auf Paris losgehen. Am 21. August lagen wir im Biwak bei Commercy, den 22. in Commercy selbst. Dann ging der Marsch nach Chalons. Aber am 26. August nachmittags 2 Uhr kam der Befehl, in Eilmärschen nordöstlich zu gehen. Abends 11 Uhr kamen wir ins Biwak bei einem Dorfe, in dem der König sein Hauptquartier hatte; den Namen habe ich vergessen. Dann ging's jeden Tag weiter nach Norden bis zum 30. August. Mittags ging der Tanz los. Bei dem Dorfe Beaumont trafen wir mit dem Franzmann zusammen. Unser Regiment stand im

zweiten Treffen. Aber die Reihe kam bald an uns. Als wir vor mußten, kamen uns die Kugeln aus weiter Entfernung entgegengeflogen, als wenn es Blei regnete. Viele Leute stürzten, ohne nur schießen zu können. Aber ganz gefaßt rückten wir rasch vor, so rasch, daß wir große Massen Franzosen in ihren Zelten überraschten und sie wie Hasen aus dem Kohlfelde trieben. Sie waren gerade beim Kochen und mußten alles im Stich lassen, als wir zwischen ihre Zelte wie Bomben fielen und dazwischen herumwirtschafteten. Eine Masse Munitionswagen und verschiedenes Zeug fielen in unsere Hände. Lieber Bruder, ich habe Dich oft hergewünscht, um nur diese bunte Geschichte 'mal mit anzusehen. Am äußersten Lager wurde große Revision gehalten und alles, was uns anstand, von den Sachen weggenommen. Ich faßte einen Topf mit Reis, der gerade mundrecht war, und ließ mir ihn trefflich schmecken. Wir hatten den ganzen Tag nichts gegessen. Überhaupt gab's die letzten Tage schmale Bissen, nur jeden Tag einen halben Zwieback. Gern hätte ich für ein Pfund Brot 5 Sgr. bezahlt, aber es war durchaus nichts zu bekommen. Die Franzosen hatten alles mitgehen heißen, und die Einwohner gaben nichts her. Hier fanden wir nun Brot die Masse und konnten uns wieder eine Güte thun. Nun ging's weiter über Berg und Thal bis zu einem Dorfe und einer Mühle daneben. Wie es heißt, weiß ich nicht, Du wirst's vielleicht besser erfahren. Hier hielt es sehr hart, und ich habe allein an dieser Stelle zwanzig Patronen verschossen. Unsere Artillerie feuerte fürchterlich und schoß das Dorf in Brand. Die Herren Franzosen mußten 'raus, sie mochten wollen oder nicht, und rissen aus bis über einen Berg hinweg. Wir bekamen wieder viele Wagen mit Eßwaren und Getränken in unsere Gewalt. Die Nacht kam und machte dem Blutgeschäft ein Ende. Gern hätten wir die Franzosen weiter verfolgt, denn so eine Jagd macht Spaß. Wenn die Feinde erst weichen, dann geht's mit Freuden hinterher. Sodann bin ich mit auf dem Schlachtfelde gewesen und habe Verwundete mit in die Mühle tragen helfen. Erst nachts 1 Uhr kamen wir ins Lager zu den Bayern und haben brüderlich zwischen ihnen geschlafen auf der bloßen Erde. Nach solcher Arbeit schmeckt der Schlaf auf einem Steine gut. Heute morgen sind wir wieder bei unserem Bataillone eingerückt. Wir haben jetzt sehr viele Verluste, doch glaube ich, daß sich noch viele wieder ein=

finden. Es giebt hier viel Wald, und bei dem Vorrücken und Fechten haben sich viele verirrt. Spaßhaft war's, wie unsere Leute die Wagen plünderten und alles auseinanderrissen. Der eine nahm dies, der andere jenes. Ich habe mir ein Hemd und eine blecherne Feldflasche genommen. Seit drei Wochen hatte ich mein Hemd auf dem Leibe. Von Schweiß, Regen und Dreck sah es jämmerlich aus. Es war keine Wäsche mehr wert; ich warf den Schmutzlappen weg und nahm dafür das reine und frische französische Hemd. Meine Feldflasche war zerschmettert worden; die französische war über halb voll Bier, und das schmeckte mir vortrefflich. — Ich will schließen; es geht wieder weiter. Grüße meinen Vater und alle, die nach mir fragen.

Nachschrift vom 2. September. Ich habe den Brief heute wieder eröffnet, weil keine Feldpost abging. Nun will ich Dir noch einiges schreiben. Den 31. August blieben wir in unserer Stellung liegen und gingen nicht weiter vor; andere Armeekorps mußten vor. Unser Regiment, weil es gut gefochten hatte, kam zur Reserve und mußte eine Brücke über die Maas besetzen, welche die Bayern bei Bazeilles geschlagen hatten. Da haben wir den ganzen 1. September auf einem Platze gelegen und dem grausamen Schießen zugehört. Lieber Bruder, bei Königgrätz war es schlimm, aber gegen hier kein Vergleich. Morgens 4 Uhr griffen die Bayern an und kämpften bis in die Nacht, weil die Franzosen wie die Mauern standen. Weichen mußten sie aber doch endlich trotz ihrer Kugelspritzen, die viel Kugeln vergeblich verspritzt haben. Der Kronprinz hat ihre ganzen Munitionswagen abgeschnitten und ihnen 25 000 Gefangene abgenommen, ein schöner Sieg! Die Festung Sedan muß sich nun auch ergeben. Ein Dorf oder Städtchen, was es ist, ist in Brand geschossen worden, weil die Frauen und Mädchen aus den Fenstern etliche Offiziere von uns erschossen haben. An allen Enden schoß es in Flammen auf; noch mehr Dörfer standen in Feuer, und des Abends sah es schrecklich aus, wie Rauch und Flammen gen Himmel schlugen. — Noch etwas! Heute Mittag rückten wir uns wieder zurecht. Ich holte mit andern Wasser zum Kochen im Biwak aus einem Dorfe, das von Bayern belegt war. Da kam die Kunde, Napolium hätte unserm Könige seinen Degen übergeben. Ein Jubel in allen Lagern! es ist nicht zu beschreiben. Funfzig Generale und die ganze

Armee haben die Waffen niedergelegt. Gott sei Dank! Nun geht's wohl nach Paris. Freuen sollte mich's mein ganzes Leben, wenn ich Paris auch inwendig zu sehen bekäme; Wien habe ich bloß aus der Ferne von außen gesehen. Lebe wohl und grüße alle. Ich verbleibe Dein treuer Bruder C. Fr. P.

Eines Tages spazierte ich nach dem Lager. Ein blonder französischer Soldat ging vor mir her. Er sah sich nach mir um, nahm die Mütze ab und grüßte deutsch. Sein gutes Gesicht gefiel mir, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er war ein Elsasser und schien nicht allzu unglücklich über die Wendung der Dinge. Ich fragte ihn, ob er nicht manchmal zu mir kommen und französisch mit mir sprechen wolle. Er besann sich ein paar Augenblicke und sagte dann: „Dazu spreche ich zu schlecht, aber gestern ist ein Bekannter aus Paris als Gefangener mit angelangt, an dem werden Sie einen besseren Lehrer haben."

Ich bat den Elsasser, seinen Pariser Freund morgen mitzubringen. Pünktlich stellten sich beide ein. Mr. Bourquin war der Sohn eines Lehrers, hatte das Collège bis in die oberen Klassen besucht und war Geschäftsführer in einem großen Pariser Kurzwarengeschäfte. Er zählte 26 Jahre und war seit einem halben Jahre verheiratet. Als Nationalgardist war er bei einem Ausfall in Le Bourget gefangen genommen worden. Er wußte Wunderdinge von der französischen Tapferkeit zu erzählen. „Mais trop d'ennemis! Toute la bravoure en vain!" (Aber zu viel Feinde! Alle Tapferkeit umsonst!) Die deutsche Übermacht und der Verrat der Führer war die Ursache aller Mißerfolge! Das ihm auszureden, wäre schwerer gewesen, als einen Mohren weiß zu waschen.

Es wurden nun vier Tage der Woche festgesetzt, wo er bei uns essen und die Nachmittage bei uns zubringen sollte. In dieser Zeit sollte fleißig französisch getrieben werden. Hauptsächlich wollte ich französisch verstehen und sprechen lernen. Bis dahin hatte ich's mehr mit den Augen als mit

den Ohren gelernt. Eine neuere Sprache aber, die nicht gesprochen und als Verkehrsmittel benutzt wird, hat nur halben Wert.

Mein Mr. Bourquin hatte keine Ahnung von Methode. Ich schrieb ihm dieselbe nach meinem Lernbedürfnis vor. Er mußte mir stellenweise langsam vorlesen, und ich versuchte, den Leseinhalt in freier Rede wiederzugeben. Ich las ihm vor, und er sollte die Aussprache verbessern. Dann ließ ich ihn langsam diktieren und schrieb möglichst schnell nach. Er mußte mir erzählen, und ich versuchte, das Gemerkte wiederzugeben. Zu jeder Stunde lernte ich eine Fabel oder kleine Geschichte auswendig und trug sie ihm vor. Einmal veranlaßte ich ihn, mir das Gelesene abzufragen, aber er war außerstande, eine Frage zu bilden. Erst nachdem ich's ihm mehrmals vorgemacht, brachte er's fertig, aber immer noch sehr ungeschickt.

Häufig übersetzte ich ihm deutsche Zeitungen ins Französische. Lauteten die Nachrichten übel, so konnte er seiner Verstimmung nicht Herr werden. Ich vermied alles, was sein patriotisches Gefühl verletzen konnte, und er bemühte sich augenscheinlich, seine Dankbarkeit für unsere Freundlichkeit durch große Höflichkeit an den Tag zu legen. Auf Spaziergängen und in Konditoreien plauderten wir in bunter Folge dies und das. Die gröbsten Verstöße meinerseits entlockten ihm kein Lächeln. Anfänglich machte ihm die Sache Freude, bald aber gähnte er und langweilte sich augenscheinlich. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mann in meinem Alter und mit meiner Bildung so langsame Fortschritte im Französischsprechen machen könne.

Eines Tages sagte er: „C'est une drôle de chose: Vous savez parfaitement lire et écrire, mais parler — ça ne va pas bien. Vos organes ne sont pas assez flexibles." (Es ist doch schnurrig! Sie können vollkommen sicher lesen und schreiben, aber sprechen — das geht nicht gut. Ihre Organe

sind nicht biegsam genug.) Da mochte er recht haben. Das Sprechen einer fremden Sprache will früh geübt sein.

Auch meine Kinder und meine Freunde versuchten französisch mit ihm zu sprechen, und er wunderte sich, wie in Deutschland alles französisch lerne. Ihn wandelte die Lust an, deutsch zu lernen, aber schon nach zwei Stunden erklärte er die deutsche Sprache für zu schwer und ließ es sein. Nur ein paar Phrasen ließ er sich einprägen. Besonders fleißig übte er die: „Paul, geben Sie mir ein Streikolz!“ Er war nämlich ein leidenschaftlicher Cigarettenraucher.

Als er das erste Mal bei uns aß und wir uns zum Gebet erhoben, sah er eins nach dem andern verwundert an und wußte nirgends mit den Händen hin. Als ich ihn fragte, ob man in Frankreich bei Tisch nicht bete, antwortete er: „O oui, les vieilles femmes!“ (O ja, die alten Weiber!) Auf Kirche und Geistlichkeit war er sehr schlecht zu sprechen. Als er einst eine Trauung in der Kirche sah, meinte er: „Tout est un marché en faveur du clergé!“ (Alles ist ein Markt zu gunsten der Geistlichkeit!) Ein reines, edles Motiv traute er nur wenigen bei den Amtshandlungen zu.

In der französischen Geographie wußte er genau Bescheid, aber Deutschland war ihm eine völlig fremde Welt. Auch über die deutschen Staats-, Kirchen-, Schul- und Lebensverhältnisse hatte er die drolligsten Vorstellungen. So wunderte er sich, daß wir nicht jede Woche einigemal Sauerkraut und Meerrettich-Tunke äßen. „La choucroute avec une sauce au raifort c'est donc le plat national germanique!“ (Sauerkraut und Meerrettich-Tunke ist doch das deutsche Nationalgericht!) behauptete er. Sein Vater habe ihn immer einen Germain genannt, weil er dies Gericht leidenschaftlich gern äße. In Paris sei ein Restaurant, wo es bereitet würde, dahin wäre er ab und zu gegangen.

Meine Frau kochte ihm zuliebe dies Essen nun öfter, und er aß es mit sichtlicher Lust. Wenn er gesättigt war,

so strich er mit Behagen über den Leib und sagte vergnügt: „Madame Paulac, j'ai fait un bon repas; grand merci!" (Frau Polack, ich habe ein gutes Mahl gehalten; großen Dank!)

Wenn er nun hinterher einige Tassen guten Kaffee trinken und ein paar Cigaretten dazu rauchen konnte, da war er auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Freilich auf diesem Gipfel war er der schlechteste Lehrer. Er gähnte, zerrte an den Augenlidern, hörte kaum, was ich las oder sprach, und schwieg sich aus. Schweigen ist ja die Sprache der Glücklichen.

Sehr gern ging er mit mir zu einem Freunde, der gleich mir sich in der französischen Unterhaltung vervollkommnen wollte. Derselbe war Realschullehrer, aber infolge eines Sturzes beim Turnen sehr leidend und seit längerer Zeit beurlaubt. Er hatte eine äußerst angenehme Häuslichkeit, eine liebe, gewandte Frau und ein reizendes Töchterchen. Als Naturwissenschaftler hatte er sich eine Stube als Vogelpalast eingerichtet und beobachtete nun das Leben und Wesen seiner gefiederten Gefangenen. Der Blick in die Vogelstube war ein Genuß. Eine Felsgrotte war von Blattpflanzen überdacht; ein Springbrunnen sprudelte sein Wasser, und allerlei fremde und einheimische Vögel flatterten und hüpften umher, badeten und sangen.

Mir war immer besonders wohl in diesem Hause. Der Freund gehörte zu den festen, zuverlässigen Charakteren und zu den selbstdenkenden Menschen, die Frau zu denen, die einen Hauch des Behagens in alle Räume zu zaubern verstehen.

Auch Mr. Bourquin war sehr gern bei meinem Freunde K., ließ sich die guten Dinge schmecken und ergötzte uns durch allerlei spaßhafte Geschichten aus dem Lagerleben. Beim Kaffee erzählten wir ihm des Krieges Wechselfälle, er aber wußte allerlei wunderbare Nachrichten, die wir dann entkräften mußten. Aber nur schwer ergab er sich drein. Die Vernichtung von 100 000 Deutschen in einer großen Schlacht

hatte seinen Ohren so süß geklungen, daß er sich nur schwer von der Unwahrheit der Nachricht überzeugen ließ.

Um ihm eine unverfängliche Quelle zu verschaffen, hielt ich die „Indépendence belge.“ Tief beugte ihn der Fall von Metz. Nur Bazaines schmählicher Verrat und die deutsche Übermacht konnten ein solches Unglück herbeigeführt haben. Als ich einmal andeutete, daß der Krieg Frankreich doch wohl Elsaß und Lothringen kosten würde, da sah er mich entsetzt und mit geradezu umheimlichen Blicken an. Mehr als „Impossible“ brachte er nicht über die Lippen.

Gegen meine Kinder war er äußerst liebenswürdig, zeigte ihnen allerlei Kunststücke mit der Hand und schnitzte ihnen Spielzeug. Meine Frau hatte ein unendliches Erbarmen mit dem armen Schlucker und that ihm allerlei zu gute, wo sie konnte. Ich versorgte ihn mit gutem Schuhwerk und warmer Winterkleidung und gab ihm nicht selten bares Geld, das ihm allerdings wunderbar rasch durch die Finger rann. Unter immer neuen Vorwänden bohrte er mich an. „Paris ist eingeschlossen; meine Frau kann mir nichts schicken!“ war seine stehende Klage. Meine französischen Lektionen kamen mir auf diese Weise so hoch zu stehen, daß ich einen Professor aus Paris hätte verschreiben können.

Eines Tages, als er behaglich in der Sophaecke lehnte, Kaffee trank und den Tabakwölkchen nachschaute, bemerkte ich auf dem Kragen seines Waffenrockes einige Tierlein, die man ungern nennt und noch unlieber ernährt. Ein Wunder war das nicht. In den Baracken lagen die Soldaten zu dicht zusammen und entbehrten mancher Reinigungsveranstaltungen, so daß die Züchtung der kleinen Schmarotzer besonders günstig gedieh. Seit ich die weißen, schwarzgesattelten Rößlein auf seinem Kragen Wettrennen halten sah, war ich voll Unruhe. Wir hatten Kinder, und wie leicht verzettelt sich so ein beweglicher Besitz! Was würde meine Frau zu solchem Funde sagen!

Ich brach die Lektion ab und veranlaßte Mr. Bourquin zeitig zu einem Spaziergange. Auf dem Wege sagte ich ihm, was ich entdeckt habe. Er lief dunkelrot an und rief beschämt: „Es ist schmachvoll, aber was machen?“

Ich beruhigte ihn, indem ich ihm sagte, wie es meinen Brüdern in Frankreich nicht besser ginge. Unglück entehre nie, nur die Schuld. Und er sei ja unschuldig! Er solle mit mir in die Apotheke kommen, da wolle ich ihm eine Salbe kaufen, die solch kleinem Mastvieh übel bekäme.

Er dankte, verabschiedete sich verstimmt und ließ sich 10 Tage nicht sehen. Da ging ich endlich zu ihm hinaus ins Lager und besuchte ihn in seiner Baracke. Er saß mit einigen Kameraden beim Kartenspiel. Andere lagen auf dem armseligen Lager ausgestreckt. Einige rührten in einem großen Kessel, in dem Linsen gekocht wurden; andere flickten ihre Sachen ꝛc.

Der enge Raum, die vielen Menschen, die schlechte Luft, die einfachen Geräte, alles machte einen bedrückenden Eindruck. Und doch mußte man sich sagen, daß es unmöglich sei, für Kriegsgefangene besser zu sorgen.

Mr. Bourquin sprang schnell auf und stellte mich seinen Kameraden mit ein paar freundlichen Worten vor. Alle erhoben sich und bewährten in Wort und Haltung die vielgerühmte französische Höflichkeit. Und fast alle gehörten doch den niederen Ständen an! Ich mußte im stillen Vergleiche mit unsern letzten Bevölkerungsschichten anstellen. Sie fielen zu gunsten der Franzosen aus. Man wird sagen: „Tünche, nichts als Tünche!“ Ich weiß; aber die Tünche giebt einem Hause erst ein Ansehen, und ohne dieselbe sieht es roh und unfertig aus. Schöne, verbindliche Umgangsformen sind ein Schmuck des Lebens. Die Schule sollte mit allem Nachdruck dazu erziehen. Zum Guten den Glanz und den Schimmer, dann ist's recht. Jede feine äußerliche Zucht bedingt auch ein innerliches Zusammennehmen.

Schon den nächsten Tag kam Mr. Bourquin wieder zu mir und nahm die Sprachübungen auf. Zu Weihnachten luden wir ihn und seinen elsässischen Freund ein und bereiteten beiden ein frohes Fest.

Als Neujahr herankam, wollte Mr. Bourquin meiner Frau einen deutschen Glückwunsch sagen. Ich prägte ihm Wort für Wort ein. Gegen Mittag sah ich ihn vom Thore herkommen. Er winkte mir lebhaft. Ich ging hinaus und empfing ihn vor der Thür. „J'ai tout oublié!“ (Ich habe alles vergessen!) klagte er. Ich sprach ihm noch einmal langsam vor: „Ich wünsche Ihnen Glück zum neuen Jahre!“ und er plapperte es eilig mehrmals nach. Nun ging's hinein zur Vorstellung, und er brachte richtig an: „Ich Ihnen wünsch Neujahr zum Glück!“

Meine Frau hörte ernsthaft seinen Wunsch an, reichte ihm die Hand und dankte ihm. Er wurde an dem Tage mit besonders guten Dingen bewirtet und hielt dies sicher für einen Lohn seiner deutschen Redefertigkeit.

Einmal führte ich ihn in den schönen Dom. Wir trafen dort mehrere französische Offiziere, die sich gleichfalls das Innere ansahen. Auf eine hohe, vornehme Erscheinung machte mich Mr. Bourquin aufmerksam: „Monsieur le comte de Luny, braver Mann und tapferer Soldat!“ Der Graf betrachtete gerade das riesige Wandgemälde des Riesen Christophorus. Er wandte sich nach mir um und fragte: „Ein Reise? n'est-ce pas?“ „Ein Riese!“ verbesserte ich. Er sah mich verständnislos an, schüttelte den Kopf und wiederholte: „Ein Reise?“ Ich sagte darauf: „Ein Riese ist un géant, eine Reise un voyage. Der Riese macht eine Reise; le géant fait un voyage. Er lächelte, verneigte sich höflich und sagte: „Särr sonderbar! — Mais: grand merci, Monsieur.“

Eine noch spaßhaftere Verdrehung erzählte ein Amtsgenosse. Er hatte einen französischen Offizier im Deutschen unterrichtet

und ihm zu Ehren ein kleines Abendessen gegeben. Bei Tische wollte der Offizier der Hausfrau eine Artigkeit über die leckere Zubereitung der Speisen sagen und dabei zugleich seine Kenntnis der deutschen Sprache zeigen. Mit höflicher Verneigung und freundlicher Miene spricht er: „Madame, Ihr seid särr gefräßig!" Er hatte Gourmande=Feinschmeckerin, mit Gourmandise=Gefräßigkeit, verwechselt. Wahrscheinlich war ihm das letztere Wort beim Suchen im Wörterbuch besonders kräftig und ausdrucksvoll erschienen.

Wir Deutschen lachen leicht über solche Sprachversündigungen von Ausländern, — sehr mit Unrecht! Sicher haben wir mit noch tolleren Schnitzern das feine französische Sprachgefühl verletzt. Man fühlt's eben nicht und begreift's erst, wenn man mit der Nase drauf gestoßen wird; denn es ist unendlich schwer, in den Geist und all die feinen Beziehungen einer fremden Sprache einzudringen. Nur in der Muttersprache werden Ohr und Gefühl fein und richtig gestimmt, weil Vorstellung und Wort gleichzeitig entstehen und der allmähliche Aufbau der Vorstellungswelt zugleich der Ausbau der Sprachwelt ist. In der fremden Sprache redet meist das Gedächtnis, in der Muttersprache die Seele. Jene schöpft aus dem Wörterbuch, diese aus dem lebendigen Volks- und Seelenleben. Jene schafft künstlich neue Kleider für die vorhandenen Vorstellungen, diese ist ein organisches Gewächs von Vorstellung und lautlichem Ausdruck. Nur vieles Lesen und ein längerer lebendiger Verkehr im fremden Lande mit dem fremden Volke kann die Sprache in innige, feinsinnige Fühlung mit dem Geiste bringen. Die meisten werden sich lebenslang mit gestempelten Phrasen, die das Gedächtnis in rascher Zahlbereitschaft hält, behelfen müssen. —

Welchen Eindruck das große Ereignis in Versailles am 18. Januar 1871 auf mich machte, das mögen die damals gedichteten Verse sagen:

Für alle Zeit gelebt!

Zu einem Reich aus Länderfetzen
Hat Kaiser Wilhelm uns geeint.
Er lehrte uns die Schwerter wetzen
Und mannlich stehn dem stolzen Feind.
Er, Deutschlands Haupt, rief alle Mann,
Sie kamen, und er ging voran.
Er hat erfüllt, was wir erstrebt,
Er hat für alle Zeit gelebt.

Der Bismarck hat mit tiefem Blicke
Den Pulsschlag seiner Zeit erkannt,
Den Feind pariert mit seltnem Glücke,
Er, Deutschlands praktischer Verstand.
Mit Wahrheit, Weisheit, zäher Kraft
Hat er uns Ehr' und Macht verschafft.
Wer so sein Land und Volk erhebt,
Der hat für alle Zeit gelebt.

Der Moltke hat es klug ersonnen,
Der Mann der stillen Wissenschaft,
Wie Feindespläne, bös gesponnen,
Mit Schwertblitz kreuzt die deutsche Kraft.
Der feine Rechner war der Leiter,
Das Fazit zogen unsre Streiter.
Wer so des Denkens Banner hebt,
Der hat für alle Zeit gelebt.

Ihr Helden — von den Fürstenthronen
Bis zu dem Troßknecht allerletzt —
Was jene drei so fein ersonnen,
In Thaten habt ihr's übersetzt!
Ihr Söhne von Germania,
Mit Arm und Herzen wart ihr da,
Als in Gefahr das Land geschwebt:
Ihr habt für alle Zeit gelebt!

Und ihr daheim am stillen Herde,
Die ihr in Angst und Schmerz gebebt,
Ihr heilt die Wunden von dem Schwerte,

Ihr trocknet Thränen, pflegt und gebt!
Ihr, Deutschands Lieb' und Opfermut,
Still mildernd Krieges Weh und Wut,
Die ihr Verlass'ne tragt und hebt:
Ihr habt für alle Zeit gelebt!

O stolze Freude, jetzt zu leben,
Ein Kind zu sein der großen Zeit,
Das Beste, Liebste hinzugeben
Für seines Volkes Herrlichkeit!
Das deutsche Reich erstanden sehn,
Alldeutschland treu zusammengehn:
Wer das geschaut und miterstrebt,
Der hat für alle Zeit gelebt!

Mein Franzose wurde von der Unruhe fast verzehrt. Zu gesammelter Aufmerksamkeit war er nicht mehr zu bringen. Innere Unruhe ist ja der schlechteste Lehrer. Er schrieb an ein befreundetes Geschäftshaus in der französischen Schweiz um Nachrichten und um Geld, erhielt aber weder das eine noch das andere. Meist brütete er stumm vor sich hin, manchmal aber blitzte es wie Haß aus seinen Augen, Haß gegen uns, die Glücklichen, obgleich wir ihn mit Güte überhäuften und sein Unglück auf alle erdenkliche Weise milderten. Es ist ja leichter, andern im Unglück zu helfen, als ihnen Glück, Erfolg und Ehre zu verzeihen und zu gönnen.

Endlich ergab sich Paris am 28. Januar. „Paris kaput!" hatten die Straßenbuben schon lange die Franzosen geneckt. Mein Bourquin war im ersten Augenblick wie niedergeschmettert. Der zähe Widerstand der Weltstadt, der wilde Patriotismus der Franktireure und die kleinen Erfolge der Gambettaschen Armeen in den Winterfeldzügen waren bislang der Anker seiner Hoffnung gewesen. Nun alles vorbei!

Doch sein leichtbewegliches Wesen half ihm rasch über den Abgrund. Eine wilde Freude kam über ihn. „So hat das Elend doch ein Ende!" rief er und stürmte fort, nachdem er zuvor eine neue „Anleihe" bei mir gemacht.

Für mich feierte er die Übergabe von Paris. Aber es bekam ihm schlecht. Er hatte sich in Bier allzu gütlich gethan, Lärm gemacht und den Termin der Rückkehr ins Lager versäumt. Man hatte ihn beim Kragen genommen, wollte ihn nach der Wache bringen und drohte, ihm die Erlaubniskarte für die Stadt zu entziehen. Unter irgend einem Vorwande war er seitwärts getreten und hatte sich unvermerkt aus dem Staube gemacht. Von Angst gehetzt, war er wie ein Hase mit heißen Lungen durch die Stadt gerannt, hatte glücklich das Thor noch offen gefunden und das Lager erreicht. „Toute ma vie, je me souviendrai de la capitulation de Paris!“ (Mein ganzes Leben lang werde ich mich der Kapitulation von Paris erinnern!) sagte er zu mir am nächsten Tage.

Einige Tage später langte ein Brief aus Argenteuil von meinem jüngsten Bruder an. Er schrieb über die Kapitulation von Paris:

„Steter Tropfen höhlt den Stein! Das paßt auch auf Paris. Vier und einen halben Monat haben wir davor gelegen, endlich hat sich's ergeben. Hunger thut weh, und die deutschen Granaten brannten im Pelze. Das Krachen der Kanonen dauerte bis um Mitternacht vom 26. auf den 27. Januar; da schwieg plötzlich das Feuer auf beiden Seiten. Am 25. und 26. schossen die Franzosen besonders stark; die Erde zitterte und bebte. Unser Bataillon war auf Vorposten. Ein Offizier und 6 Mann standen an der Seine, nur durch einen Weg vom Wasser getrennt. Zwei Mann davon waren in einem Garten, etwa 100 Schritt vorgeschoben. Französische Granaten waren durch die Gartenmauer gegangen und hatten uns bequeme Gucklöcher gemacht. Eine Granate lag noch da. Ein Kamerad nahm sie und warf sie in die Seine. „Was machen Sie da?“ rief ihm der Leutnant zu. „Wenn das Ding krepierte!“ „Da wird's was sein, Herr Leutnant!“ rief der Kamerad. „In der Seine liegt sie kühler!“

Ich hatte mich freiwillig zu dem vorgeschobenen Posten gemeldet; man sieht und erlebt doch da eher etwas. Nachts stand ich wieder vorn. „Höre,“ sagte ich zum Nebenmanne, „einer guckt, und der

andere setzt sich!“ Damit zog ich einen Sandsack von der Gartenmauer, die mit Sandsäcken belegt war, um das Splittern der Steine zu verhüten. Der Kamerad setzte sich drauf, und ich trat vor das eine Loch und schaute aufmerksam hinaus nach dem Fort. Es war wie bei einem Gewitter. Erst blitzte es, dann kam der Knall, dann hörte man das Rasseln der Kugel, dann einen dumpfen Knall und mitunter etwas Schreien. Eine gute Stunde hatte ich aufgepaßt, da rief ich: „Komm, tritt Du her!“ Ich setzte mich mit dem Gewehr im Arm auf den Sandsack und hing meinen Gedanken nach.

Ich mochte eine halbe Stunde gesessen haben, da schrie plötzlich mein Kamerad: „Komm, komm!“ und rannte spornstreichs fort. Doch kaum hatte er 8 Schritte gethan, da that's einen so furchtbaren Knall, daß die Erde erbebte. An der Mauer war ein Prasseln und Rumoren, als ob Bäume zusammenstürzten, und dann ein Zischen von Granatsplittern, als ob ein Schwarm Sperlinge lärmte. Die Franzosen hatten nicht übel gezielt; dicht an der Mauer war die Kugel eingeschlagen, aber uns war nichts geschehen.

Dem Kameraden sagte ich: „Warum wolltest Du denn ausreißen? Glaubtest Du dahinten sicherer zu sein? Immer hübsch auf dem Posten geblieben, wie uns befohlen ist! Niederwerfen sollen wir uns, nicht aber ausreißen!“ Hinterher mußte ich drüber lächeln, daß ich als jüngster Soldat in dunkler Nacht dem Reservisten eine kleine Strafpredigt gehalten hatte und nicht im mindesten erschrocken war.

Wunderbar war's, als in der Nacht vom 26. auf den 27. plötzlich alle Geschütze schwiegen. Still wie am Feierabend und feierlich wie in der Kirche war's. Wir fragten, was das zu bedeuten habe, kamen aber nicht dahinter. Am 29. mittags hörten wir Marschmusik und sprangen hinaus. Ein Bataillon 96er kam mit Musik vom Vorposten. „Paris hat kapituliert!“ riefen sie. Und nun ging der Jubel los. Das Hurrarufen wollte kein Ende nehmen. Am 30. kamen wir nach Argenteuil, einem hübschen Städtchen, so groß wie unsere Kreisstadt Langensalza. Eine prachtvolle Kirche aus rötlichem Sandstein ist drin. Leider haben die Franzosen etliche Granaten hineingejagt.

Unsere Kompagnie kam auf Wache. Mit 5 andern mußte ich als Streifwache nach der Seine gehen. Die Pioniere hatten hier eine Schiffsbrücke geschlagen. Lieber Gott, da habe ich gesehen, wie

weh der Hunger thut. Die Franzosen durften noch nicht herüber, aber der Andrang war so groß, daß sechs Mann mit den Gewehren ihn kaum abwehren konnten. Der Hunger sah den armen Leuten aus dem Gesichte. Feine Herren in Cylinderhüten gaben 2 Gardepionieroffizieren die himmlisch besten Worte, sie herüber zu lassen; sie wollten Lebensmittel kaufen: aber sie durften nicht. Etliche von uns machten sich die Sache zu nutze, verkauften Brötchen, Fleisch, einer ein halbes Schaf und machten gute Geschäfte. Mir ist das Herz bei dem Elend weich geworden. Mit Dunkelwerden mußte ich von der Wache nach der Brücke gehen und melden, daß der Verkehr frei sei, es war aber niemand mehr da. Heute aber, während ich dies schreibe, ist nichts mehr zu haben. Ihren Landsleuten haben sie natürlich lieber verkauft als uns. Alles ist wie abgeweidet und kein grünes Porreeblatt mehr zu sehen. In Gottes Namen! Die armen Leute haben genug gelitten und die Sünden ihres Herrschers gebüßt. — Wie es heißt, kommen wir nicht nach Paris hinein; schade! Gar zu gern hätte ich's mal im Innern besehen." —

Doch nicht so schnell, wie mein Bourquin gehofft, endete das „Hundeleben" der Kriegsgefangenschaft. Tag für Tag verstrich, aber kein Befehl kam. Ruhelos strich mein Franzose umher, und eine Mutmaßung jagte die andere. So wenig wie ein Kind ließ er sich Vernunft predigen. Was fragt das Gemüt nach Gründen, wenn es ein Sturm aufrührt!

Endlich kamen Nachrichten und Geld von seiner Frau an, aber immer noch ließ der Befehl zur Heimkehr auf sich warten. Am 26. Februar wurde der Präliminarfriede von Versailles geschlossen, und nun mußte doch die Heimkehr sicher erfolgen!

Da brach der Aufstand der Kommune in Paris aus, und alle Verhandlungen gerieten ins Stocken. Bourquin war Feuer und Flamme für die Kommune. In seiner Gemütsverfassung war er Kommunard vom reinsten Wasser und wäre zu allem fähig gewesen.

„Wer doch dabei sein könnte!" rief er ein über das andere Mal aus. „Endlich wird Liberté, Egalité et Fraternité zur Wahrheit werden! Bis jetzt war es nur Phrase!"

Doch zuletzt wurde ihm das Treiben der Kommunehelden doch bedenklich. Die Erschießung der Geiseln mißbilligte er mit harten Worten. Als sich die Greuel in Paris mehrten und die Mißerfolge der Kommune häuften, da wurde er immer keinlauter und gestand endlich: alles sei ein großer Irrtum gewesen; große Hoffnungen verleiteten in der Regel zu großen Verirrungen.

In der Zeit des Kommune-Aufstandes zu Paris wurden auch wir eines Abends in nicht geringe Unruhe versetzt. Nicht ohne Grausen erinnere ich mich der nächtlichen Scene. Es mochte gegen 9 Uhr sein. Plötzlich donnerte die Alarmkanone vom Lager her durch die dunkle Nacht. Von der Citadelle antwortete eine andere. Vom Fenster aus sahen wir gerade in den Kanonenblitz. „Was hat das zu bedeuten?" fragte ängstlich einer den andern. Niemand konnte Antwort geben. Plötzlich hieß es: „Die französischen Gefangenen haben sich empört, wollen ausbrechen, die Stadt überfallen und dann ihren Brüdern in Paris zu Hilfe eilen!"

Eine Gänsehaut überlief jeden. In der Erregung wird jeder Unsinn geglaubt. Hin und her sah man Menschen rennen, Lichter flackern und Bajonette blitzen. Nicht lange drauf rasselten Kanonen über das Pflaster, und die Braunschweiger rückten im Geschwindschritt an. Die dunkle Soldatenmasse, der rasche gleichmäßige Schritt und das Blitzen der Bajonette machten einen unheimlichen Eindruck. Besorgt schauten wir hinaus und dann uns an. Das Unverstandene bedrückt und ängstigt stets.

Ich eilte treppab, um Erkundigungen einzuziehen, prallte aber wie von einem Schlage getroffen zurück, als plötzlich mein Bourquin hinter der Thür der Thorfahrt hervortrat. Er war totenblaß, atemlos und verwirrt.

„Sie hier, Mr. Bourquin?" rief ich erstaunt.

„Malheureusement!" war seine Antwort. „Ich habe mich verspätet, man ist ja nicht mehr so streng im Lager! — und

werde nun meine Wäsche bekommen. Que faire, que faire, Mr. Polack?“ rief er fassungslos.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ sagte ich beruhigend. „Ich werde Sie ins Lager begleiten. Ich kenne mehrere der Offiziere und hoffe Sie glücklich in Ihre Baracke zu bringen!“

„Trop de bonté, trop de bonté!“ (Zu viel Güte, zu viel Güte!) rief er erleichtert.

Wir trabten nun nach dem Lager, fanden dort schon alles beruhigt und gelangten ohne Schwierigkeit in Bourquins Baracke Nr. 63.

Am nächsten Tage erfuhren wir die Ursache der „Revolte“.

Die Franzosen lagen mit Eifer und Lust dem Froschfange ob. An allen Zugängen des Wallgrabens sah man sie auf der Jagd. Mit großem Geschick wußten sie die breitmäuligen und großäugigen Sumpfmusikanten, die eben aus dem Winterschlafe aufgewacht waren, abzufangen. Sie lösten ihnen die Keulchen heraus und schnürten diese an Fäden wie Zwiebeln oder Apfelschnitzen. Häufig sahen wir Franzosen mit dieser Jagdbeute an unserem Hause vorübergehen.

Immer größere Freiheiten bewilligte der milde Kommandant den Gefangenen, immer mehr nahmen sie sich selbst, „da ja der Friede so gut wie geschlossen sei“. Nicht selten widersetzten sie sich den Ordnungsvorschriften der Wachen.

An dem Tage der „Revolte“ hatte sich eine Anzahl Froschjäger schon bei der Ankunft im Lager ungebührlich gegen die Wachen benommen. Beim Braten der Froschkeulen hatte einer geradezu der Wache den Gehorsam verweigert. Dieser hatte mit einem Kolbenstoße dem Befehle Nachdruck gegeben. Der Getroffene schreit um Hilfe, und aus allen Baracken stürzen nun Franzosen schreiend herbei und umringen drohend und mit den Armen fuchtelnd den Wachtsoldaten. Dieser löst sein Gewehr; die Alarmkanone donnert, und die Revolte ist fertig.

Aber schon der Kanonenschuß hatte die Aufrührer zur Vernunft gebracht. Sie stürzten in ihre Baracken und wickelten sich in ihre Schlafdecken. Als die Braunschweiger anlangten, ruhte schon der Friede des Schlafes auf der weiten Bretterstadt.

Eine Folge hatte aber die Revolte: den Gefangenen wurden die Erlaubniskarten abgenommen, und auch mein Bourquin erschien wochenlang nicht. Dann trat wieder eine mildere Praxis ein. —

Endlich, endlich kam die Stunde der Befreiung. Der Friede zu Frankfurt war am 10. Mai geschlossen. Wie berauscht rannte mein Bourquin umher. Er hätte wohl Abschied und Dank im Sturme vergessen, wenn er nicht eine letzte Anleihe bei mir hätte aufnehmen müssen. Er gelobte Rückzahlung und ewigen Dank, gab mir seine Adresse in Paris und fuhr dahin.

Ich habe nichts wieder von ihm gesehen und gehört, gedenke aber oft und gern seiner. Er war eine Art Typus seiner Nation mit all ihren Vorzügen und Fehlern.

Und nun folgte die Heimkehr unserer braven Truppen und das Wiedersehen der Brüder! Die Stadt schwamm in Entzücken und Jubel, in Blumen und Musik, in Glockengeläut und Kanonendonner. Aus allen Fenstern flogen Kränze und Blumen, grüßten Hände und Tücher, als die gebräunten, bärtigen Krieger mit dem festen Tritt, den staubigen Uniformen und den stolz-glücklichen Mienen vorüberzogen. Und zu beiden Seiten des Kriegerzuges das bewegliche Spalier der Angehörigen, die von nah und fern herbeigekommen! O wie die Liebe scharf sah, gut zu fischen und im Triumph hinweg zu führen verstand! O selige Gefangenschaft!

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien!“

Und dann kehrte das erregte Leben in sein enges, ruhiges Bett zurück. Es folgte die stille Arbeit des Friedens im neuen Reiche.

Und unser Reichs- und Sedankind, die kleine Bertha? Sie gedieh im kleinen wie das Vaterland im großen und blieb uns ein Pfand und Sinnbild jener großen Zeit.

Über ihre glückliche Entwicklung im ersten Lebensjahre finde ich in Briefen an ihre nun heimgegangene Frau Pate allerlei kleine Notizen. Ich lasse sie zum Schlusse folgen. Der große Jubeltag des Vaterlandes möge so als leises Echo in der Familie ausklingen!

Am 28. Oktober 1870.

Es ist 11 Uhr abends. Die Lampe wirft ihren gedämpften Schein ins Zimmer. Eben habe ich ein Aktenbündel zugeklappt, das mich drei Wochen lang um jede freie Minute gebracht hat. Ich bin Kurator der Lehrer-Witwenkasse. Meine Frau macht eben die letzten Stiche an einem Hemdchen für unsere liebe Jüngste. Das süße kleine Ding atmet leise in seinem Bettchen. Die Wänglein sind rot angehaucht, die Hände zu Fäustchen geballt und auf die Decke gelegt. Ein rosiges Füßchen hat sich unter der Decke vorgewühlt und macht einem Appetit, ein Zehlein oder ein Stückchen zartes Fleisch abzubeißen. Und nun sollten Sie das wonnige Geschöpfchen vollends im Wachen sehen. Wie sie lacht, so süß und tief, als ob ein ganzer Himmel hinter diesen Augensternen blaue! Und wie sie uns alle schon kennt und uns mit Blick, Lächeln und schlucksenden Lauten begrüßt! Nichts merkt man mehr von der Gebundenheit des Blickes, wie sie dem „dummen Vierteljahre“ eigen ist. Die ist nicht zum Schlafen in die Welt gekommen. Tagtäglich wird dem kleinen Schelm von der lieben Pate vorgeschwatzt und wird die Arme bedauert, daß sie dem Kinde nicht in die blauen Augen sehen und in das süße Fleisch beißen kann. Wann kommen Sie endlich.

um das Wunder zu beschauen und zu küssen? Ja, ein Wunder ist's der göttlichen Liebe, eine Gabe und eine Aufgabe! Das Leben hat einen neuen Mittelpunkt und die Arbeit neue freudige Impulse gewonnen. Was die Lebensfreudigkeit erhöht, das verdoppelt auch die Arbeitskraft.

Am 13. November 1870.

Ihr Patchen ist heute 10 Wochen alt. Es ist ein niedliches, kräftiges Kind mit schönen, sprechenden Augen. Sein Appetit ist so gesund, daß ihn die Mutterbrust allein nicht stillen kann. Es bekommt als Zukost ein Fläschchen und liegt mit solcher Andacht dahinter, daß sie jedem Christenmenschen in der Kirche gut stehen würde. Oft liegt die Kleine stundenlang still in ihrem Bettchen und beschaut aufmerksam die kleine Welt der Stube. Jeder Laut lenkt den Blick nach der betreffenden Richtung, sogar wenn eine einsame Fliege schwerfällig vorüberschnurrt. Sie dreht schon kräftig das Köpfchen und sucht es zu heben. Doch nicht immer ist sie ein „frommes" Kind. Manchmal erfüllt sie Stube und Ohren mit ihrem Kriegsgeschrei. Auch sie bringt der Zeit schon ihren Tribut. Meist sind ihre älteren Geschwister dran schuld. Sobald sie die Augen öffnet, wird sie aus dem Bettchen gerissen und umher geschleppt. Das gefällt ihr, denn Leben ist Bewegung. Doch bald ermüdet die Tragelust der Geschwister; sie stecken die Kleine ins Bettchen und machen sich davon. Nun schreit sie in ihrer Einsamkeit nach Gesellschaft, und die Mutter hat das unruhig gemachte Kind auf dem Halse. So geht's immer, wenn man Kinder zum Spielzeug müßiger Stunden macht. Nicht nach unserer Lust und Laune, sondern nach bestimmten Erziehungszwecken sollte man schon in den ersten Monaten verfahren. Die größte Erziehungsmacht ist die Gewöhnung. Alles läuft gut, wenn man planvoll und stetig verfährt. Meine Frau hat feste Regeln, ich folge allzu leicht dem Gefühl. Ich kann die Kleine nicht schreien hören und erlöse sie deshalb oft aus ihrem Federgefängnis. So gern ich mich

mit dem Ammengeschäfte befasse, so wenig Zeit habe ich dazu. Und doch! Wenn ich an ihrem Bettchen stehe und sehe sie verlangend nach mir aufschauen und höre sie so lockend und vertraut grunzen, da kann ich's nicht lassen, da muß ich zugreifen und das Ding auf Händen und Knieen schaukeln. Das wichtigste Gerät in der Stube ist für sie der Spiegel. Ist das nicht bedenklich? Meldet sich so früh schon die Mädcheneitelkeit? Ich weiß nicht! Vielleicht macht der kluge Pädagoge mit seinem Töchterlein die dümmsten Streiche. Wie oft spielt das bewegliche Gefühl der reifen Einsicht einen Streich! Wenn ich das Ding vor dem Spiegel hopsern und drin allerlei Possen sehen lasse, da lächelt sie wunderfreundlich, dreht immer wieder das Köpfchen nach dem lustigen Tanzplatze der Köpfe, ja sucht durch Schreien eine Fortsetzung der Tändelei zu erzwingen. Der Wille meldet sich also schon, natürlich als Eigenwille. Doch damit kommt sie schlecht an und erzwingt nichts, wenn sie auch noch toller strampelt und schreit. Erziehung ist Bändigung des Eigenwillens. Im Herzen werden Sie nun sicher den Wunsch haben, daß Ihr Patchen nach 16 Jahren kein Spiegelaffe wird. Da stimme ich Ihnen von Herzen bei. Die Schönheit, die sich eitel im Spiegel beschaut, hat schon ihren Duft verloren. — Meine Frau hat alle Hände voll zu thun, wie Sie sich denken können. Der Mäuler sind viele, die gestopft, der Strümpfe viele, die gestrickt und geflickt, der Haare viele, die gestrählt, der Wege viele, die gelaufen sein wollen. Das ist eben Mutter- und Frauenlos! Wünsche und Klagen erschweren es nur. Und im Grunde liegt doch der höchste Lebensberuf und der höchste Lebensgenuß in der stillen, ruhmlosen Pflichterfüllung. Wer den ihm zugemessenen Kreis hingebend ausfüllt, der wird glücklich sein.

Am 31. Dezember 1870.

Mein Familienbericht fängt mit Bertha an. Sie ist die wichtigste Person des Hauses, und um sie dreht sich alles.

Je größer das Bedürfnis, desto mehr der Liebe und Sorgfalt! Am Ausgleich fehlt's nirgends in Gottes Welt. Das Kind ist rund und rosig, munter und aufgeweckt. Sie fängt schon an, sich in die Höhe zu ziehen. Jeder Erfolg freut sie, jeder Mißerfolg treibt sie zu neuen Anstrengungen. Da haben Sie das Werdegesetz der Menschen schon in der Wiege. Wie viel Minuten vertrödle ich mit dem herzlieben Schalk! Aber sie fordert es und schilt in unverständlichen Lauten, wenn ich an ihrem Bette achtlos vorüber gehe. Wie leicht schon das Kind freundliche Bewilligungen zu Rechten macht und darauf pocht! Leider haben die Alten diese Kinderweise noch nicht verlernt.

Am 14. Januar 1871.

Die Wochenarbeit ist zu Ende. Der Tag des Herrn schickt im Samstag seine Morgenröte voraus. Sabbathfrieden zieht ins Herz. Wie labt die Ruhe, wenn man recht gearbeitet hat! Still ist's in mir, aber nicht um mich. An den Thürschlössern putzen und scheuern die unermüdlichen Hände meiner Eheliebsten. In der Nebenstube schlägt die Kinderlust ihre Purzelbäume. Die kleine, herzige Bertha ist natürlich der Mittelpunkt der Kinderspiele. Sie muß lachen, tanzen, marschieren, die Zunge heraus strecken, mit den Lippen plärren und was des Unsinns mehr ist. Manchmal treiben's die Schelme so toll, daß ich ein Drohwort in den Tumult schleudern muß. Besonders der Junge kennt in seiner Wildheit kein Maß und plagt die Schwestern so lange, bis sie lachen oder weinen. Plötzlich folgt dem Jubelgeschrei ein Jammergeheul. Im Eifer der Spiel- und Lachlust ist der einen etwas Menschliches begegnet, und ihr trotz der Winterkälte etwas ins Höslein geregnet. Die Mutter muß herbei und Scheuerfrau werden. Sie liest dem kleinen Missethäter wider Willen die Leviten, legt ihm auch ein Pflästerlein hinten drauf und jagt den Unheilstifter Paul aus der Stube. Aus dem Freudenpsalm ist ein Klagelied geworden; und auch die

Kleine singt ihre Stimme tapfer mit. Wie verschüchterte Mäuse kriechen die Mädchen in die Ecken, und der Junge putzt so eifrig Messer, als ob der Fall von Paris davon abhinge.

Da haben Sie ein Stückchen Familienleben, das jeden Tag in dieser oder ähnlicher Gestalt wiederkehrt. Manchmal ist's lustig, oftmals lästig, vielmals teuer und immer verantwortungsschwer, aber niemals langweilig. Ich wünsche mir kein anderes Los. In der Familie liegt der Höhepunkt des Daseins, in dem Sorgen und Entbehren für die Seinen die beste Erziehungskunst und das reinste Glück. —

Wollen Sie noch etwas mehr von Ihrem Patlein hören? Es gedeiht prächtig und trägt den Himmel in den Augen. Es ist und bleibt der Liebling aller und scheint mir das gutartigste unserer Kinder. Scheint! Auf diesem Felde trügen oft alle Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes ist urgesund; manchmal scheint mir die Kleine ihrem Alter vorausgeeilt. In ihrem Wesen ist nichts Grämliches. Schlägt sie die Augen auf, so lächelt sie, als ob sie sich des Daseins freue. Möge nie ein fremder Tropfen in dies mein Blut kommen!

Am 11. Februar 1871.

Unser kleiner Engel gedeiht zum Entzücken. Das Persönchen ist die schönste Verschmelzung von Kraft und Lieblichkeit. Aus den drallen Armen und feisten Keulchen spricht Kraft und Gesundheit, aus den hellen, tiefen Augen eine liebevolle Seele. Ich kann gar nicht satt werden, das Ding zu beäugeln, zu küssen, zu drücken, zu kneten, hin und her zu rollen, zu tänzeln und zu führen. Ja, zu führen! Sie tritt schon sicher auf und möchte sich die Welthändel stehend beschauen, denn so sieht man weiter. Auch meine Frau, die anfänglich wenig Freude an dem Zuwachs hatte, ist ganz hingenommen von dieser kräftigen Lieblichkeit. Aber loben darf man das Kind nicht. „Uns ist sie ein Schatz, andern ein ge-

wöhnliches Kind!“ meint sie. „Man lacht nur über die eiteln Eltern, die in ihren Kindern was Besonderes sehen und preisen.“

Das schönste Schauspiel ist das Waschen und Baden. Wenn sich die kleine Menschenblume in unverhüllter Lieblichkeit zeigt, da ist's ein Fest für uns und den kleinen Spaßvogel selbst. Wenn die Kleine nun recht abgespült, getrocknet und in reine Kleidung gesteckt ist, dann heißt's stets: „Wenn dich deine Pate so hätte! Gewiß bisse sie dir irgendwo einen appetitlichen Happen heraus! Ja, mit der lieben Pate werden die kleinen Öhrchen förmlich gefüttert. Was Herzensklang werden soll, muß lange Ohrenklang sein. —

Gestern Abend hatte der kleine Kobold ein Stücklein Brot erhascht und raspelte nun mit seinem Zahnfleischchen tapfer drauf herum. Bei Tische kennt sie genau den Weg des Löffels und läuft mit ihren Äuglein treulich hinterher. Wenn sie dabei zu lange vergessen wird, meldet sie sich mit ein paar tapfern Tritten und unwilligen Schreien. Ab und zu singt sie uns auch Lieder in höherem Chor, wenn sie nämlich zu lange vergessen in der Wiege liegt und nichts als die Bettdecke mit Armen und Beinen zu verarbeiten hat.

Und denken Sie: den heißen Ofen fürchtet sie! Mit dem Kinde auf dem Arme näherte ich mich zögernd und ängstlich dem Ofen, faßte ihn an und fuhr wie erschreckt zurück. Sie sah mich aufmerksam an und wußte nicht, was sie draus machen sollte. Noch ein paar Mal heuchelte ich Angst und Schrecken, wenn ich dem Ofen nahe kam. Dann näherte ich sie selbst der heißen Platte. Sie sträubte sich schon etwas, dann aber streckte sie die Pätschchen aus und berührte den heißen Ofen, lange genug, um die Hitze zu fühlen, nicht lange genug, um sich zu verbrennen. Mit einem Schrei fuhr sie zurück. Seitdem meidet sie ängstlich den Ofen, ja steckt das Köpfchen weg, wenn sie nahe dran vorüber getragen wird.

Doch was schwatze ich alles von dem kleinen Dinge! Sie müssen ja schier meinen, es sei ein Wundertier, und ist

doch ein Kind wie andere Kinder. Freilich ist's unser Kind, und darin steckt das ganze Geheimnis. Die Liebe zu unsern Kindern ist ja freilich Eigenliebe, aber doch die edelste Form der Selbstliebe.

Am 13. Mai 1871.

Unsere Kleinste ist noch immer das herzige Ding wie von Anfang. Sie hat schon 4 Zähnchen und richtet sich in ihrem Bettchen allein auf; ja schon ein paarmal ist sie über den Wiegenrand in die Stube gepurzelt, zum Glück nicht hoch. Sie hat fast zu viel Kraft und Leben. Auf dem Fußboden läßt sie sich's dann ebenso wohl sein wie im Bett. Sie hat ein großes Geschick im Rutschen und Krebsen. Sie sollten den kleinen Vierfüßler nur sehen! Mit großer Ängstlichkeit meidet sie aber den Ofen, wenngleich er jetzt kalt ist. Dies Untier beißt nun einmal. Allerlei Kunststücke haben ihr die lieben Geschwister beigebracht, und willig giebt sie Vorstellungen. Um sich zu vergnügen, lassen sie die Kleine Gesichter schneiden. Ist's nicht bis heute noch so in der großen Welt?

Am 11. Juni 1871.

Der kleine Milchigel macht der Mama Not und saugt ihr fast das Mark aus. Von der Milchflasche will sie nichts mehr wissen, weil das weiße, süße Brünnlein der Mutter ihr besser schmeckt. Brocken läßt sie sich eher gefallen, stopft sie mit den Fäustchen in den Mund und mahlt mit den Zähnchen nach Herzenslust. Das Mäulchen zeigt schon ein breites Mäuerlein der weißen Hackezähnchen. Es ist ein dralles, tapferes Mädchen mit Knabenkraft und Knabenmut. Sie macht schon Laufversuche an Stühlen und an einer Hand. Will man sie an beiden halten, so macht sie sich unwillig mit der einen los. In höchstens zwei Monaten läuft sie sicher allein, also ihrer ersten Jahreswende entgegen. Auch plappern kann sie schon allerlei und übt es unermüdlich.

Ihr größtes Kunststück ist das Treppenklettern. Halten Sie es für möglich, daß dieser 9 Monate alte Wurm die

Treppe auf und ab kriecht ohne Hilfe? Dies Kunststück habe ich fertig gebracht und bin glücklich drüber. So lange habe ich sie auf- und abrutschen und klimmen lassen, bis es ging. Erst schob und hielt ich kräftig, dann immer schwächer, bis der große Wurf ihr allein gelang. Einigemal ließ ich sie auch ein paar Stufen hinabrollen und ein paar Puffe davon tragen, wenn sie's zu leicht nahm, um sie bedächtig zu machen. Sie selbst jubelt und ruft uns in ihrer eigenen Lautsprache zur Bewunderung herbei, wenn sie glücklich oben oder unten angelangt ist. Die liebe Eitelkeit, die bewundert und gelobt sein will, ist also schon da!

In dem Kletterstückchen haben Sie die ganze Erziehungskunst: Vormachen, kräftig nachhelfen, unmerklich beistehen und endlich allein gewähren lassen! Mit Selbständigkeit muß jede Erziehungsbemühung im einzelnen wie im ganzen, bei dem Einzelwesen wie bei den Völkern enden.

Unsere Jüngste hat einen trefflichen Anfang gemacht. Die deutschen Einigungsversuche haben endlich zur Reichseinheit geführt. Ein großes Jahr hat uns dies Doppelglück gebracht. Möchte hinfort unser Leben ein Nachglanz dieses großen Jahres sein! Jedes Glück soll ja in der Seele einen langen Nachhall des Guten zurücklassen. Warmherzige Dankbarkeit ist dieses Gute.

12. Weiter, weiter auf der Leiter.

Heimatsfreude und Wanderlust sind die beiden Pole des deutschen Gemüts. Dazwischen liegt das Leben mit des Anwurzelns Lust und des Losreißens Pein.

Heimatlich fest anzuwurzeln und nur manchmal in die Weite zu schweifen, um froher und reicher heimzukehren, das war mein Sinn. Und doch trieb mich das Geschick von Ort zu Ort auf immer neue Arbeitsgebiete.

Mir ging's gut in E., und doch setzte ich nach wenig Jahren den Wanderstab weiter. Was treibt den Menschen

vorwärts auf der Lebensbahn? Jeder Stand hat seine besonderen Triebräder. Beim Beamten sind es meist: mehr Gehalt, höhere Ehre, größere Freiheit, weiterer Einfluß oder Veränderungslust. Wer dem Druck dieser Bewegungskräfte folgt, heißt gemeinhin ein Streber. Es liegt in dem Namen der Vorwurf der Selbstsucht. Selbstlosigkeit aber soll der höchste Ruhm des Beamten sein. Nicht für den Mann ist das Amt da, sondern der Mann für die Aufgaben des Amtes. Wem die Vorteile des Amtes höher stehen als die Aufgaben desselben, der hat seinen Lohn dahin.

Ich weiß mich bei allem Stellenwechsel frei von gemeiner Vorteilsjagd, und doch bekenne ich, daß ein gewisses Strebertum meist meinen Entschluß entschied: Ich wollte mehr wirken, meine Gedanken und Erfahrungen in immer weiteren Kreisen wirksam machen und die Ideale meiner Jugend über Schulerziehung und Schulregiment verwirklichen helfen. Das ist auch ein Ehrgeiz, aber man wird ihn nicht selbstsüchtig schelten können.

Mit meiner Versetzung von E. trug sich's aber also zu! Ich war mit dem Rektor W. D. in N. bekannt geworden. Er gab das Schulblatt der Provinz heraus, und ich hatte ihm fleißig Beiträge dafür geliefert. Im Frühling 1871 schrieb er mir: „Ich bin zum Schulinspektor in H. gewählt und verlasse N. in den nächsten Monaten. Haben Sie Lust zu meiner Stelle? Das Gehalt beträgt freilich nur 500 Thaler, und die Schulzustände sind noch sehr im Werden, aber die städtischen Behörden sind einer Hebung des Schulwesens geneigt, und manches wird sich für Schule und Lehrer noch erreichen lassen. Spüren Sie Neigung, so lassen Sie mich's wissen. Ich kann wohl ein gutes Wort bei den Machthabern der Stadt für Sie einlegen."

Hin war mein Friede, denn Wahl ist Qual, und neue Ziele machen neue Gedanken mobil und zerstören oft die ruhige Arbeitsstimmung. So ein neuer Zielgedanke fällt wie ein

Stein in den Weiher, rührt den Grund auf und zieht seine Kreise weiter und weiter.

Meine Frau war sofort wanderbereit. Sie empfand immer schmerzlicher als ich die kleinen Mängel und Dornen des gegenwärtigen Zustandes und hoffte von einer Veränderung immer eine Verbesserung. Sie war eine bestochene Beraterin, und ich suchte deshalb unbefangenen Rat. Mein väterlicher Freund, der Schulrat B., wollte die Aussicht wenig loben: „Ob Sie mit Ihrem Gemüt in die Stadt der nüchternen Aufklärung und rastlosen Erwerbsjagd passen, bezweifle ich. Einen Verlust an Herzensfrieden wiegt kein anderweiter Gewinn auf."

Ich entgegnete: „Das Herz weiß auch wohl in Wüsten seine Oasen zu finden, wie viel mehr in einer blühenden Stadt! Natur, Beruf und ein paar Freunde bieten dem Gemüt überall gute Weide. Und Schwierigkeiten reizen die Arbeitslust, und Hindernisse steigern die Kraft. Ich möchte gar nicht, daß alles so glatt und grade liefe! Gewiß ist es rühmlicher, schwierigen Verhältnissen einen Erfolg abzuringen, als sich auf wohlgemachtem Bette schlafen zu legen. Wenn ich auch nicht zum Eisenfresser geboren bin, so weiß ich mich doch zäh auf einem Arbeitsposten zu behaupten, den Fährnisse erschweren. Übrigens soll N. eine schul- und lehrerfreundliche Stadt sein, in der ein redliches Streben für den Schulfortschritt auch von der Meinungsgunst getragen wird."

Der Schulrat lächelte. „Ich merke, wohin die Magnetnadel zeigt! Die neue Aufgabe lockt Sie und wird Sie von uns fort ziehen. In Gottes Namen! Mir kann es nur lieb sein, wenn Sie in N. an die Spitze der Volksschulen treten. Und Sie haben recht: das Herz kann man sich überall als Freihafen bewahren, und eine ehrliche, treue Arbeit gewinnt überall Achtung und Erfolge."

Nun ging ich zu meinem Direktor und teilte ihm offen die Sache mit. Er schwieg eine Weile und sagte endlich:

„Ich habe längst gefürchtet, daß Ihre Monden bei uns gezähl sind. Nun kommt mir's doch zu früh, wie alles Unwillkommene. In Ihnen liegt unbewußt das Streben nach Arbeitserweiterung. Sie haben nicht den äußeren Ehrgeiz der Stellung, wohl aber den inneren des Wirkens. Das wird Sie, vielleicht gegen Wunsch und Neigung, immer weiter und weiter ziehen. Weil ich Sie kenne und liebe, darf ich Ihre Zukunft nicht zusperren. Wenn ich bloß an mich und meine Schule dächte, würde ich Sie um jeden Preis zu halten suchen. Aber auch im Interesse des Schulwesens muß ich Sie in eine leitende Stellung wünschen. Ob freilich N. der rechte Platz für Sie ist, erscheint mir fraglich. Soweit ich die Verhältnisse kenne, ist der Schulaufbau unfertig, das Gehalt niedrig, der Bildungseinfluß für Sie mager, der Bildungstrieb der breiten Masse gering, das Volksleben derb und sinnlich, das Hauptstreben auf Gewinn und Genuß gerichtet. Ich hätte Ihnen ein Rektorat in einer Universitätsstadt gewünscht. Sie würden da sicher fruchtbare Anregungen für Ihren Bildungstrieb empfangen und sich vielleicht auch durch den Doktortitel eine äußere Eichungsmarke erworben haben. Ohne eine solche werden Sie Ihren Wert und Ihre Brauchbarkeit für einen höheren Platz immer erst durch doppelte Arbeitserfolge beweisen müssen. Wollen Sie eine günstigere Aussicht als die in N. abwarten und bis dahin bei uns bleiben, so hoffe ich Ihnen hier dasselbe Gehalt wie dort und den Konrektortitel verschaffen zu können."

Ich saß einige Minuten schweigend neben dem blinden Direktor, der mit seinen erloschenen Augen in die leere Ferne starrte. Endlich sagte ich: „Das Arbeitsfeld in N. hat mir D. als nicht unfruchtbar, die Stimmung der Behörden als schulfreundlich dargestellt. Auch die Gutmütigkeit und Opferwilligkeit der Bürgerschaft sowie ein entschiedenes Bildungsstreben in den mittleren und höheren Schichten habe ich rühmen hören. Anregenden Bildungseinfluß findet man

überall, sicher auch in N., wo zwei höhere Schulen sind. Fehlte er wider Erwarten, so würde ich ihn mir zu schaffen suchen."

„Ich sehe die Richtung des Schiffsschnabels!" sagte der Direktor mit einem gezwungenen Lächeln. „Gehen Sie zunächst hin und sehen Sie sich die Verhältnisse in der Nähe an. Das wird Ihren Entschluß erleichtern."

Doch ehe ich ging, neigte sich schon das Zünglein der Wage nach N. Eines Morgens trat ein noch junger, feiner Mann bei mir ein. Leicht, gewandt, verbindlich stellte er sich als Rektor Gr. aus N. vor. Er leitete dort die Bürgerschulen für Knaben und Mädchen. Sein frühes Eindringen entschuldigte er mit den Worten: „Zu einem alten Bekannten — das sind Sie durch das Schulblatt! — darf man wohl auch zu unbräuchlicher Besuchszeit kommen. Ich konnte und durfte doch nicht an diesem Hause vorübergehen, ohne den neuen Kollegen angesehen zu haben, den wir uns kaufen wollen." Ein hübsches Lächeln verschönte sein Gesicht.

„Aufs bloße Sehen kaufen Sie ihn nicht!" erwiderte ich. „Vielleicht gewinnt er aber ein wenig durch nähere Bekanntschaft, wenn das Innere etwas nach außen rückt!"

„Ist schon geschehen!" sagte Rektor Gr. lebhaft. „Ich habe alle Ihre Dinge im Schulblatt und der Allgem. Deutschen Lehrerzeitung mit hoher Spannung gelesen. Wir Schulmänner in N. sind für Sie wie ein Mann. Wollen Sie's nicht mit uns versuchen?"

„So rasch ich sonst entschlossen bin, und so viel lieber ich einen übereilten Mißgriff mühsam verbessere, als die Zeit mit Schwanken vertrödele, so zwiespältig sieht's jetzt in mir aus. Dank, Liebe, Arbeitsfreude halten mich hier. Nur ein schmerzlicher Ruck und Riß kann mich los machen!" meinte ich.

„Werden Sie sich lebenslang hier halten lassen?" fragte Gr. Als ich mit der Antwort zögerte, sagte er: „Lieber jetzt als nach drei oder fünf Jahren! Wir fallen stark im Preise,

wenn die Vierzig auf unseren Schultern liegt. Ich will Sie nicht durch Überredung aus lieben, behaglichen Verhältnissen ziehen, aber auf gewisse Punkte muß ich Sie aufmerksam machen. Beurteile ich Sie recht, so ist nicht die Bequemlichkeit, sondern die Arbeit die höchste Rücksicht für Sie. Das wird Sie aber auf die Dauer nicht im engen Raume einer Schulklasse bleiben lassen. Sie werden sich nach Erweiterung des Glückes durch Erweiterung des Arbeitsgebietes sehnen. Auch Ihr Befähigungszeugnis als Rektor wird fragen: Wozu all die Mühe, wenn sie keine Frucht trägt? Daneben sprechen Gehalt und Stellung bei einem Familienvater auch ein Wort mit. Man kann noch so geistig gerichtet sein, immer tragen wir solchen Schatz in irdischen Gefäßen. Wahr ist's, daß die Volksschulen in N. nicht das bequemste und freundlichste Arbeitsfeld sind. Schulbevölkeruug, Schulorganisation, Schulhäuser u. a. lassen noch manches zu wünschen übrig. Aber Schwierigkeiten reizen den tapferen Mann und erhöhen den Wert seiner Arbeit. An Mithelfern wird's Ihnen nicht fehlen. Die Bürgerschaft ist willig zu jedem Fortschritt und hält etwas auf die Schulen. Mit dem neuen Schuldezernenten ist eine neue Bewegung in die Schulfrage gekommen. Die Zeit selbst mit ihren großen Errungenschaften ist dem Schulausbau günstig. Sie hat auch den Schuldingen neues Licht und neue Maßstäbe gegeben."

Noch manches wurde hin und her geredet. Der Mann neben mir machte mir die unbekannte Stadt lieb und rückte mir das ferne Ziel näher und in freundliche Beleuchtung. Wie schön und verheißungsvoll, mit solchem Amtsbruder täglich zu verkehren! Das war ein Mann nach meinem Herzen: fein und doch herzlich, frisch und froh aber ernst in ernsten Dingen, geistig bedeutend und liebenswürdig in der Form. Im Sturm gewann er das Herz meiner Gattin, im stillen, sanften Sausen das meine.

Wir gingen zusammen zum Direktor, und Gr. bekam

einen tiefen, mächtigen Eindruck von dem Geiste und dem Regierungstalente des blinden Mannes. „Man sieht ihm den Schulherrscher an und hört ihn aus jedem Worte!" meinte er. „Ihn weniger betonen, würde mir den Mann aber vertrauter machen!"

„Nicht jedem ist's gegeben, die Macht in Milde und die Größe in Bescheidenheit zu kleiden!" sagte ich entschuldigend. „Der starke Geist des Direktors wohnt aber neben einem warmen Herzen, das glauben Sie mir! Sein Geist wirkt laut und mächtig, sein Herz still und stetig. Ein Herz ist aber da, nur darf es beileibe nicht schwachmütig aussehen. Einen Mann ziert nach W's. Meinung nur die Kraft und der unentwegte Wille."

Gr. lächelte. „Ein rechtes Herz steht auch einem Herrscher niemals schlecht, selbst wenn sich's mal in die Augen und auf die Lippen drängt. Wahr ist's jedoch, daß man an einem Leiter gute Haltung, Beachtung der Form, starkmutigen Entschluß und festen Gang sonderlich schätzt."

Nachmittags besuchten wir die französischen Gefangenen in ihrem Barackenlager. Gr. fand das Bild bunt und eigenartig, aber nicht erquicklich. „Die große Nation sieht da recht klein aus, fast wie ein künstlicher Ameisenhaufen, den eine gewaltige Wurfschaufel über den Rhein herübergeworfen hat," meinte er.

„Dem früheren Hochmut entspricht die jetzige Demütigung!" entgegnete ich. „So geht's immer beim Vermessen der Kraft und Aufgabe!" „Wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle! diese Mahnung gilt auch uns!" fügte Gr. hinzu. „Wir haben viel erreicht, aber wir haben nun auch viel zu wahren. Uns auf der Höhe zu erhalten, von dieser Aufgabe fällt auch der Schule ein großer Anteil zu. Möchte die große Aufgabe kein kleines Geschlecht finden!"

Als Rektor Gr. abends abreiste, war ich entschlossen, mir die Verhältnisse in N. näher anzusehen. Wenige Tage später folgte ich ihm dahin. Am Bahnhof empfing mich

Rektor W. D. Er war nur wenige Jahre älter als ich, ein Mann von rascher, energischer Bewegung, scharfem Blicke und schlagendem Ausdrucke. Alles an ihm machte den Eindruck der Frische und Jugendlichkeit, trotz der kahlen Stirn.

Und in der That zeichneten rasche Erfassung, schneller Entschluß, praktische Gestaltungsgabe ihn aus. Das hatte ich schon aus dem Schulblatt und aus den von ihm verfaßten Büchern gemerkt. Wie er schrieb, so war er auch.

„Nun zunächst den Schlachtplan für den Tag!“ begann er. „Es ist neun Uhr; bis Mittag müssen wir gegen ein Dutzend Schulgewaltige heimsuchen. Hoffentlich sind nicht alle daheim. Ein Uhr essen Sie bei mir, der Nachmittag gehört uns dann!“

„Es ist genug, daß ich Sie um einen Tag bringe, lassen Sie mich nicht auch noch Ihrer Hausfürstin Last machen!“ wandte ich ein.

„Die Last wird ihr eine Lust sein!“ sagte D. kurz. „Kommen Sie!“

D. begleitete mich zu den Mitgliedern des Magistrats und der Schuldeputation. Überall konnte ich merken, wie viel Vertrauen er besaß und welches Gewicht seine Fürsprache hatte. Alle nahmen mich höflich auf und machten mir Hoffnung auf die Stelle, ohne sich jedoch irgendwie zu binden. Der Einzelne konnte in der That wenig thun.

Vor einer Thür sagte D.: „Hier liegt die Entscheidung! Der Bürgermeister B. ist Vorsitzender der Schuldeputation und Schuldezernent im Magistrate. Gefallen Sie ihm, so hat Ihr Los gewonnen!“

Mir gefiel der Mann über die Maßen. Seine hohe Denkerstirn, seine guten Augen hinter der goldenen Brille, sein schönes Lächeln, das edel Maßvolle in jedem Zuge, jeder Bewegung und jedem Worte: alles trug das Gepräge von Geist, Wohlwollen und Pflichtenernst.

Meine Zeugnisse überflog er und gab sie dankend zurück.

„Haben Sie sich schon praktische Erfahrungen in der Leitung eines vielgliederigen Schulkörpers erworben?“ fragte er freundlich.

„So viel ich meinem trefflichen Direktor in den letzten Jahren ablauschen konnte!“ war meine Antwort. „Wegen seines Augenleidens bedarf er steter Unterstützung in den rektoralen Geschäften. Ich erfreue mich seines Vertrauens und bin ihm oft Auge und Hand gewesen.“

„Ich habe Gutes von dem Rektor W. gehört!“ fuhr der Herr Bürgermeister fort. „Worin sucht er den Schwerpunkt seiner rektoralen Thätigkeit?“

Ich antwortete: „Der Rektor soll das Schulgewissen sein, alles mit seinem Geiste durchdringen und auf seinem Herzen tragen. Allen soll er vorangehen in treuer Pflichterfüllung und alle begeistern für die gemeinsame Arbeit. Er muß verstehen, sich ein gleichartiges Kollegium zu schaffen und die Einzelarbeit in das Licht des Ganzen zu rücken. Über die leitenden Gesichtspunkte muß bei allen Einheit und Klarheit, in der Einzelarbeit aber Mannigfaltigkeit und Freiheit herrschen. Der Rektor hat das Interesse seiner Lehrer in jeder Weise nachdrücklich zu vertreten, muß aber dagegen willige Einordnung des Einzelnen in das Gesamtgetriebe und verständnisvolles Eingehen auf seine Absichten erwarten.“

Der Bürgermeister sah mir ein Weilchen fest und freundlich ins Gesicht und sagte dann lächelnd: „Und dieser Meinung sind Sie auch?“

Ich antwortete: „Ja, aber nach meiner Eigenart möchte ich noch einiges hinzufügen! Der Rektor muß für alle sehen, gehen, sorgen und arbeiten. Wie ihm meist der beste Ehrenanteil beim Gelingen zufällt, so soll er sich auch den schwersten und wirksamsten Arbeitsanteil auswählen. Nicht um es besser und leichter zu haben, sondern um mehr wirken zu können, möchte ich Rektor werden. Für mein Verhältnis zu

meinen Mitarbeitern gelte als Wahlspruch: Vertrauen sei die höchste Verpflichtung, Freiheit die zuträglichste Arbeitsluft, Begeisterung der beste Sporn und Teilnahme die wirksamste Kontrolle!"

Der Bürgermeister hatte achtsam zugehört und sagte endlich: „Man kann durch Befehlen und durch Dienen regieren, — das letzte scheint Ihr Fall?"

Ich nickte. Er aber fuhr fort: „Wie wollen Sie sich ein gleichartiges Kollegium schaffen? Sie werden die Kräfte nehmen und verbrauchen müssen, wie Sie dieselben finden!"

Darauf erwiderte ich: „Gewiß! aber bei Neuwahlen werde ich vorsichtig sein und mir keine ungeeigneten Kräfte aufdrängen lassen. Sodann werde ich versuchen, durch Wort und Beispiel die Ungeschickten methodisch zu tüchtigen, die Bequemen aufzurütteln und alle für die gemeinsame Arbeit zu begeistern."

Beim Abschiede schüttelte mir der Bürgermeister herzlich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Unser Rundgang war zu Ende. Wir gingen zum Essen in D.'s Haus. Seine anmutige Frau, die Mutter einer stattlichen Kinderschar, empfing uns mit gedecktem Tische. Es schmeckte uns trefflich; Freundlichkeit und gute Gespräche würzten das Mahl.

Nachmittags verbrachten wir mit Rektor Gr. ein paar schöne Stunden in dem allerliebsten Lusthain „Gehege," dicht an der Stadt, bei einem Glase Bier und guter Wechselrede.

Gegen fünf Uhr standen wir am Bahnhofe. Züge kamen und gingen. Menschen fluteten ab und zu. Mein Zug stand seitwärts und wartete, während das Dampfroß unruhig Rauch und Funken aus den Nüstern blies.

„Ich möchte meinen Zug nicht versäumen!" mahnte ich die Herren.

„Hat keine Not!" sagte Gr. „Erst muß der Hallesche Zug einlaufen." Weiter spann sich das Gespräch.

Da pfiff's, und mein Zug setzte sich in Bewegung. Ich wollte ihn noch ereilen, aber der Schaffner wies mich barsch zurück. Ärgerlich rief ich: „Das erste Mal im Leben sitzen geblieben!"

„N. will Sie gleich behalten! Gutes Vorzeichen!" meinte D.

Gr. aber fragte: „Was haben Sie denn zu versäumen? Fahren Sie mit dem letzten Zuge! Wenn eine Möglichkeit fällt, muß man sich zwischen den überbleibenden einzurichten suchen."

„Jedes Erzürnen und Wettern über ein Unabänderliches ist freilich eine Thorheit," sagte ich, „nicht hinter, sondern vor uns liegt die Rennbahn unseres Willens und die Gelegenheit zum Bessermachen. Der Verdruß ist aber eine natürliche Folge des Verfehlens. Er gilt der eigenen Unachtsamkeit, der Fruchtlosigkeit einer Mühe und der Verrückung eines Zieles. Er ist Strafe, Lehre und Sporn zugleich."

Wir wanderten wieder nach der Stadt und blieben noch ein paar Stunden in anregenden Gesprächen zusammen.

Der späte Abend brachte mich endlich heim. Der Gattin konnte ich Freundliches berichten. Die hübsch gelegene Stadt, die freundliche Aufnahme bei den Rektoren und das vertrauenerweckende Wesen des Schuldezernenten hatten meinen Entschluß gereift.

Ich meldete mich, wurde zu einer Probelektion berufen und einstimmig gewählt. Bei solchen Fürsprechern war's kein Wunder. Auch mein Schulrat hatte mich dem Magistrate warm empfohlen. Ein freisinniger Stadtrat sagte über diese Empfehlung eines konservativen und streng kirchlichen Mannes: „Wir haben Sie *trotz* derselben gewählt!"

Mein Direktor fand sich ohne Bitterkeit in meinen Weggang.

„Leben ist Entwicklung und Streben Wachstum; gewalt-

same Eingriffe rächen sich!" meinte er. „Wachsen Sie in Gottes Namen weiter!"

Ein Monat mochte ins Land gegangen sein, da überraschte mich eine Zuschrift von N. Sie lautete: „Durch Versetzung des Rektors Gr. wird die Rektorstelle an unserer Knaben- und Mädchenbürgerschule zum 1. Nov. d. J. frei. Wir haben Sie für dieselbe gewählt und erwarten binnen acht Tagen eine Äußerung über Annahme oder Ablehnung derselben."

Das war mein altes Glück von K.: Zur geringeren Stelle meldete ich mich, und die bessere bekam ich. Ohne eine Ahnung und ohne mein Zuthun erhielt ich die freundlichere und einträglichere Stelle an der Bürgerschule. Das Wohlwollen des Bürgermeisters B. wirkte schon. Auch mein Direktor war jetzt ganz zufrieden und sagte: „Das ist der rechte Platz für Sie! Was Sie hier gelernt haben, können Sie dort in ähnlichen Verhältnissen gleich in Thaten umsetzen!"

Tiefschmerzlich war der Abschied von E. Mit mir zugleich verließen noch zwei Lehrer die Schule. Der eine, ein vielversprechender junger Mann, nahm eine gute Landstelle an, der andere, der Lehrer des Französischen, eine Privatstelle in einer Universitätsstadt, um dort noch zu studieren.

Die Abschiedsfeier war ergreifend. Der Direktor, der Mann voll Geist, liebte es auch, durch Äußeres zu wirken. Er sagte darüber: „Bei der Menge darf man nur Münzen verausgaben, deren Prägung bekannt ist. Der äußere Eindruck bestimmt bei den meisten das Urteil über den inneren Wert, er vertieft und befestigt aber auch die Wirkung bei Urteilsfähigen. Was uns erschüttert, das wirkt lebenslang erziehlich. Besonders haftet die Erinnerung an feierliche Augenblicke in der Seele und hilft unsere Empfindungen regeln. Die äußere Wirkung der festlichen Zurüstung bei Schulakten darf nicht unterschätzt werden; sie hilft Stimmung für die Schule machen, Stimmung, ohne welche heute

nichts mehr zu erreichen ist. Gewinnen wir Augen und Ohren der Eltern, dann haben wir Wege zum Herzen und . . . zum Beutel. Ohne die Teilnahme des Hauses an der Arbeit der Schule ist unsere Mühe ein Schwimmen gegen den Strom.“

Nach diesem Grundsatze wurden Schulprüfungen und Schulfeste mit großer Feierlichkeit abgehalten, Behörden, Eltern und Schulfreunde ebenso dringend wie verbindlich dazu eingeladen.

Der für sein Amt begeisterte Mann, der alles tief und geistig erfaßte, der Widersachern schneidig und schonungslos entgegentrat, war klug und berechnend, wenn es Förderung der Schulzwecke galt.

Durch die Abschiedsfeier klang ein tiefer Herzenston. Die Kinder sangen ergreifende Lieder; der Direktor sprach erschütternde Worte. Zuweilen erstickte Rührung seine mächtige Stimme, und unterdrücktes Schluchzen klang durch den Gesang.

Ein schönes Album, dessen Widmung der kunstreiche Zeichenlehrer Kr. geschrieben und gemalt hatte, sollte mich durch die Photographien meiner bisherigen Kollegen und der drei Schulhäuser, in denen ich unterrichtet hatte, an die schöne, gesegnete Arbeitszeit in E. erinnern.

Noch heute kann ich nicht ohne Bewegung die Bilder der lieben Mitarbeiter ansehen. Sie stellen eine Vereinigung trefflicher Kräfte dar, die *ein* mächtiger Wille leitete und *eine* starke Liebe, die Liebe zum Berufe, trieb. Eine besser geleitete und treuer bediente Schule als die Mittelschule in E. habe ich nicht wiedergefunden. Wie eine „erste Liebe“ hatte es uns alle erfaßt.

Bei der geselligen letzten Zusammenkunft abends bot mir der Direktor das brüderliche Du an. „Der Erste seit fünfzehn Jahren!“ sagte er dabei. Aber so groß war mein Respekt vor dem gewaltigen Schulregenten, daß ich das traute Du lange nicht über die Zunge zu bringen vermochte. Die Liebe

zu ihm mischte sich immer mit einer gewissen Scheu vor seiner Hoheit.

Und nun kam die Unruhe des Packens, Ladens, Fortschaffens! Und dann der Schmerz des Abschiedes von all den lieben Freunden! Am Bahnhofe erwartete uns das ganze Kollegium eine Stunde vor der Abfahrt. Es wurde heitere Scherzrede versucht, vom baldigen und öfteren Wiedersehen geredet, aber es wollte nicht glücken, die Wolken des Wehs vom Herzen zu heben.

Endlich das letzte Wort, der letzte Kuß! Der Direktor hielt mich lange an seiner Brust. Der Mann mit der Herrscherstirn, dem ehernen Willen und der metallenen Stimme sagte mit tiefer Bewegung: „Ich verliere mehr, als irgendwer glaubt, ein klares Augenpaar, das für mich sah, und ein Herz, das mich verstand und liebte. Dein Wesen war die mildernde Ergänzung meiner herben, schroffen Eigenart. Du wirst mir, ja uns allen oft fehlen. Im Geiste und in der Liebe bleiben wir eins. Vergiß uns nicht."

Dahin brauste der Zug. Taschentücher wehten uns nach, aber Thränen verdunkelten unsern Blick.

Mein Weib sorgte um die vier Kinder, von denen zwei nicht wohl waren. Ich aber versank mit meinen Gedanken in die Einnerung. Wie viel Liebe und wie viel Förderung hatte ich in E. gefunden! Wie viel war ich der lieben Stadt schuldig geworden! Es waren $2^1/_2$ Jahre inneren Wachstums und äußeren Erfolges.

Weiter rollten die Wagen. Zur Gegenwart kehrten die Gedanken zurück, und auf die Fahrtgenossen fiel der Blick. Unter denselben war ein jüngerer Mann, klein von Person aber mit blitzenden Augen, die Geist und Leben sprühten. Er hatte unsern Abschied gesehen und uns mit Teilnahme betrachtet. Unsere Blicke begegneten sich mehrmals, und endlich kam ein Gespräch in Gang.

Mein Gegenüber war ein junger Geistlicher aus E. Er kannte meinen Direktor und war seines Lobes voll. Daran

knüpfte sich eine anziehende Unterhaltung über „Größen" in kleinen und großen Kreisen.

Viel Treffendes sagte der junge Mann darüber, z. B.: „Groß ist ein Mann, wenn er durch Gedanken und Thaten auf die Geschicke seiner Umgebung bestimmend einwirkt und ihr den Stempel seines Geistes aufdrückt. Auch der kleinere Kreis, auch ein Schulkollegium kann seine Größe haben, bei der jene Merkmale zutreffen. Großartig wird ein Wirken aber erst dann, wenn es die Strebungen einer ganzen Zeitepoche zusammenfaßt und kräftig zum Ausdruck bringt. Die Weite der Wirkung entscheidet über den Grad der Größe.

„Der wahrhaft große Mann muß die kräftigste Ausprägung seiner Volksart, seiner Zeit und ihrer Gedanken, Wünsche und Strebungen sein. Er ist gleichzeitig Produkt seiner Zeit, Zusammenfassung der Zeitbestrebungen, Dolmetscher des Volksgeistes und Führer der Volkskraft. Auch die Mängel und Irrtümer seiner Zeit haften ihm an; aber sie erklären und entschuldigen sich aus dem Zeitcharakter.

„Der große Mann findet das Losungswort eines ganzen Zeitabschnittes und die einigende Formel für die Bestrebungen und Kämpfe der Zeit.

„Unsere Zeit hat das Recht des Einzelnen, aber auch die nationale Pflicht auf die Fahne geschrieben. Der Freiheitsdrang regt alle Kräfte, treibt sie aber auch vielgestaltig und vielspaltig auseinander. Je mehr das Einzelwesen zu seinem Rechte kommt, desto vielseitiger wird die Kraftbethätigung, desto vielgestaltiger das Leben, desto bunter das Kampfgewirr und desto schwerer das Regieren. Der nationale Gedanke sammelt alle Strahlen des Volkstums in einem Brennpunkte und giebt den zerstreuten Kräften ein einigendes Ziel. Der große Mann, als Prophet, Priester und König des großen Gedankens, zwingt die kleinen Flüchtlinge in seine Bahn, so daß sie willig oder widerwillig ihm dienen müssen.

„Das hat unser **Bismarck** verstanden, und so ist er der politische Heiland unseres zerrissenen und zerfahrenen Vaterlandes geworden.

„Das kirchliche Leben und religiöse Streben unserer Zeit harrt noch des großen Mannes, der für alle Parteirichtungen unserer unruhigen, kampfdurchwühlten Zeit die lösende und einigende Formel findet und verkündet, und der mit reinem Herzen und starkem Willen die zerrissenen Glieder eint und die zerspaltenen Kräfte zum schönen Einheitsziele führt."

Noch mancherlei redeten wir, und in hoher Achtung schied ich von dem Reisegefährten. Gute Gedanken und sinnvolle Rede hatten Schmerz und Aufruhr meines Herzens gestillt.

Nach dreistündiger Fahrt landeten wir in N. Die angebotene Gastfreundschaft des Rektors Gr. für die erste Nacht lehnten wir ab und wählten ein Quartier im Wirtshause. Das ruhrartige Übel unserer Kinder und die Zahl der Gäste hätte allzuviel Unruhe in das Haus gebracht. Nichts scheute meine Frau mehr als die Belästigung anderer. „Man darf die Freundschaft nicht auf zu harte Proben stellen!" meinte sie. Ich freilich denke: „Ein Freund, der nicht zu Opfern bereit ist, ist kein rechter!"

Am nächsten Tage bezogen wir die neue Wohnung. Ein alter Schulfreund hatte sie ausfindig gemacht und für mich gemietet. Wir hatten Ursache, ihm dafür dankbar zu sein. Sie war neu, geräumig, nicht zu teuer, lag unfern der Schule und war hinten und vorn grün umhegt. Sie lag in einem Bauviertel. Das Gärtchen stieß an Felder und Zimmerplätze. Das Gegenüber war ein großer verwilderter Garten mit einen Gartenhause und einem dichten Heckenzaune, in dem die Kinder Versteckens und Kriegens spielten. In dem Hause wohnte ein alter, gebrechlicher Hauptmann mit polnischem Namen und einer etwas gewöhnlich aussehenden Frau. Sie war ehemals seine Wirtschafterin gewesen. Nur selten öffneten sich die Fensterläden, um ein Gesicht zu zeigen, öfter aber

drangen Scheltworte schrill über die Straße, besonders wenn die wohlgeratenen Söhne mal heimkamen und die Mutter brandschatzten, oder wenn Kinder in den Garten drangen und dort nach Kinderart hausten.

Der Anfang unseres Lebens in N. war herabstimmend. Das Dienstmädchen blieb aus, und als es kam, war es wenig zu brauchen. Unsere Sachen litten furchtbar vom Regen und einem schonungslosen Transport. Meine Frau war noch schwach von einer kürzlich überstandenen Krankheit. Unser Knabe erkrankte an der Ruhr, wie seine älteste und jüngste Schwester, und der Arzt war unser täglicher Besucher.

So wurde der Eingang zum neuen Leben und Wirken durch allerlei Widerwärtigkeiten eingeengt, damit wir unser Erbteil menschlicher Bedürftigkeit nicht vergäßen. Wie wenig sind der Dinge, deren wir sicher sind! Unser Geschick gleicht dem Tanze auf rollender Kugel.

Auch die Stimmung in der Stadt und in der Lehrerschaft zeigte eine gewisse Erschöpfung. Wenige Tage vor unserer Übersiedelung war die Generalversammlung des Pestalozzi-Vereins in N. abgehalten worden. Lange vorher waren alle Herzen, Hände und Füße in Bewegung gewesen, um das Fest würdig vorzubereiten. Aber Regen in der Luft, Schmutz in den Straßen und die Pocken in manchen Häusern waren schlechte Festbitter gewesen. Die Hälfte der angemeldeten Gäste blieb aus; den gekommenen aber ist herzlich wohl in N. geworden, und sie haben das Lob der Harzkönigin in die ganze Provinz hinausgetragen.

Auch ich war zu dem Feste von E. herüber gekommen und hatte mich bei meinem Schulfreunde W. einquartiert. Manchen alten und neuen Freund traf ich; manches gute Wort machte mir Mut zum neuen Leben; manche Anzeichen ließen auf eine wachstumsfrohe Zukunft schließen.

Doch auch einen Schatten warf die Festfreude hinter sich, einen nicht unerheblichen Fehlbetrag an den Festkosten.

Derselbe mußte endlich aus den Taschen der Lehrer gedeckt werden.

Ohne Sang und Klang trat ich mein Amt an. Das Fest schien die Spannung für Schuldinge erschöpft zu haben. In das Kollegium der Volksschule führte mich der liebenswürdige Superintendent und Kreis-Schulinspektor in einer Zwischenpause mit wenigen Worten ein. Die städtischen Behörden waren gar nicht vertreten, ebensowenig die Schulklassen.

Das war ein schroffer Gegensatz zu E., wo jeder Schulakt seine würdige äußere Ausprägung fand. „Die äußere Zurüstung muß die innere Bedeutung ahnen lassen!" meinte W. „Was wie die Tage und das Thun des Alltags heranfließt und abläuft, das wird von der Menge als alltäglich gering geschätzt. Die festliche Einführung soll Kindern, Eltern und Lehrern die Wichtigkeit des Berufes zeigen und einen Autoritätsschimmer auf den berufenen Mann werfen. Letzteren verpflichtet sie, diesen Glanz zu erhalten und die Erwartung zu erfüllen."

Nach wenigen Wochen, Ende Oktober 1871, verließ mein trefflicher und lieber Amtsgenosse und Freund Gr. sein Amt und die Stadt N., um am Strande der Ostsee als Rektor des gesamten Bürger- und Volksschulwesens einer Universitätsstadt in einen neuen und weiteren Arbeitskreis einzutreten. Reiche Begabung, feiner Takt, tiefes Verständis für die Aufgaben der Erziehung zeichneten ihn aus und hatten mir ihn herzlich lieb und vertraut gemacht.

Ich übernahm als sein Nachfolger jetzt auch noch das Rektorat der Bürgerschulen und hatte nun als Neuling zwei große Schulsysteme mit mehr als 40 Klassen zu leiten. Das Vertrauen meiner Mitarbeiter, ihr williges Entgegenkommen und ihre pünktliche Pflichterfüllung halfen mir bei der Arbeit und machten sie leicht und freudig. Noch heute denke ich gern der mühe-, freuden- und fruchtreichen sechs ersten Monate meines Rektorats.

In das Kollegium der Bürgerschule mußte ich mich selbst einführen, da niemand Miene machte, mir diesen Dienst zu erweisen.

In würdiger Haltung fand ich das Kollegium im Konferenzzimmer versammelt. In einer Ansprache legte ich die Leitgedanken für meine Stellung und meine Aufgaben kurz etwa so dar:

„Ich will nicht als Befehlshaber über Ihnen, sondern als erster Arbeiter zwischen Ihnen stehen. Nicht durch Befehlerlesspielen und künstliche Machthebel, sondern durch das Beispiel schlichter, treuer Pflichterfüllung will ich zu wirken suchen. Nicht mein Eigenwille, sondern die Mehrheitsbeschlüsse des Kollegiums sollen die oberste Richtschnur für meine Maßnahmen sein.

„Als einigender Mittelpunkt, als primus inter pares, will ich versuchen, alle Interessen der Schule wie in einem Brennpunkte in mir zusammenfließen zu lassen, um ihnen sodann am rechten Orte einen würdigen und ersprießlichen Ausdruck zu geben. Kategorisch fordere ich von allen Arbeitern dieser Schule nur Pünktlichkeit in der Pflichterfüllung, Gemeinschaftlichkeit der Arbeit und Unterwerfung der Einzelarbeit unter das Gesetz der Schule, den Lehr-, Stoff- und Zielplan.

„Die Pünktlichkeit ist die äußere Seite der Pflichterfüllung, die, unabhängig von der Begabung, in jedes Einzelnen Hand liegt. Sie ist meist ein Gradmesser für die innere Lebenswärme einer Schule und entscheidet in der öffentlichen Meinung meist über Achtung oder Mißachtung derselben.

„Nur bei Gemeinschaftlichkeit der Arbeit, wenn eins in das andere greift und eins durch das andere gedeiht und reift, nur bei Gemeinschaftlichkeit der Erziehungsaufgabe, wenn jedes Kind jedem Lehrer auf die Seele gebunden ist, nur bei Gemeinschaftlichkeit der Standesehre und des Standesinteresses, wenn einer für den anderen eintritt, ihn deckt, vertritt und erzieht, nur dann

können die Aufgaben eines vielgliederigen Schulkörpers erfüllt werden.

„Nur in der Unterwerfung des Einzelnen unter den Lehrplan der Schule liegt die Bürgschaft, daß aus Stückarbeit ein Ganzes wird. Willkür des Einzelnen hieße Störung des Ganzen. Frei ist der Einzelne in der Methode, gebunden im Stoffe. Viele Hände und Köpfe, aber nur ein Pulsschlag der Pflicht und eine einheitliche Bauidee! An dem Rektor ist's, auf Grund des Lehrplanes die Einzelarbeit in das rechte Lot gemäß dem Bauplane zu rücken.

„In Bezug auf die Schulkinder soll nicht unsere Behaglichkeit oder Rechthaberei, sondern das leibliche und geistige Wohl der uns anvertrauten Jugend die oberste Rücksicht sein. Unterrichten, d. h. dem Geiste die Richtung auf Erkenntniswahrheiten geben, ist eine große Aufgabe und eine schwere Kunst, aber erziehen, d. h. dem Herzen und Leben der Kinder einen starken, sicheren Zug zum Höchsten und Besten geben, sei uns eine noch größere. „Wer unterrichten will, muß etwas wissen, wer erziehen will, muß etwas sein."

„In unserem gegenseitigen Verkehre gelte der Wahlspruch: Zwischen uns sei Wahrheit, Liebe und Vertrauen! Die Wahrheit macht frei vom Irrtum und zeigt der Arbeit die rechten Wege. Die Liebe trägt und hebt, versöhnt und verschönt. Das Vertrauen macht die Arbeit leicht und fruchtbar, den Verkehr innig und erziehlich.

„Und nun nehmen Sie mich auf in Ihre Mitte mit Vertrauen und wagen Sie's mit mir! Der Vater droben aber spreche sein Ja und Amen zu unserer heutigen Bundschließung!"

13. Woran die Volksschule in N. krankte, und wie man ihr zu helfen suchte.

Nur einen Monat war ich wirklich Rektor der Volksschule, dann rückte ich zum Rektor der Bürgerschulen auf.

Als solcher verwaltete ich vertretungsweise noch 5 Monate lang das erledigte Rektorat der Volksschule.

Um inmitten des Schuljahres so wenig wie möglich im Schulgetriebe zu stören, behielt ich das ganze Winterhalbjahr hindurch meine zwölf Unterrichtsstunden in der Volksschule, wo ich nötiger als in der Bürgerschule war.

Die Volksschule in N. hatte gegen die Kirchschulen mancher anderen Städte einen entschiedenen Vorsprung. Sie bildete eine organische Einheit, war nach pädagogischen Grundsätzen eingerichtet, seit einer Reihe von Jahren durch Fachmänner geleitet und rekrutierte sich aus der ganzen Stadt, nicht aus getrennten Kirchspielen. Das Schulgeld wurde aufgehoben und damit den ärmeren Volksschichten eine Last abgenommen, für den Magistrat aber eine Quelle ärgerlicher Mühen und Streitigkeiten verstopft. Dieser Schritt der städtischen Behörden zeigte, daß N. unter der Fahne eines gesunden Fortschrittes marschierte. In der Schulgeldbefreiung sah man einen Wechselbegriff des Schulzwanges, in der Erziehung des künftigen Geschlechts für das Leben in Gemeinde und Staat eine öffentliche Pflicht. Nicht die armen, kinderreichen Eltern, sondern die Gesamtheit der Bürgerschaft sollte diese Last tragen.

Das war alles gut; aber an schweren Mißständen krankte die Schule. Daß die Schulhäuser schlecht und gesundheitswidrig, die Lehrmittel dürftig waren, das gehörte noch zu den geringeren Übelständen. Die drei schlimmsten Hemmnisse für den gedeihlichen Fortgang der Schularbeit waren: die Schulaufnahme, die Schulentlassung und die Schulversäumnisse. Zuerst die Schulaufnahme!

Ostern war in N. wie fast überall der gesetzliche Schulaufnahmetermin. Es wurden hier wie anderswo sorgfältig aufgestellte Listen mit den Namen der Schulpflichtigen unter den Leitern der verschiedenen Schulanstalten in Umlauf gesetzt und die Mahnglocken laut genug geläutet, um die gelichteten Schulräume mit neuen Rekruten zu füllen.

Doch bis in die dunkelsten Quartiere der Stadt drang der Schall nicht, oder man hielt sich die Ohren zu. Das neue Schulschiff wollte die Anker lichten, aber viele der kleinen Passagiere trieben sich noch am Strande umher, warfen sich mit Kieseln, schlugen dem Schiffer ein Schnippchen und riefen ihm zu: „Fahr nur hin! Wir kommen später auch noch mit!"

Unter diesen Umständen war es unmöglich, gleich Ostern frisch in das Meer der Schularbeit zu stechen. Also halten, warten und lavieren!

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche fanden sich mehr der säumigen Passagiere ein. Hatte die Arbeit einen Anlauf genommen, so hieß es: „Halt, zurück und die neuen Ankömmlinge eingeschifft!" So ging das fort bis Pfingsten, ohne daß die Arbeit merklich von der Stelle rückte.

Gegen Pfingsten waren die Mahnglocken der Behörden verklungen, und die noch nicht Eingeschulten erfreuten sich lieber der Sommerfrische im Freien als des Brodems in dumpfer Schulenge. Die Schularbeit mußte endlich in regelmäßige Bahnen einlenken, obwohl noch die Hälfte der Schulpflichtigen fehlte.

Beim Beginn des Winterhalbjahres erfolgte eine dringendere Mahnung an die Eltern der kleinen Schulflüchter, — und nun stellten sich 70—80, im Jahre 1871 gar 98 Spätlinge in unverdorbener Unwissenheit ein und wollten nun in halber Zeit die ganze Jahresfahrt machen. Wozu gab's denn Telegraphen, Nürnberger Trichter und Dampfmaschinen?

Doch noch immer war der letzte Nachschub nicht erschienen. Die Listen hatten mittlerweile ihren langsamen Rundgang durch alle Schulanstalten vollendet, und die Fehlenden waren festgestellt. Unverzüglich wurde nun durch Geldstrafen dem Bildungsdrange der Säumigen unter die Arme gegriffen. Ein Strafbefehl zu einem Thaler wirkte: Ende November war endlich der Jahrgang vollständig eingeschult. Alle Räume füllten sich bis zum Überlaufen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Arbeit des Lehrers in den Unterklassen! Jede Klasse zeigte drei verschiedenfach geförderte Kindergruppen, von den Abstufungen dazwischen zu schweigen! Eine Lehrerkraft sollte sich nun dreistrahlig wirksam machen in einem Kinderheere von 70—80 Köpfen, von denen keiner der Lehrerhilfe entbehren konnte.

Es gehörte hohe pädagogische und methodische Weisheit und eherne Geduld dazu, um in das Chaos von Altern, Köpfen und Standpunkten etwas Licht zu bringen. Gerade auf der Unterstufe bedarf jedes Kind der ganzen Lehrerhilfe, da die Selbstthätigkeit noch in den Windeln liegt. Die Beschäftigung der einen Abteilung ist meist das Zeichen zum Müßiggange und zur störenden Unruhe der anderen. Eine Lehrerkraft kann nirgends, am wenigsten im ersten Schuljahre, gleichzeitig vollständig wirksam nach drei Seiten sein. Sie zerlegt sich in abgeschwächte Strahlen, wenn sie genötigt ist, sich gleichzeitig verschiedenen Graden der geistigen Hilfsbedürftigkeit anzupassen.

Die immerwährende Teilung der Zeit und Kraft, das unabläſſige Futterzuschneiden und Austeilen nach allen Seiten, die erschwerte Handhabung der Disziplin, der Schneckengang des Fortschrittes, der oft störende und doch wenig förderliche Helferdienst älterer Schüler u. a. geben der Arbeit des gewissenhaften Lehrers eine unruhige Hast und seiner Stimmung eine gewisse Reizbarkeit.

Bei weniger ängstlicher Gewissenhaftigkeit wappnet sich der Lehrer mit Gleichmut, ja mit Gleichgiltigkeit und läßt das Rößlein ohne straffe Zügelführung so hintraben.

So steht's um den Lehrer. Wie aber stand's um die Kinder? Am schlimmsten waren die Spätlinge dran. Sie waren sich, dem Lehrer und der Schule zur Last. Sie engten den ohnehin knappen Raum ein und hemmten den Fortschritt der schon Geschulten, indem sie unabläſſig störten. Wer konnte es ihnen verdenken? Nur der Tod steht still, aber das

Leben treibt und regt sich, besonders in solchen kleinen Herzen, Händen und Beinen. Und etwas thun muß doch der Mensch, wenn er nicht schlafen darf! Also spielten, plauderten, aßen und knufften sich die kleinen Leute! Dem Unterrichte konnten sie bei dem gänzlichen Mangel an Verständnis und Interesse nicht folgen.

Zucht ist aber der Zaun um die Arbeit, ohne sie giebt's keine Frucht. Die kleinen Unglücklichen waren's, die — ohne Böswillen! — den Zaun niederrissen. Der Lehrer mußte ihn wieder aufrichten durch Mahnungen und durch Strafen. Jeden Augenblick war der geistige Strom unterbrochen, ja der Leitungsdraht zerrissen.

So hängten sich die kleinen Spätlinge als Bleigewicht an den Lehrer und seine Arbeit und hemmten den Fortschritt. Sie selber verloren dabei alle Freude und alles Interesse an der Schule; sie wurde ihnen zur Marterkammer. Der Geist wurde nicht geweckt, sondern eingelullt, ihnen also in jeder Hinsicht mit dem verspäteten Schulgange ein schlechter Dienst erwiesen.

Man kann nicht laut genug das thörichte Vorurteil bekämpfen, als ob das Stillsitzenlernen der Zweck des ersten Schuljahres sei. Bei diesem wichtigen Geschäfte käme es allerdings auf ein paar Monate Lehrzeit weniger oder mehr nicht an. Aber unthätiges Stillsitzen ist ja die grausamste Tortur an dem kindlichen Leibe und Geiste. Das Stillsitzen darf nur aus dem Interesse an der Schularbeit folgen, muß also unwillkürlich, nicht aber ein abgesondertes Schulziel sein.

Das erste Schuljahr ist entscheidend für das ganze Schulleben; es bestimmt die Richtung und Kraft der Entwicklung. Daß in der vierstufigen Volksschule nicht wenig 13- bis 14jährige Kinder noch in den dritten Klassen saßen, das war zum guten Teile die Frucht jener Verwahrlosung des Schulanfangs.

Was konnte nun geschehen, um das Übel in etwas unschädlich zu machen?

Das System der Schule war vierklassig, so daß bei regelmäßigen Verhältnissen das Kind zwei Jahre in jeder Klasse saß. Jede Klasse hatte zwei Abteilungen von verschiedener Entwicklungsreife, die denselben Lernkursus mit geringen stofflichen Abänderungen zweimal durchliefen.

Dies System eignet sich für eine Volksschule, wo öftere Schulversäumnisse, störende Eingriffe des Hauses in die Arbeit der Schule, mangelnder häuslicher Fleiß, unzureichende Lehr- und Lernmittel, leibliche Entbehrung, physischer Druck u. a. eine Wiederholung desselben Lernkursus und eine Verschärfung des erziehlichen Einflusses von demselben Lehrer wünschenswert machen.

Etwas anders gestaltet sich die Sache in der Unterklasse, wo die zwei getrennten Abteilungen — zu denen in N. durch die Nachzügler noch eine dritte kam — auch getrennt unterrichtet werden müssen. Der Lehrer muß seine Zeit und Kraft zwischen 2 oder 3 Haufen teilen und vermag beim besten Willen doch nicht, alle Kleinen immer zweckmäßig zu beschäftigen. Seine Arbeit wird durch die drei verschiedenen Haufen vervielfacht, sein Arbeitserfolg aber geteilt.

Die Erfahrung ist der höchste Gerichtshof. Und dieser forderte eine einfache Umgestaltung des bisherigen Systems. Aus den sieben parallelen Unterklassen wurden beim Beginn des Winterhalbjahres die Nachzügler und Nichtskönner ausgeschieden und zu einer besonderen gemischten Klasse vereinigt. Die übrigen, bereits geschulten Abteilungen wurden in eine getrennte Ober- und Unterstufe geschieden. Jede Abteilung bildete nun eine eigene Klasse für sich, und eine Lehrkraft gehörte ihr ganz und stets. Das Schulsystem war dadurch fünfstufig geworden. (Die ausgemerzte gemischte Klasse war ein ungesunder Auswuchs am Schulkörper und konnte für das System nicht in Betracht kommen.)

Um auch den erziehlichen Einfluß desselben Lehrers den Kindern mindestens zwei Jahre zu erhalten, sollte jeder Lehrer seine Schüler durch beide Stufen der Unterklasse fortführen. Der Lehrplan der Gesamtschule erlitt durch diesen kleinen Systemausbau nur eine unwesentliche Abänderung.

Und was geschah nun mit dem Bodensatze, der nach dem Gärungsprozesse im Herbste 1871 sich niederschlug? Nach und nach war daraus eine Klasse von 130 Kindern geworden, also reichliches Schülermaterial für zwei Klassen. Wegen Mangels an Raum und Lehrkräften mußte die Teilung unterbleiben. Die Ablagerung hatte aber für die Gesamtschule einen doppelten Vorteil: die ungeschulten Kinder störten nicht mehr die Arbeit der sieben Unterklassen, hemmten nicht mehr die Fortschritte ihrer Mitschüler, reizten nicht mehr den Lehrer und langweilten nicht mehr sich selber, sondern lernten etwas.

Ende Oktober wurde mit ihnen der Unterricht von vorn angefangen; durch fleißige Sprech-, Lese-, Schreib- und Rechenübungen wurden vor allem die Zugangswege der menschlichen Erkenntnis fahrbar gemacht. Ich selbst übernahm den Unterricht dieser Ausschußklasse. Einerseits lockte mich die schwere Aufgabe, anderseits wollte ich einem andern die Bürde nicht zuschieben.

Der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Nach fünfmonatlicher Schulung war über die Hälfte der armen Ausschüßler versetzungsreif für die folgende Klasse, hatte also ein Schuljahr gewonnen. Gegen ein Viertel des Haufens hatte einen guten Anlauf genommen, war aber noch nicht weit und sicher genug gefördert, um versetzt zu werden. Ostern kehrten sie mit erhöhter geistiger Beweglichkeit zum Anfange zurück. Nicht ganz ein Viertel war Rohmaterial geblieben. Die Kinder dieser Gruppe waren entweder gar nicht oder nur wenig zur Schule gekommen. Eine Anzahl davon wurde im Januar wegen zurückgebliebener körperlicher Entwicklung, wegen Störungslust und wegen Mangels an Raum bis Ostern beurlaubt.

Wer in der Schule nicht förderlich beschäftigt werden kann, den soll man auch nicht auf den Schulbänken zurückhalten. Die Schule ist keine Sitz-, sondern eine Lehranstalt.

Das Ergebnis meiner Säuberungsmaßregel kann sogar ein hocherfreuliches genannt werden, wenn man all die ungünstigen Faktoren in das Produkt mit einrechnet: Ein Dutzend Schüler langte erst vor Weihnachten an. Andere versäumten monatelang die Schule. Ungewöhnlich viele Erkrankungen an Masern und Pocken lichteten die dichten Bankreihen. Nur 18 Kinder hatten in den Monaten November, Dezember und Januar nicht gefehlt. Für die übrigen wies die Versäumnisliste in drei Monaten 1543 versäumte Schultage, also durchschnittlich für jedes Kind 2½ Schulwoche, nach.

Nirgends schneidet aber die Schulversäumnis schmerzlicher in die Schularbeit ein als auf der Unterstufe, wo jeder Tag etwas Neues bringt.

Sollte das Ergebnis der Unterklassenarbeit gesteigert und gesichert werden, so mußte dem Übelstande der regellosen Schulaufnahme die Axt an die Wurzel gelegt werden. Dem Magistrate legte ich klärlich und dringlich dar, daß nur eine jährliche Schulaufnahme zu Ostern stattfinden dürfe, und daß diese spätestens vier Wochen nach Ostern unwiderruflich geschlossen sein müsse. Alle Nachzügler seien meist für das Schuljahr verloren, und ohne vernünftigen Anfang könne man keinen gesegneten Fortgang der Bildungsarbeit erwarten. Sei aber der doppelte Aufnahmetermin durchaus nicht zu beseitigen, so müsse alljährlich im Herbste jene Abzugsklasse eingerichtet und der letzte Appell an die Eltern der Schulpflichtigen 14 Tage vor statt nach Michaelis gerichtet werden.

Zu meiner Freude überzeugte ich den Schuldezernenten und damit den Magistrat von der Notwendigkeit einer Änderung. Die von mir vorgeschlagene Maßregel wurde angeordnet, durchgeführt und damit ein alter, schwerer Krebsschaden geheilt. Heute wird man kaum noch begreifen können, wie

ein geordnetes Schulwesen derartige Beinschellen so lange mit sich herumschleppen konnte.

Nun zur Schulentlassung!

Das Ende der Schulfahrt war in N. fast einzig in seiner Art. Wie ein Stück Aberglauben hatte sich hier die Meinung in den Köpfen seßhaft gemacht, daß mit der Vollendung des 14. Lebensjahres der Schulzwang seine Endschaft erreicht habe. Manche Eltern behielten von da ab mir nichts dir nichts ihre Kinder daheim und ließen den Lehrer Versäumnislisten schreiben, so viel er wollte. Andere baten beim Magistrat um Entlassung ihrer Kinder aus der Schule. Der Wohllöbliche verlangte auf Grund einer Prüfung durch die betreffenden Kirchspielspfarrer ein Zeugnis darüber, „ob die fraglichen Kinder die für einen vernünftigen Menschen ihres Standes erforderlichen Kenntnisse gefaßt hätten?“ und verfügte die Entlassung, wenn der Prüfling dies Zeugnis von seinem Geistlichen beibrachte. Nichts war aber leichter, als dies Zeugnis zu erhalten, da die Geistlichen sehr niedrige Anforderungen stellten und mit der Schularbeit und Schulleitung nicht die mindeste Fühlung hatten oder suchten.

Das geschilderte Entlassungsverfahren bewegte sich zwar in dem Rahmen des Gesetzes, freilich eines Gesetzes aus den Zeiten des großen Friedrich, nahm sich aber in unseren fortgeschrittenen Verhältnissen fast wie ein Hohn aus. Es bewies, wie notwendig ein zeitgemäßes Schulgesetz sei, das wie ein wohlthätiger Schwamm allerlei Mißstände wegzufegen habe.

Nirgends wurde der oben erwähnte Paragraph des Allgemeinen Landrechts rücksichtsloser ausgenutzt als in N. Die erste Knabenklasse schmolz unter seiner Wirkung bis auf 15 Schüler zusammen und mußte mit einer gleichfalls stark verminderten Parallelklasse vereinigt werden. Der dadurch frei gewordene Lehrer konnte in eine an der Bürgerschule entstandene Lücke geschoben werden. Auch die Mädchenoberklasse verlor im Laufe des Schuljahres nach und nach 19 Schülerinnen.

So krankte die Volksschule oben wie unten. Weder der Anfang noch der Abschluß der Schularbeit war natürlich und vernünftig. Nicht die Pädagogik, sondern das Herkommen hatte Ordnungen geschaffen, die eigentlich recht unordentlich waren.

Davon überzeugte ich den Schulvorsitzenden durch Gründe und Thatsachen, wenngleich sein Rechtsgewissen nicht von der landrechtlichen Festsetzung loskommen konnte. Ihn überzeugen hieß aber stets ihn zu thatkräftigem Thun anregen. Mit seiner Hilfe gelang es, wenn auch allmählich, die Schulentlassung im schuldienlichen Sinne zu regeln. Zuerst wurde mit Genehmigung der Regierung eine Erschwerungs- und Verschiebungsinstanz eingerichtet, indem die Bezirksvorsteher vorab die Dringlichkeit der Entlassung wegen häuslicher Notstände begründen und beglaubigen mußten.

Sodann wandte sich der Magistrat in einer Bekanntmachung an die bessere Einsicht und den guten Willen der städtischen Bevölkerung und wies darauf hin, wie gemeinschädlich das rücksichtslose Pochen Einzelner auf ein Recht und einen Brauch sei, der ungesunde Neubildungen im Schulkörper während des Schuljahrs nötig mache.

Endlich wurde der Superintendent und Kreis-Schulinspektor nach eingehenden Beratungen bewogen, mit den Geistlichen jährlich nur zwei Prüfungstermine — vor Ostern und vor Michaelis — zu vereinbaren und abzuhalten, an denen die für die Entlassung angemeldeten Schüler zu prüfen seien. Nach einem günstigen Prüfungsbefunde sollte dann die Entlassung zu Ostern oder Michaelis erfolgen.

Zu erfreulichem Abschluß gelangte die Sache zuletzt durch eine von der Regierung, infolge unserer dringenden Vorstellung, erlassene Verfügung, wodurch das Maß der Schulkenntnisse für einen entlassungsfähigen Volksschüler klar festgesetzt wurde. Es deckte sich mit den Zielen unserer Oberklasse und konnte in der Regel nur durch achtjährigen Schulbesuch erreicht werden.

Die Geistlichen überließen hinfort die Abhaltung der Entlassungsprüfung den Rektoren. Diese aber hielten so streng an dem behördlichen Bildungsmaße fest, daß nur selten ein Schüler inmitten des Schuljahres bestand und entlassen werden konnte.

Damit hörte das langsame Hinsiechen der Oberklassen, das allmähliche Hinschwinden des Interesses und des Fleißes auf, und der Bildungsbau erhielt einen festen Schlußstein.

Doch aller guten Dinge müssen drei sein, der schlimmen diesmal auch. Der dritte Übelstand, der den stetigen Fortschritt der Arbeit verlangsamte, waren die Schulversäumnisse.

Hörte man die Berichte aus unlängst vergangenen Tagen darüber, so war's 1871 noch goldene Zeit. Damals sollte die Polizei Jagd auf die Schulflüchter gemacht und sie wie Wild aus Feld und Wald zusammengetrieben haben. Alle ohne Bücher, etliche aber schon mit Tabakspfeifen, seien sie zerrissen und verwildert in der Schule erschienen und dort nur durch eisernen Zwang festgehalten worden. So lang wie der Leib, so dick sei die Unwissenheit, so schmutzig wie die Kleidung, so roh sei das Betragen gewesen.

So fand ich's nicht mehr. Meine tüchtigen Vorgänger hatten auch in dieser Hinsicht deutliche Spuren ihres Wirkens hinterlassen. Aber wenn auch besser, so doch noch lange nicht gut war der Schulbesuch. Noch immer war hier Verdienst übrig. Und auch ein verhältnismäßig günstigerer Zustand darf nie zum Schlummerkissen werden. „Vorwärts!" heißt der Marschbefehl und „Entwicklung" die Losung des rechten Lebens und Strebens, auch für die letzte Volksschule. Nur wenn es uns gelingt, auch in den untersten Volksschichten die Spuren der Herzens- und Geistesbildung immer tiefer und bleibender zu ziehen, nur dann bauen wir am Dome wahren Menschentums und helfen in Christi Sinn das Los der „Enterbten" bessern und ihr Glück erhöhen.

Das ist aber ein langsames Werk, und viele Steine, Steinchen und Kalkbröslein müssen herbeigetragen und gefügt werden. Der Kampf gegen Mißbräuche ebnet den Baugrund. Ein einzelner vorläufiger Erfolg darf nie den Blick auf höhere Ziele umnebeln und zum Behagen der Ruhe verführen.

Von diesem Standpunkte aus bekämpfte ich die Schulversäumnisse, da sie die Bildungsarbeit ganz ungemein erschweren. Das letzte Jahr war besonders ungünstig gewesen. Eine Pockenseuche war umgegangen und im Winter eine Masernepidemie gefolgt. Das erklärte eine Steigerung der Schulversäumnisse. Nicht wenige Kinder unserer Schule waren von den Seuchen befallen worden. Andere wohnten in Häusern, wo die Seuche ihren Einzug gehalten hatte. Um sie nicht zu wandernden Krankheitsverbreitern werden zu lassen, verbot ihnen die Gesundheitspolizei den Schulbesuch. Das machten viele andere wieder zur Maske mutwilliger Schulflucht, und Wahrheit oder Lüge war nicht immer leicht festzustellen.

Die Abnahme der Seuchen brachte keine Verminderung der Schulversäumnisse. Die Klagen der Lehrer über unentschuldigte Schulversäumnisse — bei aller Rücksicht auf die häuslichen Verhältnisse und bei zahlreichen Urlaubsbewilligungen — dauerten fort und wurden immer lauter, als die regelmäßigen Anzeigen und Strafanträge nicht den mindesten Erfolg hatten. Nicht wenige Lehrer erlahmten in der traurigen Pflicht des Anzeigens und suchten sich so gut wie möglich selbst zu helfen.

Eine bösartige Gattung von Schulschwänzern — etwa 20 an der Zahl — ließ sich als Fabrikarbeiter und Handlanger anwerben und spottete über die Bemühungen der Lehrer, sie zur Schule zwingen zu wollen, oder strolchte und streikte auf Landstraßen und an Zäunen umher. Die ganze Schule hatte 71 gewohnheitsmäßige Schulflüchter.

Der Stadtrat für die Polizeisachen, statt buchstäblich nach der behördlichen Vorschrift für die Behandlung der Schulversäumnisse zu verfahren und streng mit Strafen vorzugehen,

ließ sich in seiner Gutherzigkeit die schwere Mühe nicht verdrießen, alle diese Strolche, Stromer und Schwänzer in ihrer Behausung aufzusuchen und den Ursachen der Versäumnis nachzuforschen.

Entweder war es Faulheit oder Liederlichkeit oder nackte Armut oder Krankheit von Familienangehörigen. Nun mußten zuerst die Quellen des Übels verstopft werden! Der Bosheit und Faulheit wurde unerbittliche Strenge als einzige Arznei in Aussicht gestellt und endlich auch verabreicht. Der Bedürftigkeit wurde Nahrung und Kleidung von milden Gebern verschafft. Ein Stadtrat erwarb sich durch seine warmherzige Fürsorge für die Elenden den Ehrennamen „Vater der Armen". Waren dringende häusliche Notstände amtlich nachgewiesen, so erteilte die Schulverwaltung solchen Kindern, die als Stütze kranker und siecher Angehörigen dienen konnten, auf längere Zeit Urlaub.

So wurde auch das dritte Übel wenigstens gemildert, wenn auch nicht ganz beseitigt. In manche Tiefen kann nie volles Licht dringen; man muß sich mit der Dämmerung behelfen.

Daß ich als Neuling alte, lange ertragene Mißstände geißelte und ihnen scharf zu Leibe ging, schalten manche Tadelsucht und Überklugheit. Mit Unrecht! Ich that nur, was ich mußte, und erntete nur, was die Zeit gereift hatte.

Schon meine Vorgänger hatten den Kampf begonnen, den ich mit frischer Kraft und unter günstigeren Umständen — durch die thatkräftige Unterstützung des Schuldezernenten — fortsetzte.

Jeder neue Anfang bringt neue Aufgaben, steckt neue Ziele, legt neue Pflichten auf und giebt neue Anstöße. Und gerade das fremde Auge sieht am schärfsten Mängel und Schäden. Wer lange mitten drin steht, dem wird selbst die Häßlichkeit erträglich. Die Gewohnheit nimmt dem Auge die Schärfe des Blicks und dem Willen die Energie der That.

Scharf sehen und frisch wollen: das kennzeichnet die neue Kraft im neuen Amte. Der Volksmund spricht diese Wahrheit schlicht und derb in dem Sprichworte aus: Neue Besen kehren gut!

Nur ein halbes Jahr kehrte ich mit dem Eifer des Neulings. Dann legte ich die neuen Anfänge in die Hände eines tüchtigen und gewissenhaften Nachfolgers, der sie einsichtig pflegte und höheren Entwicklungszielen zuführte.

Meine kurze, aber nicht leichte Arbeit an der Volksschule erntete mehr Lob und Lohn, als ich je zu hoffen gewagt hätte. Ich gewann durch sie ein unschätzbares Kleinod: das unbedingte Vertrauen des trefflichen Schuldezernenten.

14. Die Frau Rektor.

Man hatte mich zur „Rektorprobe" nach N. berufen. Ich zog an der Klingel der Rektorwohnung. Schallend fuhr der Klingelschrei durch den langen Flurgang. Die Thür öffnete sich, und eine kleine, feine, noch mädchenhafte Frauengestalt stand vor mir. Tiefe, ruhige Augen schauten mich aus einem bleichen, schönen Antlitz fragend an.

„Kann ich den Herrn Rektor sprechen? — Ich bin der und der!" stellte ich mich vor.

„Mein Mann weiß von Ihrem Kommen, ist aber jetzt nicht daheim. Treten Sie doch ein, er kann jeden Augenblick kommen!" sagte sie langsam mit wohlklingender Stimme.

„Lassen Sie mich dann lieber zu gelegener Zeit wiederkommen!" erwiderte ich. „Ungern möchte ich als Störenfried in Ihre Häuslichkeit brechen."

„Sie stören durchaus nicht!" war die ruhige Antwort. „Man darf sich nicht stören lassen! Für Unvorhergesehenes muß sich in einem ordentlichen Haushalte stets ein Räumchen finden. Ordnung lehrt Zeit gewinnen, und so am Schnürchen laufen die Verrichtungen selten ab. Geräuschlose Verschiebungen

muß sich jeder Tagesplan gefallen lassen. Es ist ein trauriges Bild, wenn jede kleine Änderung einen Wirrwarr im Hause hervorruft und die Stimmung verdirbt!"

„Sie begründen so überzeugend, daß ich's daraufhin wage, einzutreten und zu warten!" sagte ich, äußerst wohlthuend von dem sichern, ruhigen Wesen der kleinen Frau Rektor berührt.

Ich wurde in ein großes, schönes Zimmer geführt, das gleichzeitig Schönheit, Ordnung und Behagen atmete. In einem Nebenzimmer ließ sich eine Kinderstimme hören: „Mama! Mama! Komm doch zu Willy!"

„Ich kann nicht, mein Kind, ich habe Besuch!" war die Antwort.

„Mama soll Willy holen! Willy will auch Besuch haben!" scholl es aus dem Kinderzimmer.

„Nicht holen! Willy kann selber kommen, er hat ja zwei Beinchen!" sagte die junge Mutter und fügte zu mir gewandt hinzu: „Da werden Sie einstweilen den Sohn statt des Vaters haben!"

Die angelehnte Thür öffnete sich; ein noch nicht dreijähriges zartes Knäblein kam herein, sah scheu nach mir, stutzte und blieb stehen, lief dann rasch auf das Mütterlein zu, wurde auf ihren Schoß gehoben und sah mich nun von dieser sichern Burg aus mutig an. Die Augen in dem blassen Kindergesicht glichen blitzenden Sternen.

„Willst Du dem Onkel nicht eine Hand geben, Willy?" fragte die Mutter und zeigte nach mir. Willy schüttelte das Köpfchen.

„Mama will es aber haben!" sagte sie.

Er sah der Mutter ein Weilchen in die Augen; die blickten ruhig und stetig wie immer.

„Mama will es haben?" fragte das Kind zweifelnd. Sie nickte in ihrer bestimmten Weise, die keinen Widerspruch litt, und zögernd glitt das Kind von dem Mutterschoße, kam

auf mich zu und gab mir ein Händchen, hielt sich aber so fern wie möglich.

Ich zog das liebliche Bürschlein zu mir heran und wollte es auf die Kniee heben. Ängstlich drehte der Knabe sein Köpfchen nach der Mutter herum. Diese nickte ganz bestimmt und hob den rechten Zeigefinger; da ließ sich der Knabe willig aufnehmen.

„Sie haben eine Weise, die jeden Widerspruch und Widerstand sofort lähmt!“ sagte ich bewundernd. „Die wortkarge Erziehung ist die wirksamste. Nichts ist kläglicher und peinlicher als die Verhandlungen mit Kindern über Gehorsam oder Ungehorsam.“

Die Frau Rektor erwiderte: „In der Unterordnung unter eine Autorität liegt das Glück, in der Auflehnung dagegen das Unglück des Lebens. Gönnt man seinen Kindern Glück, so soll man sie willig zum Gehorsam machen. Man gehorcht gern einem Herrn und Meister, der überzeugt, indem er uns gebietet. Elterngebot muß diese überzeugende Kraft haben. So fangen wir bei unsern Kindern die große Lebensarbeit der Selbstüberwindung an.“

Ich staunte im stillen über die ruhige Würde und reife Einsicht der jungen Frau, die kaum 25 Jahre alt sein konnte, und fühlte in mir etwas wie Scheu vor ihrer königlichen Weise. Leise und geräuschlos war ihr Tritt und Griff, ruhig, fast kühl und gemessen ihr Wort, klar und ruhig wie der Polarstern der Blick ihres Auges, „und eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit“.

Ich befaßte mich nun mit dem herzigen Bürschlein. Durch das Fenster ließ ich's niederblicken auf einen belebten freien Platz. „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt!“ wandte ich mich an die Frau Rektor. „Drunten das Spiel des Lebens und hier der sichere Schatz! Man könnte Sie fast beneiden!“

„Nicht beneiden, mitgenießen muß man fremdes Glück,

dann wird's unser eigenes! Der Neid ist's, der den Kreis unseres Glückes so verengt; die neidlose Teilnahme erweitert ihn!" meinte die Frau Rektor, und ich mußte ihr von Herzen recht geben.

Während sie nach der Küche ging, plauderte und spielte ich mit Willy, zeigte ihm neue Spiele und gewann seine Zuneigung so völlig, daß er bald wie eine Klette an mir hing. Wie leicht ist's, Kinder zu gewinnen, wenn man sie liebt! Die Liebe schärft das Verständnis für die Dinge ihrer kleinen Welt. Nur wer sich in des Kindes Denken und Empfinden zu versetzen weiß, wird es mühelos zu lenken wissen. Die Liebe ist der Schlüssel zum Kinderherzen, und die Erzieherweisheit muß ihre Gesetze dem kindlichen Leben und Wesen ablauschen. Der Mensch hat nun einmal auf allen Entwicklungsstufen nur Verständnis, Teilnahme und Folgewilligkeit für das Eigene und Verwandte. Für jede Stufe, jede Eigenart, jeden besonderen Fall das Gemäße, wahrhaft Nährende zu treffen, das ist Erziehungskunst.

Als die Frau Rektor wiederkam und unsere gute Kameradschaft sah, da meinte sie lächelnd: „Wenn die Schuldeputation Ihre Erfolge bei meinem Willy sähe, so würde sie Ihnen die Probelektion erlassen! — Nachmittags drei Uhr soll sie stattfinden? Selbstverständlich nehmen Sie mit unserem bescheidenen Mittagsmahle vorlieb!"

Ich wollte Umstände machen, sie aber sagte: „Wozu das? Sie stören in keiner Weise! Nicht einen Tritt brauche ich mehr zu thun. Ich weiß, daß dem Gaste nur dann wohl ist, wenn er sich nicht als Störer der Hausordnung fühlt. Es muß ihm unbehaglich werden, wenn sein Besuch das oberste zu unterst kehrt und alle Beine und Stimmen, Töpfe und Schüsseln mobil macht. Das soll Ihnen erspart bleiben. Sie kommen unangemeldet dazu und lassen sich's als dritter Mann an unserem Tische gefallen! Ein ruhiges, behagliches Gefühl ersetzt die Leckerbissen."

„Sie haben recht — in allem!“ sagte ich dankbar.

„In allem? Wollte Gott! Wie oft richtet uns das eigene Herz!“ seufzte sie.

Draußen scholl die Klingel; rasche und sichere Tritte nahten.

„Mein Mann!“ sagte die junge Frau, ging ihm entgegen und begrüßte ihn innig. „Ich habe Besuch, er gilt aber Dir!“ sagte sie noch vor der halboffnen Thür.

„Ah, da sind Sie ja, lieber Kollege!“ rief mir der Herr Rektor, ein noch junger, hübscher und gewandter Mann, zu und begrüßte mich mit herzlichem Händedruck. An Fortgehen war nun nicht mehr zu denken. Ein pädagogisches Gespräch fesselte uns bald derart, daß wir vergaßen, uns zu setzen. Die kleine, liebe Frau hörte mit dem Thürgriff in der Hand ein Weilchen zu und sagte dann lächelnd: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen; doch nun muß ich — zum Kochtopf eilen!“ Damit verschwand sie geräuschlos.

Das Mahl war einfach, aber wohlschmeckend, dazu gewürzt von Freundlichkeit und guter Rede. Die Lehrprobe lief leidlich ab, und meine Wahl zum Rektor der Volksschule in N. erfolgte. Da ich einige Klassen der Volks- und Bürgerschulen näher kennen zu lernen wünschte, blieb ich über Nacht. Ich wollte mich in einem Wirtshaus einquartieren, aber die Frau Rektor sagte kurz und entschieden: „Bei uns bleiben Sie! Zu uns gehören Sie nun!“ Willy umfaßte mit seinen Ärmchen meine Beine und rief: „Onkel muß da bleiben!“ So mußte ich wohl bleiben und hatte es nicht zu bereuen; ich verlebte einen köstlichen Abend.

Beim Abendessen fragte ich: „Sind auch Lehrerinnen an den Volksschulen angestellt?“

„Nur wenige!“ war die Antwort. „Man glaubt sie den körperlichen Anstrengungen in den überfüllten Klassen nicht

gewachsen. Die meisten derselben zählen 60—80 Kinder; dabei beträgt die wöchentliche Stundenzahl 28—30."

„Das ist zu viel für die schwächere Körperkraft einer Frau!" meinte ich. „Viele sind gegen die Anstellung von Lehrerinnen, weil das Weib den physischen Anforderungen nicht gewachsen sei und zu rasch seine Kräfte verbrauche."

„Dem Übel wäre doch zu steuern!" schaltete die Frau Rektor ein. „Man beschränke die tägliche Stundenzahl auf vier und die Zahl der Schülerinnen in einer Klasse auf 50, dabei werden Lehrerin und Schule gedeihen; das wäre menschenfreundlich und zweckmäßig."

„Jawohl, lieber Schatz!" sagte der Rektor lächelnd. „Das Geld muß aber erst geprägt werden! Wäre die Schulfrage keine Geldfrage, da wollten wir die Dinge noch ganz anders machen."

„Wie viele Lehrerinnen haben Sie an der Bürger-Mädchenschule?" fragte ich.

„Auch nur zwei und die Handarbeitslehrerin!" war die Antwort. „Nicht ungern würde ich die Zahl derselben auf 5—6 erhöhen. Anmutige, frische Lehrerinnen bringen einen schönen Verkehrston ins Kollegium und erleichtern dem Rektor das Schulregiment. Sie sind willig, entgegenkommend, pünktlich, fleißig und für jede Freundlichkeit dankbar."

„Vergiß nicht, lieber Mann, daß sie für die Mädchenerziehung auch n ö t i g sind, daß den Mädchen das Beispiel der Ordnung und Wohlanständigkeit vorgelebt werden muß, — und daß dies recht wirksam nur von Frauen geschehen kann!" meinte die Frau Rektor.

Ich nickte meine Zustimmung und sprach unseren beiden größten Dichtern nach: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!" Und: „Das Weib ist nicht schwach; es giebt starke Seelen in dem Geschlecht!" — Autorität und Liebe erziehen; erstere hat im Vater, letztere in der Mutter den Hauptvertreter. Soll die Schulerziehung

wirklich eine Fortsetzung und Vervollständigung der häuslichen Erziehung sein, so muß sie den väterlichen und mütterlichen Erziehungseinfluß nachbilden. Kraft und Willen bilde hauptsächlich der Mann, Anmut und Sitte das Weib.

„So ergänzen sich Lehrer und Lehrerinnen und vervollständigen den Erziehungseinfluß. Wenn sie nur immer einig wären und sich nicht durch kleinliche Eifersüchteleien entzweien ließen! Wenn sie sich nur mehr über ihre Arbeit verständigten und jedes das andere in seiner Eigenart gelten ließe!"

Die Frau Rektor neigte zustimmend ihr Köpfchen und fügte hinzu: „Wen ich erziehen will, den muß ich genau kennen. Das feinere Räderwerk der weiblichen Interessen und — weiblichen Schwächen kennt nur das Weib. Mädchenempfinden kann nur ein weibliches Gemüt ganz nachempfinden. Es gehört ein volles, liebevolles Verständnis der weiblichen Eigenart dazu, um in der weiblichen Erziehung die rechten Saiten anzuschlagen und die förderlichsten Antriebe zu geben."

Ich fuhr fort: „Daß wir also bei der Erziehung des jungen Geschlechtes der weiblichen Mithilfe nicht entbehren können, steht außer Zweifel. Doch bedauere ich dreierlei bei der Anstellung von Lehrerinnen: 1. Sie entbehren meist einer warmen, behaglichen Häuslichkeit und einer ordentlichen leiblichen Pflege. 2. In dem kritischen Alter, wo die Hoffnung auf Verheiratung mehr und mehr schwindet und die zarten Rücksichten der Herren sich in einen Ton formeller Höflichkeit umstimmen oder ganz aufhören, bemächtigt sich vieler ein gegewisser Mißmut oder ein Sehnen nach einem unerreichbaren Glücke und trübt ihr Wirken. 3. Sie werden früher alt als die Männer und entbehren dann der körperlichen Rüstigkeit und Spannkraft zur Erfüllung ihrer schweren Berufspflichten."

„Für das alles findet sich Rat!" meinte die Frau Rektor. Zu 1.: Viele wohnen bei Eltern, Geschwistern, Freunden oder können sich mit einer Schwester oder Freundin einen gemeinsamen

kleinen Haushalt einrichten. Die Wahl von Lehrerinnen aus derselben Stadt ist darum zu empfehlen.

Zu 2.: Das Unerreichte sieht ja immer besonders verlockend aus, und die Sehnsucht nach einem schönen Familienleben soll niemand einem Frauenherzen übel nehmen. Aber auch hier giebt's einen Ersatz! Eine rechte Lehrerin sieht in ihren Schulkindern ihre Familie und wendet an sie den ganzen Schatz ihrer Liebe. Lehrer- und Rektorenfrauen sollten die Lehrerinnen fleißig in ihren häuslichen Kreis ziehen und ihnen den Mitgenuß des Familienglückes und das Mittragen der Familiensorgen gönnen. Von den Lehrern ist es sehr unrecht, ältere Lehrerinnen nicht gleich aufmerksam und rücksichtsvoll wie junge zu behandeln. Selten findet ein Mensch das Glück so geartet, wie sein Wunsch und Sehnen sich es malte. Jeder muß sich begnügen und mit seinem bescheidenen Teil auskommen lernen, wenn auch im hintersten Herzenswinkel ein stilles Sehnen weiter klingt. Die Lehrerinnen sind da nicht übler dran als andere und werden nicht schlechter zurecht kommen als andere.

Zu 3.: Die Lehrerinnen kommen meist früher ins Amt und erhalten weniger Gehalt und Pension als die Lehrer, warum will man sie nicht im Durchschnitt zehn Jahre früher als letztere in Ruhestand versetzen? Ihre Kraft und Frische würde gewiß auch länger vorhalten, wenn man ihnen wöchentlich nicht über 24 Unterrichtsstunden, keine überfüllten Klassen, nicht zu viel Korrekturen und ein auskömmliches Gehalt gäbe, damit sie sich nicht in den leidigen Privatstunden abzuarbeiten brauchten. Erfrischungsbäder würden auch der häufige familienhafte Verkehr mit befreundeten Häusern und ein geistiger Zusammenschluß unter einander und mit Müttern ihrer Schülerinnen sein."

Ein zartes Rot verklärte das feine Gesicht der Frau Rektor. Ihr Mann nickte mir glücklich zu und sagte: „Einen bessern Anwalt haben die Lehrerinnen nicht als mein Frauchen.

Sie läßt's aber nicht bei gutgemeinten Plänen bewenden, sondern setzt sie in ihrem kleinen Wirkungskreise in Thaten um. Sie ist überhaupt viel mehr eine Frau der stillen That als des lauten Wortes."

„Ich folge dabei meinem Herzen und meiner Pflicht!" meinte sie. „Meinem Herzen! Denn die Lehrerinnen sind mir der liebste und passendste Verkehr. Ich lerne von ihnen, was ich versäumt und vergessen habe, und das Wort erfüllt sich: „Es ist vorteilhaft, den Genius zu bewirten; gebe ich ihm ein Gastgeschenk, so läßt er mir ein schöneres zurück!" Meiner Pflicht! Denn ich bin meines Mannes Gehilfin. Je wohler sich die Lehrerinnen in ihrer Stellung fühlen, desto mehr werden sie leisten. Mir scheint das die höchste Pflicht der Vorgesetzten, die Untergebenen in die rechte Arbeitsstimmung zu versetzen. Wenn nur Frühlingsluft weht, dann öffnen sich die einzelnen Knospen und treiben von selbst."

„Du hast recht, mein einziger Schatz!" sagte der Rektor und sah sein Weibchen ganz entzückt an. „Durch einzelne Schwierigkeiten finden sich Lehrer und Lehrerin leichter, wenn sie die rechte Stimmung und Stellung zur Gesamtarbeit und unter einander gewonnen haben."

„Und daß man die mit dem Herzen und nicht mit Verstandesschlüssen, mit freudiger Berufsliebe und nicht durch Nörgeleien gewinnt, scheint mir zweifellos!" setzte ich hinzu.

Nach einer Pause fragte ich die Frau Rektor: „Dürfte ich nicht Ihre Mittel erfahren, mit denen Sie Ihrem Manne beistehen, die Lehrerinnen für den Beruf zu tüchtigen? Wie sehr ich letzteren zugethan bin, mögen Sie daraus ersehen, daß ich selbst vier junge Damen für den Lehrerberuf und das Examen vorbereitet habe!"

„Das ist sehr schlicht und einfach, kaum der Rede wert!" war die Antwort. „Ich habe ein Kränzchen mit ihnen gebildet, in dem wir Gutes aus der Litteratur und Pädagogik lesen und besprechen. Außerdem teilen wir uns allerlei Be-

obachtungen und Erfahrungen aus Unterricht und Erziehung mit, suchen sie zu begründen und in Zusammenhang zu bringen. Daß ich als kleine Frau Rektor uud als Mutter meines Willy sowie des kleinen Windelhelden Hans auch ein pädagogisches Versuchsfeld habe und ein Wörtchen mitsprechen darf, wissen Sie ja. Außerdem haben die Lehrerinnen Hausrecht bei uns. Zwanglos kommen und gehen sie, sorgen und schaffen, raten und thaten mit uns."

So wurde noch allerlei weiter geredet, alles von Geist und Güte durchhaucht. Die stille Würde der Frau Rektor erschien versonnt durch ihren Geist und ihre Teilnahme, ihr ernstes, gemessenes Wesen durchwärmt von ihrem Gemüte. Erst gegen Mitternacht riß der Faden unserer pädagogischen Unterhaltung.

Desto länger spann der Schlaf seinen Faden in den Morgen hinein. Da klopfte es. „Lieber Mann, es ist Zeit!" schallte eine klare Stimme durch die Thür. Rasch kleideten wir uns an nnd meldeten uns zum Kaffee. Meine ernste Gastfreundin hatte den Kaffeetisch einladend gerüstet. Sie drohte uns mit dem Finger. „Langschläfer! Schon höre ich die Kinder treppauf steigen und sehe Herrn Sch. als Tagsaufseher drunten auf und ab spazieren."

„Sie warten schon, bis ich komme!" erwiderte der Rektor heiter.

„Besser ist's, der Rektor wartet, daß die andern ankommen!" meinte die Frau Rektor. „Ordnung und Pünktlichkeit in einer Schulanstalt hängen von seinem Beispiel ab."

„Jawohl, Du kleine Musterhaftigkeit!" spottete ihr Mann. „Du wirst's noch dahin bringen, daß ich zum Muster aller Rektoren aufsteige. Weißt Du aber nicht, daß so strenge Forderung verborgener Stolz ist?"

Zu mir gewandt, sagte er lächelnd: „Sehen Sie nur diese Augen an! Damit hat sie mich gefangen genommen, als ich sie zum erstenmal im Theater sah."

Ich lächelte und sagte: „Die Gefangenschaft scheint Ihnen nicht drückend und nicht schädlich zu sein. Sie erfüllen des Dichters Wort: „Es ziemt dem edlen Mann, der Frauen Wort und Wink zu achten!" und: „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt!"

„Wenn ich meinen Mann um dies und das bitte, zu diesem und jenem mahne, so denke ich dabei nur an ihn, seine Ehre und sein Glück!" sagte die liebe Frau. „Ich würde es nicht ertragen können, ihn irgendwie mißachtet zu sehen."

Nun stachen wir wieder munter in allerlei philosophische Tüfteleien, ließen uns den Kaffee und das gute Gebäck wacker munden, überhörten dabei aber den Ruf der Schulglocke, die doch nicht gerade schüchtern durch die Korridore kreischte. Dem feinhörigen Ohre der Frau Rektor war der Ruf nicht entgangen. Geräuschlos war sie aufgestanden, hatte aus ihres Mannes Stube die bereit gehaltenen Bücher und seine Brille geholt. Mit der letztern in der Hand trat sie vor ihren Mann, setzte sie ihm auf und trieb ihn zum Gehen.

„Nun haben Sie nicht nur meinen guten Hausgeist und erziehlichen Beirat, sondern auch mein Gewissen und mein Augenlicht gesehen!" sagte er und küßte das holde Weiblein zärtlich auf den Mund. —

Das war mein erstes Zusammentreffen mit der „Frau Rektor." Nach meiner Übersiedelung habe ich noch einen Monat das Glück gehabt, sie in ihrem Hause walten zu sehen. Dann führte das Geschick die liebe Familie an den Strand der Ostsee, mich aber an den Platz meines Freundes und Kollegen. Der Gewinn einer bessern Stelle war aber ein Verlust des Herzens. Wie würden Leben und Wirken durch die Freundschaft mit dieser Familie gehoben worden sein! „So selten ist es, daß die Menschen finden, was ihnen doch bestimmt gewesen schien, so selten, daß sie das erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff!"

Getrennt durch den Raum, waren wir doch verbunden durch die Liebe. Rechte Liebe ist ewig und allgegenwärtig. Die Jahre kamen und gingen. Nur einzelne Briefe trugen Botschaft vom baltischen Strande nach dem Südfuße des Harzes. Desto mehr Gedankenbriefe flogen hin und her. Der Kindersegen mehrte sich bei unsern Freunden; das vierte forderte der Himmel wieder zurück.

So kam das Jahr 1880 heran. Die Sommerferien brachten uns den längst ersehnten Besuch meines Freundes und seines ältesten Sohnes, meines unvergessenen Lieblings Willy. Das waren Tage, in denen man doppelt lebte und tiefer schöpfte aus dem Glücksbrunnen. Willy war ein zartes Kind geblieben, aber sein Geist war rege, sein Gemüt empfänglich und sein Betragen so musterhaft, wie es von der Erziehung einer solchen Mutter zu erwarten war.

Der Knabe war glückselig in der schönen Natur, in der grünen Gartenwildnis, im Spiel mit meinen beiden jüngsten Mädchen, in meiner Liebe und in der Zuneigung aller im Hause. Als die Scheidestunde schlug, da nahm er mit heißen Thränen Abschied und ließ sich nur durch die Hoffnung auf ein Wiedersehen im nächsten Jahre etwas trösten.

Das neue Jahr brachte den Freunden an der Ostsee ein liebes Mägdlein und mir ein jüngstes Patchen. Persönlich konnte ich nicht bei der Taufe sein, aber der Telegraph trug richtig und pünktlich meinen Glück- und Segenswunsch an das Taufbecken. Daß die Frau Rektor eine Freundin der Lehrerinnen geblieben war, konnte ich daraus merken, daß zwei Lehrerinnen als Mitgevatterinnen das kleine Mariannle aus der Taufe gehoben hatten.

Endlich im Sommer 1881 konnte ich die lieben Freunde auf acht Tage heimsuchen. Was soll ich von diesen acht Tagen sagen? Sie schienen aus dem Leben des Paradieses, der Zeit ohne Zeit, herausgeschnitten. An der Frau Rektor, nun Mutter von fünf Kindern, waren die letzten zehn Jahre

nicht spurlos vorüber gegangen, aber sie war noch immer eine anmutige Frau. Ernst mit Güte, Bestimmtheit mit Milde, Frauenwürde mit Gattenzärtlichkeit kennzeichneten ihr Wesen.

Wenn ich sie von früh bis spät geräuschlos und sicher in ihrem schönen Hauswesen walten sah, da dachte ich: „Selig der Mann, der solch ein Weib gewann!“ Und ein Schimmer dieser Seligkeit leuchtete aus meines Freundes ganzem Wesen. Man konnte sich kein beglückenderes Ehe- und Familienleben denken. Strahlend von Mutterglück zeigte mir die Freundin mein süßes Patchen in seinem schneeweißen Bettchen und legte mir das reizende, lächelnde Dingelchen in die Arme.

Mein herzlieber Willy, bereits zum Quartaner aufgerückt, ging nicht von meiner Seite. Was gab's da nicht alles zu fragen und zu erzählen! Am ergötzlichsten waren unsere Marktgänge. Allerlei drollige Bilder griffen wir aus dem Volksgedränge auf, und höchlich belustigt wiederholte er das haarsträubende Deutsch einiger Marktschreier mit grell bemalten Schauderbildern. Auch Hans und Grete waren gar bald meine guten Freunde und zankten sich um meine Hände und meinen Schoß. „Onkel Polack“ war ich bei jung und alt, und auf den Wellen der Liebe wurde ich gewiegt wie die Gondel auf dem stillen Teiche.

Wie gut waren die Kinder erzogen! Fröhlich, lebhaft und klug waren sie alle und mit dem Schnäbelchen frisch voran, aber ein Blick, ein Wort hielt das Mühlrad an und staute das Wasser. In unsere anregenden Tischgespräche wollte Willy in seinem Herzensdrange und seiner Quartanerwürde auch ab und zu ein Wörtchen sprechen — ungefragt! Aber ein Blick aus dem ernsten Mutterauge legte das Zünglein gefangen, so lange, bis der heiße Herzensdrang es wieder los riß. Da band es ein ernstes Wort des Vaters aufs neue: „Erst hören, dann reden, erst gehorchen, dann befehlen, mein Sohn! Das ist Gottes Ordnung. Du gehörst jetzt noch in die „Hör- und Gehorchklasse“; es geziemt Dir zu

hören, zu schweigen und zu gehorchen, nicht aber vorwitzig andern in die Rede zu fallen."

Da hing das Bürschlein den Kopf, schaute trübe darein und sagte weinerlich: „Nur weil Onkel Polack da ist!" Er meinte nach Kinderweise, mit diesem Besuch wäre der Gurt der strengen Ordnung zeitweise gelöst. „Bei Freunden läßt man leicht sich gehn; man ruht in ihrer Liebe und erlaubt sich eine Laune." Das schien auch Willy zu meinen. Nur an wenigen Ausflügen nahm die Frau Rektor teil. „Mein Reich in Haus und Familie ist groß genug für meine kleine Regierungskunst; ich dehne es nicht gern aus, weil ich sonst meine Kraft und Zeit zersplittern würde!" sagte sie.

Ich fragte nach ihren gesellschaftlichen Beziehungen: „Wir haben sie fast alle gelöst!" war die Antwort. „Die Vielheit solcher Pflichten und Rücksichten verflacht und bringt Unruhe ins Leben, ja nicht selten Unordnung in die Wirtschaftskasse. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles, wenn wir aber uns selbst ganz ungeteilt haben, dann haben wir alles. „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigener Seele quillt."

„Sind Sie hier auch noch der Anwalt der Lehrerinnen?" mußte ich fragen. Sie lächelte in ihrer stillen Weise: „Mehr als je! und eine stattliche Zahl haben wir jetzt. Wir! nicht wahr, lieber Mann? Denn die Lehrerinnen sind auch mein. Sie sind und bleiben mein liebster, jetzt fast einziger Umgang und haben Hausrecht bei uns."

Mit dem bösen Scheiden endete meine schöne Fahrt zum baltischen Strande. Schmerzbewegt standen wir alle am Ufer. Die Schiffsglocke mahnte zum Einsteigen. Nach Rügen, Kopenhagen, Norwegen und Schweden wollte ich weiter ziehen. Schier fassungslos vor Weh war mein herziger Willy. Sein fröhlicher Bruder Hans half ihm dabei mit seinen Thränen. „Weine nicht, Willy; im nächsten Jahre kommt Ihr alle nach Thüringen!" tröstete ich. „Ach, nächstes Jahr, wer weiß, was da ist!" meinte der Knabe.

Das Schiff nahm mich auf und trug mich von hinnen. Die letzten Abschiedsthränen fielen blinkend zur Erde, und das letzte Tücherwehen verschwand in der Ferne. —

Das nächste Jahr kam. Näher rückte die Hoffnung des Wiedersehens. Der Tertianer Willy schickte mir seine recht gute Zensur und schrieb fröhliche Worte vom Wiedersehen. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein kurzer Brief vom baltischen Strande: „Gottes Hand hat uns schwer getroffen; unser Willy ist nicht mehr! Der Typhus hat uns das teure Kind entrissen. Um Trost ist unsern Seelen bange. Traure mit uns, denn auch Du hast ein Herz verloren, das Dir in Liebe gehörte."

Und getrauert von Herzen habe ich mit all den Meinen um die geknickte hoffnungsvolle Menschenblüte und um den Verlust und Schmerz der lieben Freunde. Wohl wußten wir, daß kein Verlust und Schmerz diesem gleiche; waren wir doch selbst vor Jahren durch dies Trübsalsfeuer gegangen! Der gebeugten Mutter schickte ich den zweiten Band meiner „Brosamen" und darin das 35. Kapitel: „Wie der Kindersegen wuchs und ein tiefer Schnitt das Herz traf," als Trostbrief. Mit ihrem Antwortschreiben will ich das Bild der „Frau Rektor" schließen.

„Lieber Onkel Polack!" Nicht wahr, so darf ich doch sagen? Denn so spricht der Großen und der Kleinen Mund in unserem Hause. Immer kehrt der Mensch zu seinem Anfange zurück. Erst sprechen uns die Kleinen nach und lernen menschliche Rede, und dann ahmen wir ihr kindliches Geplauder nach und steigen damit nieder in ihre lichte, schlichte Welt. „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht; es findet uns nur als wahre Kinder."

Wie oft gedenken wir Ihrer und der sonnigen Tage, die wir gemeinsam verlebten! Ach, wie liegt so weit, was mein einst war! Ein Schleier dämpft das schöne Erinnerungsbild,

denn Einer fehlt, der unsere Freude war. Noch immer glüht in mir das Feuer des Trennungsschmerzes; noch immer hat sich das Mutterherz nicht hindurchgerungen zu der Ruhe, Stille und Entsagung, die sich an der Erinnerung und Hoffnung genügen läßt. Ja, schwer, ach schwer ist das Kreuz, das der himmlische Erzieher uns zu tragen auferlegt hat! Seufzend tragen wir es weiter auf dem Wege der Pflicht; aber wir spüren dabei auch Seine Hilfe. Schon vermögen Herz und Mund ergebungsvoll zu sprechen: „Dein Wille geschehe! er ist ja doch der beste!"

„Liebe bringt Leiden und führt so zur Freude! Es giebt keinen anderen Weg zur seligen Ewigkeit als glauben wie ein Kind und sich in den Vaterwillen fügen wie ein Kind. Unsere schlimmsten Schmerzen kommen nicht von dem, was uns Gottes Weisheit nimmt, sondern von dem, was wir in unserem Eigenwillen festhalten möchten. Nur willigen, ergebenen Herzen erwächst in der Trübsal die Kraft, mutig und freudig auf dem Lebenswege weiter zu wandern, bis sie geläutert durch Gottes Gnade zum seligen, ewigen Wiedersehen und Frieden gelangen. Des Wiedersehens getröstete sich unser einziger Willy bei Ihrem Abschiede; wir wollen seinem Beispiel folgen und das bittere Trennungsweh durch die Hoffnung auf ein seliges Wiederfinden verklären lassen.

„Vielen, vielen Dank für die wiederholten Beweise Ihrer Liebe und Teilnahme! Es wirkt wie ein milder Balsam auf einer brennenden Wunde, zu wissen, daß liebe Herzen Leid und Freude mit uns teilen. Ihr Buch hat mich innig erfreut und tief erquickt. In welch schönes Licht wissen Sie die kleinen Begebenheiten des Alltagslebens zu rücken! Wo wir andern Menschenkinder oft gleichgiltig vorübergehen, da quillt Ihnen ein frischer Brunnen innern Lebens und reiner Freuden. Wie wonnig haben Sie das Glück geschildert, Kinder zu haben und zu lieben, wie erschütternd den Verlust und den Schmerz! Ach, wir wissen's ja nun, wie lebenswahr Ihre Schilderung

ist! Wie oft schon habe ich zu den „Brosamen“ meine Zuflucht genommen und mir geistige Anregung, Stärkung und Trost geholt! Die sinnige Eigenart Ihrer Darstellung, das milde, verklärende Licht über dem Ganzen und die verwandten inneren Anklänge machen es zu einer rechten Frauenlektüre. Der kleine Pflichten-Wirrwarr in dem Alltagsleben der Frau, der uns so leicht einspinnt und hinabzieht, versinkt oder rückt in ein reineres Licht. Im Lichte der rechten Gedanken ist auch das Kleine nicht mehr kleinlich. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Gabe!

„Und nun zu meinem besten Schmerzablenker, zu dem Sonnenschein unseres Hauses, zu Ihrem Patchen, meinem süßen Marianning! Könnten Sie doch das liebe Mäuschen sehn, wie es von einer Stube zur andern trippelt und trappelt, überall möglichst viel durcheinander wirft, sogar Papas Bücher nicht verschont, sondern zu Bergen aufeinander schichtet, die Stühle auf immer neue Plätze schiebt, meinen Nähtisch aufräumt, Garn und Zwirn im Zimmer verteilt und dabei unaufhörlich mit dem kleinen Mäulchen plaudert!

Aber auch unser Trostengel ist sie geworden! Sieht sie mich weinen, so kommt sie schnell, faßt meine Hand und leitet mich zu Willys Bild. „Da Lilly ist!“ sagt sie dann und langt nach dem Bilde des heimgegangenen Bruders. Der Willy hatte das Schwesterlein so lieb! Wie oft sagte er zu mir: „Sieh nur, Mutting, wie süß die Kleine ist, wie süß!“ O mein Willy, mein unvergeßliches Kind, was warst Du uns, und wie sehnt sich das Mutterherz nach dem Schauen im Lande des Lichts! Das schöne Weihnachtsfest mit seinem irdischen und himmlischen Glanze hat Augen und Herzen erquickt, aber es war doch anders, ganz anders als sonst. Geteilt ist unser Sinn zwischen oben und unten. Pflicht und Liebe halten uns hier unten bei den Dreien, die Sehnsucht zieht uns hinauf zu dem Einen. Doch die Liebe ist ja nur eine und umfaßt Himmel und Erde! —

„Seien Sie mit den lieben Ihrigen herzlich von uns gegrüßt und bleiben Sie eins mit uns in der Liebe!“

15. Verbittert und versöhnt.

Zum erstenmal besuchte ich die Bürgerschule für Knaben und Mädchen zu N., an die ich als Rektor zum 1. November 1871 berufen war. Mein liebenswürdiger und wackerer Vorgänger führte mich durch alle Klassen und machte mich mit den Einrichtungen und dem Lehrpersonal bekannt. Auf dem Wege von einer Klasse zur anderen teilte er mir dies und das zur Erklärung der Einrichtungen und zur Charakteristik der einzelnen Lehrer und Lehrerinnen mit.

Er kannte seine Leute und hatte sie in Licht und Schatten fein und scharf beobachtet, aber sein Urteil war nicht in Ätzwasser und Gerbsäure getaucht, sondern trug selbst beim Tadel die Blutfarbe des Wohlwollens. Vor der Thür einer vierten Mädchenklasse machte er jetzt Halt und sagte gedämpft: „Hier sage ich nichts! Sieh und urteile selbst!“

Wir traten ein. Da saßen vierzig und einige Mädchen auf ihren Bänken und eine ältliche Lehrerin auf ihrem erhöhten Sitze. Totenstille herrschte in der Klasse.

Die Kinder erhoben sich grüßend; die Lehrerin stand zögernd auf, legte aber das lange, schwanke Röhrchen nicht aus der Hand.

Die Dame war unter Mittelgröße, ihr Gesicht blaß mit einer Art verwaschenem Rot, das Fleisch wie aufgeschwemmt. Auf der Oberlippe und am Kinn zeigten sich weißliche Bartspitzen, um den Mund krause Falten. Auf den eiskalten Augen lagen schlaff und müde die Lider. Der dünne Haarbestand war durch einen breiten, kahlen Scheitel geteilt. Ihre Bewegungen waren bestimmt, aber langsam und automatenhaft.

Ich wurde ihr als der neue Rektor vorgestellt. Sie grüßte mit kaum merklicher Neigung des Kopfes, nahm ihren Sitz

wieder ein und fragte kühl mit halbem Seitenblick nach uns: „Soll ich fortfahren?"

„Ich bitte darum!" sagte mein Freund.

Sie fragte weiter. Eine Ruhe herrschte in der Klasse, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Ängstlich gespannt waren die fröhlichen Mädchenaugen auf die strenge Lehrerin gerichtet. Scharf und kalt wie Messerklingen fielen die Fragen zwischen die Kinder. Fragen und Antworten bekundeten Sicherheit im Stoffe, aber keine Anschaulichkeit, keine geistige Durchdringung, keine gemütliche Belebung. Das Frag- und Antwortspiel klang mir wie das Sensendengeln und Sensenwetzen der Schnitter; aber Erntefreude merkte man nirgends. Nach kurzer Zeit gingen wir. Unsern Abschiedsgruß erwiderte sie mit einem schwachen Versuch, sich zu erheben, und einer unmerklichen Neigung des Kopfes.

Als ich zu ihr sagte: „Nicht immer findet man bei Damen solch straffe Zucht wie bei Ihnen!" antwortete sie: „Das Leben ist hart, darum darf die Vorschule dazu nicht weich sein!"

„Nun?" fragte mein Freund draußen.

Ich zuckte die Achseln und seufzte: „Die armen Mädchen! Die kriegen gleich früh in den Milchkaffee reichlich Wermut statt Zucker! Eine verbitterte Lehrerin und verschüchterte Schulkinder, das ist die Signatur der Klasse."

Er nickte. „Verbittert, ja, das ist Frl. Eckhold! Das Geschick hat sie auf seinem Amboß übel zugerichtet, ihr die „Holde" ausgetrieben und die „Ecken" geschärft."

„Wie kann man aber lebensfrohe Kinder entgelten lassen, was das Geschick an uns zu viel oder zu wenig gethan hat?" fragte ich.

„Wer will darüber rechten!" antwortete mein Freund. „Der Verbitterte hat eben die rechten Gesichtspunkte und die rechten Maßstäbe verloren! So muß sich alles verzerren. Den einen macht das Mißgeschick weich und nachsichtig, den andern hart und finster!"

„Im letzten Fall kann das Herz nicht aus dem richtigen Metall gewesen sein!" entgegnete ich. „Nur wer seinen Zusammenhang mit Gott verloren hat, kann sich durch Unglück verbittern lassen. Wohnt Liebe zu Gott und Menschen im Herzen, dann tritt diese bei den Schlägen des Geschicks immer lauterer als Geduld, Milde und Wohlwollen zu tage. Wohnt Stolz und Genußsucht darin, dann verwandeln sie sich in Härte und Bitterkeit. So werden auch hier im Trübsalsfeuer der Herzen Gedanken offenbar. Es giebt keinen besseren Prüfstein des inneren Wertes als die Widerwärtigkeiten."

„Frl. Eckholds Härte in der Schule hat einen pädagogischen Untergrund, wie Du gehört hast!" sagte mein Freund. „Sie will die Kinder für das Leben härten und ihnen Widerstandskraft gegen das Unglück geben. Leben und Lernen in der Schulzeit sollen nicht leicht und lustig sein, weil später das Leben schwer und ernst sei, der plötzliche Kontrast aber unglücklich machen müsse. Wer in der Jugend das Joch trägt, den erzieht es zu Gelassenheit, Ergebenheit und Frieden. Wer aber plötzlich aus dem Schoße des Glücks in die Abgründe des Mißgeschicks sinkt, den wirft es auch innerlich aus der Bahn, verwirrt und erbittert ihn. Das Geschick hat ihm dies und das gezeigt und versprochen, hält aber nicht Wort. Gott und Menschen werden hinfort als falsch, lügnerisch und mißgünstig betrachtet. Ein verbittert Herz freut sich, wenn es ihnen dafür eins versetzen kann!"

„Unsere Geschichte ist die Erklärung unseres Wesens!" sagte ich nachdenklich. „Wie ist Frl. Eckhold so geworden?"

Mein Freund antwortete: „Ihr Geschick erklärt allerdings ihr Wesen, wenn es dasselbe auch nicht rechtfertigt." Ich setzte hinzu: „Wie es denn keine Ursache in der Welt giebt, die den Umschlag aus dem Guten ins Böse rechtfertigt!"

Mein Freund erzählte: „Frl. Eckholds Vater war ein viel begehrter Rechtsanwalt, verdiente Unsummen, machte ein großes Haus und erzog seine Kinder auf großem Fuße. Was

die Augen gelüstete und das Herz begehrte, das mußten sie haben. Und Bedürfnisse wachsen wie Lawinen im Herabrollen. Besonders verschwendete ein Sohn unglaubliche Summen. Dabei mußte endlich ein See ausgeschöpft werden. Plötzlich riß den Vater ein Schlagfluß, oder etwas anderes, aus dem Leben, der Bankrott seine Familie aus allen Himmeln. Alles ging drunter und drüber, jeder äußere und innere Halt brach. Klagen, Verwünschungen und Vorwürfe setzten sich in dem Hause des Überflusses zu Tische. Der verschwenderische Sohn stürzte sich in der Verzweiflung aus dem Fenster drei Stockwerk hinab, zerbrach zwar mehrmals Arme und Beine, starb aber nicht, sondern siecht heute noch als elender und doch anspruchsvoller Krüppel dahin. Reiche Verwandte ermöglichten es, daß Frl. Eckhold in dem Mergetschen Institute zu Berlin als Lehrerin ausgebildet und dann hier mit einem bescheidenen Gehalte angestellt wurde. Davon muß sie leben, den armseligen Krüppel und die alte, verwöhnte Mutter erhalten. Die Freunde der guten Tage sind davon geflattert wie die Zugvögel im Herbste, und das Leben ist ganz einsam geworden. In der Einsamkeit aber, allein mit schmerzlichen Erinnerungen, färben wir Welt, Menschen und Arbeit mit der Farbe unseres eigenen Geschicks. In der Schule findet Fräulein Eckhold die unliebe Pflicht, daheim allerlei Klagen und Wünsche. Zwischen diesen beiden Klagestätten pendelt nun ihr Leben mit peinlicher Regelmäßigkeit hin und her, ohne Reiz, ohne Hoffnung, verbittert durch die Erinnerung an die Tage des Glanzes und der Fülle."

„Weiß denn Frl. Eckhold nicht, daß man jedes trübe Geschick durch Liebesbethätigung entwaffnet?" fragte ich.

„Wenn das Herz Entsagung gelernt und Frieden gefunden hat!" fügte mein Freund hinzu. „So lange das Herz hadert, heilt es nicht!"

„In der hingebenden, treuen Pflichterfüllung quillt doch ein Heilquell für alle Gebreste des Lebens! In der Arbeit vergißt sich jedes Elend!" sagte ich.

„Wenn man ernstlich will, wenn man die Pflicht liebt, wenn man Gott vertraut!" erwiderte mein Freund. „Frl. Eckhold will die Pflicht nicht süß und heilend finden, will mit dem Geschick hadern, will mit Jonas sprechen: „Billig zürne ich!" will behaupten können: Ich bin noch besser als mein Geschick, das mir Gott und Menschen zurecht gemacht haben!"

„Ja, ja, die Rechthaberei!" — seufzte ich — „Selbst gegen Gott spielt sie ihre Trümpfe aus; sie ist der wahre Störenfried und Glücksfeind!"

„Übrigens" — fügte mein Freund hinzu — „kann man mit den Lernleistungen in Frl. Eckholds Klasse ganz zufrieden sein. Sie prägt fest ein, hält die Zeit zu Rate, übt gute Ordnungszucht, ist gerecht und unparteiisch, nur das Herz der Kinder geht ziemlich leer aus, da ihr Unterricht freud-, licht- und liebelos ist. Die Heiterkeit als Sonnenschein des Schullebens fehlt fast ganz in ihrer Klasse; Nebel- und Gewitterwolken hängen meist über den Kinderköpfen. Für die Schulverwaltung ist sie eine beständige Last, da sie wohl den vierten Teil des Jahres als krank fehlt und vertreten werden muß. Die Lehrer sind darum übel auf sie zu sprechen und grüßen sie kaum. Lastzuschieber liebt niemand. Frl. Eckhold scheint sich aber wenig aus dieser Stimmung zu machen. Ohne Seitenblick wandelt sie mit ihrem stillen Schritte in ihrer großen Kapuze daher, geht ohne Gruß durch die plaudernden Lehrergruppen, steigt langsam die Treppe hinauf und bleibt in ihrem Zimmer, bis die Glocke den Schulschluß anzeigt. Weder in den Zwischenpausen noch auf den gemeinsamen Ausflügen gesellt sie sich zu den Kollegen oder Kolleginnen. Fremd, still und einsam geht sie durch die Menge; jede Teilnahme scheint ihr lästig, jede Berührung schmerzlich. Ich habe mancherlei versucht, um ihr Gemüt zu erheitern, ihre Arbeitsfreudigkeit zu erhöhen und ihr Verhältnis zum Kollegium zu verbessern, es hat mir aber nicht recht gelingen wollen. Zuletzt läßt man liegen, was man nicht heben kann! Die Krankheit des Gemütes löset sich in

Klagen und Vertrauen am leichtesten auf; aber Frl. Eckhold klagt nicht und vertraut nicht, wie soll man da die Bitterkeit lösen!"

Genau so, wie es mein Amtsvorgänger geschildert hatte, fand ich bei meinem Amtsantritte Wesen und Wirken von Frl. Eckhold. Schon gegen Ende des ersten Monats ließ sie sich krank melden und blieb acht Tage weg. Ich hielt alle ihre Stunden, um die Kollegen nicht aufs neue durch die Stellvertretungslast zu reizen. Im dritten Monat meines Rektorats erkrankte sie abermals und kam erst nach 4 Wochen wieder. Auch in dieser Zeit übernahm ich ihre Klasse — mit beschränkter Stundenzahl — allein, besuchte die Kranke einigemal in ihrer Wohnung und fand sie wirklich leidend, besonders in tiefer Herabstimmung des Gemütes.

„Mir und der Klasse wäre wohl, wenn ich den Weg zwischen Sankt Peter und Töpferthor (an dem die Schule lag) nicht mehr zu machen brauchte!" sagte sie bitter.

„So lange wir hienieden auf einem Pflichtposten stehen, dürfen wir auch nicht einmal durch den Wunsch fahnenflüchtig werden!" sagte ich ernst. „Haben Sie hier keine Pflichten mehr zu erfüllen?"

Sie sah mich müde an. „Zu viel, mehr als zu viel, das ist ja eben das Unglück, dieser Zwiespalt zwischen Sollen und Können!"

„In allen Dingen ist hoffen besser als verzweifeln!" sagte ich. „Nicht hinaus aus der Pflicht wünscht sich der gottergebene Mensch, sondern neue Kraft und erhöhtes Geschick sucht er, um es besser zu machen!"

„Ja, wie denn?" seufzte sie.

„Dadurch, daß Sie gesund und froh werden!" sagte ich ermutigend. „Gesundheit und Frohsinn sind die besten Bedingungen zu einer gesegneten Erzieherarbeit. Die Heiterkeit des Gemüts stärkt auch die Gesundheit. Mit der Art seiner

Arbeit — willig oder widerwillig — nimmt jeder Arbeiter den Lohn seiner Arbeit hinweg."

„Gesundheit und Frohsinn?" murmelte sie tonlos vor sich hin. „Gesundheit und Frohsinn? Ach, wo sind die für mich! Weggemäht wie Wiesenblumen in der Heuernte!"

„Aber die Wurzeln stecken noch in der Erde!" tröstete ich; „sie stecken in jedem Herzen; fällt Lieben und Hoffen als Tau und Sonnenschein darauf, da treiben sie lustig wieder frische Triebe."

„Liebe und Hoffnung?" sagte sie mit einem starren, müden Blicke ins Leere, — „woher sollen die kommen? Ich hoffe nichts mehr und halte die Liebe für einen Wahn!"

Ich antwortete: „Wer weder Liebe findet noch Liebe giebt, der verlernt auch das Hoffen, ja! Sie warten auf Liebe, die man Ihnen entgegenbringen soll; warum wollen Sie nicht lieber damit anfangen? Zeigen Sie einmal Ihren lieben kleinen Mädchen nicht bloß die pflichtstrenge, unerbittliche Lehrerin, sondern auch die gütige, milde Mutter, und bald werden Sie Schätze von Liebe finden und auch wieder hoffen lernen. Zeigen Sie den Kollegen etwas weniger Kälte und Schroffheit, und bald wird sich der Umgangston umstimmen; sie werden Ihr Unglück ehren, denn das unverschuldete Unglück verleiht eine heilige Würde, wenn es mit sanfter Ergebung getragen wird. Fliehen Sie die Gesellschaft der Menschen nicht mehr; gehen Sie fleißig spazieren in Gottes schöne Natur, dies billigste Heilbad aller Kranken; hängen Sie trüben Gedanken nicht nach, und sehen Sie nicht in jedem kleinen Querfall den Fußtritt eines unerbittlichen Geschicks! Bei diesem Rezepte werden Sie Gesundheit und Frohsinn wieder finden. Ich habe die herzlichste Teilnahme für Sie und Ihr Geschick und möchte so gern etwas beitragen, daß Sie wieder gesund und froh würden. Sobald wir unserem Gott, unseren Nächsten und uns selbst vertrauen, lernen wir die Kunst des Lebens auch unter schwerer Bürde! Der Schmerzen wären weniger

unter den Menschen, wenn wir nicht mit so viel Emsigkeit die Erinnerung an vergangene Übel zurückriefen, um uns mit Mißtrauen gegen die Zukunft zu waffnen, statt durch Vertrauen und Zufriedenheit eine gleichgiltige oder schwere Gegenwart leichter zu machen. Unser Herz allein ist unser Glück oder Unglück, das äußere Geschick nur Umrahmung."

„Ich mißtraue allerdings den Menschen!" sagte Frl. Eckhold seufzend. „Ihnen möchte ich gern vertrauen, da Sie es gewiß gut mit mir meinen. Ihr Rezept wenigstens will ich versuchen. Der Himmel gebe mir Kraft!"

Und sie versuchte es ernstlich; ich half ihr dabei treulich. Oft hielt ich für sie Schule und ließ sie in meinem Unterrichte zuhören.

„Wie anschaulich Sie alles machen, und wie froh Sie und die Kinder beim Unterrichte sind!" sagte sie einmal.

„Kennen Sie nicht Jean Pauls Wort: Heiterkeit ist ein Himmel, unter dem alles gedeiht, ausgenommen Gift? Ist Heiterkeit der milde blaue Himmel, so ist Anschaulichkeit der Keimboden für die Lernlust!" antwortete ich.

Sie nickte und sagte: „Ich will versuchen, ob ich's als alte Schülerin noch nachzumachen vermag!"

Und sie vermochte es leidlich. Immer freundlicher wurde sie gegen die Kinder und immer fruchtbarer ihr Unterricht.

Die Kollegen mahnte und bat ich aufs dringendste um ein freundliches Entgegenkommen, und immer besser wurde das Verhältnis zwischen ihr und ihren Mitarbeitern. Auch meine Frau behandelte Frl. Eckhold mit wärmster Freundlichkeit.

Beim Magistrat setzte ich's durch, daß sie mit einer Gehaltszulage von 150 Mark bedacht wurde. Bei der schlechten Finanzlage früher war das meinem Vorgänger nicht möglich gewesen.

Wenn Frl. Eckhold ihr kühles, zurückhaltendes Wesen auch nicht ganz ablegte, — Eisrinden schmelzen nicht beim ersten Sonnenstrahl! — so bemühte sie sich doch augenschein-

lich, entgegenkommend gegen ihre Mitarbeiter und freundlich gegen die Kinder zu sein.

An meinem Geburtstage kam sie zum erstenmal in unser Haus und brachte mir eine blühende Azalie. Dabei sagte sie: „Mondenlang haben Sie mir soviel Nachsicht und Freundlichkeit gezeigt, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Lassen Sie wenigstens diese Blume in Ihrem Fenster wachsen und blühen als lebendigen Beweis meiner Dankbarkeit!“

Dabei sah ich zum erstenmal ihre Augen feucht. Ein Lächeln hatte ich noch nie auf ihrem Antlitz bemerkt. Gerührt und dankbar nahm ich die seltene Gabe an. Endlich starb Frl. Eckholds unglücklicher Bruder, und damit fiel das schwerste Joch von ihrer Schulter.

„Ich hätte die Last jetzt auch noch weiter getragen!“ sagte sie. „Man gewöhnt sich an alles, und die Bürde sogar wird durch die Gewohnheit zu einer Art Bedürfnis!“

Im Oktober 1872 erschienen die epochemachenden Falkschen Allgemeinen Bestimmungen. Wie ein belebender Frühlingshauch ging es durch Schulen und Lehrerkreise. Ein fast wunderbares Leben und Streben erwachte in der Lehrerschaft. Fast jeden Tag nach dem Schluß der Schule vereinigten sich eine Anzahl Lehrer und Lehrerinnen im Konferenzzimmer unserer Schule zu Studienkränzchen, pädagogischen, litterarischen, historischen, fremdsprachlichen &c. Mit Lust und Hingabe wurde gelernt.

An dem französischen Kränzchen beteiligte sich auch Frl. Eckhold und zeigte dabei nicht gewöhnliche Kenntnisse (sie hatte ein gutes Befähigungszeugnis für höhere Töchterschulen), fast jugendlichen Eifer und nicht selten einen Anflug von Heiterkeit. Die lustigen Böcklein, die bei der französischen Unterhaltung von Ungeübten gemacht wurden, lockten zuweilen sogar ein Lächeln auf ihr Gesicht.

Als ich den französischen Unterricht in der Schule — als Vorbereitung zur Umwandlung der Schule in eine Mittel-

schule — für freiwillige Teilnehmer einführte, da war auch sie zur unentgeltlichen Unterrichtserteilung bereit.

Eine abermalige Gehaltsaufbesserung brachte wieder wie ein schwaches Abendrot ihrer Jugendzeit ein gewisses Behagen in ihr häusliches Leben. Mir zeigte sie eine wahrhaft rührende Ergebenheit und Dankbarkeit. Um mir die Last ihrer Stellvertretung zu erleichtern, that sie sich offenbar Gewalt an und kam selbst dann in die Schule, wenn sie augenscheinlich unwohl wahr. Einigemal habe ich sie mit freundschaftlichem Zwange zum Daheimbleiben nötigen müssen. Ihre wöchentliche Stundenzahl hatte ich selbstverständlich auf das kleinste Maß herabgesetzt.

Bei Gelegenheit eines Spazierganges, den sie mit ihrer Klasse nach einem schönen Garten bei N. gemacht hatte, sagte sie mir im Laufe unserer sehr anregenden Unterhaltung: „Sie haben mir mehr als das Leben, Sie haben mir die Freude am Leben, die Zufriedenheit mit meinem Lose und die Lust am Wirken wiedergeben helfen!"

Einen schönern Lohn als diese Worte habe ich weder vorher noch nachher in meinem Rektorate empfangen.

In den ersten Tagen des Februar 1875 erkrankte Frl. Eckhold. Ich hielt die Krankheit für einen ihrer gewöhnlichen Zufälle und vertrat sie ein paar Tage, ohne im Drange der Geschäfte zu einem Besuche zu kommen.

Am frühen Morgen des 5. Februar kam ihre Aufwärterin zu mir ins Haus und sagte: „Frl. Eckhold läßt Ihnen die letzten Grüße sagen und Ihnen von dem Totenbette noch einmal für alle Liebe danken!"

„Vom Totenbette?" rief ich.

„Ja!" schluchzte die Frau. „Diese Nacht um 2 Uhr ist sie sanft und selig gestorben."

„So hat wenigstens ein sanfter Tod ein schweres Leben geendet!" sagte ich gerührt.

In den Jahresbericht der Schule konnte ich schreiben:

„Am 5. Februar 1875 rief der Tod unsere Mitarbeiterin Frl. Auguste Eckhold nach mehrtägigem Krankenlager in ihrem 57. Lebensjahre von ihrem Arbeitsfelde ab. Am 8. Februar haben ihr das Kollegium und die Oberklassen der Mädchen-Mittelschule das Geleit zur letzten Ruhestätte gegeben. Sie hat mit Fleiß, Treue und Pünktlichkeit, oft bis zum Versagen ihrer schwachen Körperkraft, des Amtes gewartet. In der Arbeit der Schule und in der Sorge um ihre hochbetagte Mutter ging ihr Leben auf. Schwer war ihr Leben, leicht ihr Sterben, bitter ihr Geschick, aber versöhnt ihr Gemüt. Friede ihrer Asche! Ehre ihrem Andenken!"

Wenn wir uns doch öfter die Mühe nähmen, auf den dunkeln Grund verbitterter Gemüter zu schauen und den Sonnenstrahl der Liebe dahin fallen zu lassen, wo ein herbes Geschick die Hoffnungssaat verhagelt hat! Wenn wir uns doch weniger mit unserem Glück und Behagen und mehr mit dem anderer beschäftigten! Wie würde das eigene Glück wachsen, wenn wir andern mehr Glück und Freude schafften und gönnten! „Das Leben hat ja dann erst Wert, wenn es auch andern Heil beschert."

16. Sie war Lehrerin.

Mein Vorgänger durchwanderte mit mir treppauf, treppab alle Klassen des großen Schulhauses der Bürgerschule in N. An einer Thür stand: Kl. III: Fräulein Krone. Ich zeigte nach dem Namen und sagte: „Wieder eine Lehrerin!"

„Gewesen!" lautete die Antwort. „Man hat das Schildchen abzunehmen vergessen, weil die Stelle noch nicht wieder besetzt ist."

„Gewesen?" fragte ich. „Ist sie gestorben oder verdorben, verzogen oder verflogen?"

„Nichts von dem allen! Aber verheiratet!" antwortete mein Freund.

„Verheiratet? Ich schelte sie nicht darum! Aber was

sagt der Mann über eine Frau, die Lehrerin war?" bemerkte ich.

„Er nennt sie seine Krone, wie sie die Krone der Schule war!"

„Du machst mich neugierig! Welche Perlen glänzen in ihrer Krone?"

„Anmut in ihrer äußern Erscheinung, süßer Klang in der Stimme, Geist in der Unterhaltung, Güte in ihrem Wesen und ungewöhnliches Lehrgeschick in der Schule!"

„Nichts mehr?"

„Wenn Du ins einzelne gehen willst, noch sehr viel!"

„Und welcher Glückliche hat diese Vortrefflichkeit sich antrauen lassen?"

Mein Freund zeigte auf das Schildchen der Nachbarthür Da stand: Kl. III: Lehrer Schaper.

„Ein Lehrer die Lehrerin? Das nenne ich Wahlverwandtschaft! Ist er ihrer würdig?"

„Ich sage Ja! — Andere finden das Paar zu ungleich!"

„Paßt er äußerlich nicht zu ihr?" fragte ich. „Der Mensch sieht ja immer zuerst oder nur auf das, was vor Augen ist!"

Mein Freund lächelte: „Wie die Pappel zum Veilchen! Er hochaufgeschossen, sie klein, er von kräftigem Bau, sie zart, er hager, sie von lieblicher Rundung, wie sie zu der Elfengestalt paßt, er dunkel von Haar und Haut, Blick und Bart, sie lichtblond von Haar, blau von Auge und weiß von Haut, er etwas steif und eckig in seinen Bewegungen, sie voll Grazie, er etwa 40, sie etwa 26 Jahre alt, er wortkarg, ja mürrisch, sie redekundig und freundlich wie ein Frühlingsgruß!"

„Und sie hat ihn gern genommen?" fragte ich kopfschüttelnd. „Aus Liebe?"

Mein Freund zuckte mit den Schultern: „Wer weiß das! Das Menschenherz ist ein wunderlich Ding, und ein Frauen-

herz hat seine eigene Logik. Nur der Herr, der die Herzen kennt und die Nieren prüft, weiß die tiefsten Wurzeln unserer Entschließungen; wir wissen's oft selbst nicht recht. Daß Fräulein Krone nur lautere Beweggründe gehabt hat, dafür möchte ich einstehen. Manche flüsterten sich freilich zu, sie habe wohl auch ein Auge für das schöne Haus und das ansehnliche Vermögen des Mannes gehabt."

„Das geht ja stets so!" sagte ich. „Der Welt muß alles Unbegriffene einen unedlen Ursprung haben. Wie der Mensch, so sein sittlicher Maßstab! — Jedenfalls muß aber der Mann seine Vorzüge haben, da er die Hand eines solchen Weibes zu gewinnen wußte?"

„Die hat er!" war meines Freundes Antwort. „Er ist ein Ehrenmann, pünktlich, fleißig, gewissenhaft und zuverlässig in seinem Berufe und geachtet bei allen, die ihn näher kennen. Seine kleinen Schrullen hat er ja, aber sie sind sehr harmlos. So muß er täglich seinen Stammtisch in der Brauerei besuchen, seinen billigen Bierskat mit seinen Freunden machen, an Markttagen nach Hasen, Gänsen u. dgl. im Marktgedränge ausschauen 2c. Hinter dem düstern Antlitz wohnt ein kinderfreundlicher Sinn, hinter manchem rauhen, polterigen Worte ein gutes Herz. Es giebt ja so närrische Käuze, die andere nicht merken lassen wollen, daß sie gutherzig und glücklich sind. So klagt und murrt er zuweilen, ist aber dabei ganz glücklich. Wenn er auch manchmal heftig widerspricht, Gesetz und Ordnung übertritt er nie. Wenn er auch tadelt und schilt, gerecht und gutherzig bleibt er stets; darum lieben ihn die Kinder. In Worten macht er seinem Unwillen oft Luft, aber in Thaten zeigt er das treueste und schärfste Pflichtbewußtsein. Er gleicht dem ältesten der beiden Söhne im Evangelio, der bei der Aufforderung des Vaters zu einer Arbeit kurz und verdrießlich sagte: „Ich will es nicht thun!" Danach aber reuete es ihn, ging hin und that des Vaters Wunsch und Willen treulich."

„Sollte Fräulein Krone nicht gerade in der Aufgabe einen Reiz gefunden haben, einen so eigen gearteten Charakter an häusliches Glück zu gewöhnen?“ fragte ich.

„Sicherlich!“ erwiderte mein Freund. „Jede Aufgabe reizt, und das um so mehr, je eigenartiger und schwerer sie ist.“

„Wie hat sich denn das ungleiche Paar zusammengefunden?“ fragte ich.

Mein Freund lächelte: „Eigentümlich wie der Mann, ist auch seine Brautwerbung. Eines Tages hat Fräulein Krone ihre Schülerinnen entlassen und bringt noch ihre Listen und Sachen in Ordnung. Da tritt Freund Schaper mit Hut, Stock und Cigarre, wie er's beim Heimgange liebt, in ihr Klassenzimmer.

„Nun, Fräulein Nachbarin, wie lange wollen Sie die Schulmeisterei noch treiben?“ fragt er.

Sie sieht ihn kurios an. „So lange es Gott gefällt und meine Kräfte reichen!“

„Wie lange wird das sein?“ fährt er fort, „ein, zwei, höchstens drei Jahre, dann sind Sie aufgebraucht, dann hat der Eifer und der Schuldunst das liebe Persönchen aufgezehrt! Sie machen's nicht länger, glauben Sie mir!“

Fräulein Krone seufzt. Sie weiß, wie schwer ihr zu Zeiten das Sprechen wird, wie todmüde sie nachmittags nach ihrer Wohnung geht. „Das mag ja sein!“ antwortet sie, „aber wie kann ich's ändern?“

„Heiraten Sie!“ platzt der Herr Nachbar heraus.

„Heiraten?“ dehnt Fräulein Krone. „Ich habe gar nicht gewußt, daß der ernste Herr Schaper auch ein Spaßvogel sein kann! Vielleicht weiß er sogar einen Mann für die kleine, arme Lehrerin?“

„Freilich! Mich selbst!“ sagt Herr Schaper einfach. „Wollen Sie mich?“

Sie sieht ihn starr an und sagt endlich gekränkt: „Herr Schaper, wollen Sie die Neckerei bis zur Beleidigung treiben?

Die Schutzlosigkeit eines armen Mädchens sollte sie doch vor Witzeleien und Beleidigungen schirmen!"

„Ist denn ein Heiratsantrag eine Beleidigung für eine Dame?" fährt er unbeirrt fort. „Ich scherze nicht; ich rede in vollem Ernst! Wollen Sie mich alten Burschen nehmen oder mit einem Korbe fortschicken?"

Fräulein Krone wird sehr blaß. „So muß ich Ihre Werbung wohl für Ernst nehmen! Gewiß haben Sie Mitleid mit meinem einsamen Leben und meiner aufreibenden Arbeit?" fragt sie endlich.

„Auch!" antwortet er; „aber mehr als das! Ich habe Sie gern. Ein Weib wie Sie muß es sein, wenn ich heiraten soll. Das einsame, öde Hagestolzenleben bin ich schon lange müde!"

Sie schüttelt den Kopf und ringt ratlos die Hände. „Das überfällt mich wie Sturmflut. Wer hätte eine solche Überrumpelung von Ihnen, dem Weiberfeinde, erwartet! Geben Sie mir Bedenkzeit bis morgen!"

„Ich muß wohl, da Sie es wollen!" sagt Herr Schaper. „Lang genug werden mir die 24 Stunden dauern."

Sie gingen aber doch hin, und am Ende krönte ein zuversichtliches Ja aus dem lieben Munde die Wartezeit, und ein paar Monate drauf gab es ein glückliches, wenn auch ungleiches Paar mehr in N. Ich halte ihr Glück für dauerhaft, denn ihre edle, schmiegsame Weiblichkeit und sein fester, ehrenhafter Charakter sind gute Glücksbürgen.

„Wenn sie aber ohne rechte Liebe in die Ehe gegangen ist, wird sie dann das Glück finden und festhalten können?" wandte ich ein.

„Ich glaube ja!" erwiderte mein Freund. „Das Glück hat auch seine Skala, und nicht jeder erreicht die oberste Staffel. Achtung und freundschaftliche Zuneigung ersetzen ja häufig die leidenschaftliche Liebe. Und leidenschaftlich scheint Fräulein Krone nicht angelegt. Das liebreizende Wesen war

eigentlich bei aller Freundlichkeit immer sehr kühl gegen die Herren, so daß man auf ein tiefes Liebebedürfnis kaum schließen konnte. Jedenfalls ist ihr die Pflicht so heilig, daß ihr Herz ungeteilt ihrem Manne gehören wird, wie es vor ihrer Verheiratung ganz der Schule und den Kindern gehörte. Schade eigentlich, daß die Schule eine so ausgezeichnete Lehrerin und Erzieherin, das Kollegium ein so taktvolles erziehliches Element verloren hat!"

„Es ist nicht schade, wenn eine gute Lehrerin eine gute Hausfrau und Mutter wird!" sagte ich. „Die beiden Berufsarten sind innig verwandt. Ich möchte jeder Lehrerin nach zehnjähriger Schularbeit einen wackern Mann wünschen. Eine Lehrerin in höherem Alter wird häufig eine Öde und ein ungestilltes Sehnen in sich fühlen. Das Alleinsein wird das Glück beeinträchtigen. Unsere Wünsche und Gedanken, die nach einem unbekannten Glücke zielen, sind ja unsere schlimmsten Feinde. Wie die Athener nach Apostelg. 17, 23 dem unbekannten Gotte Opfer brachten, so opfern viele Wünschende das bescheidene Glück in der Nähe dem unbekannten Glück in der Ferne. Es ist Thorheit, liegt aber tief in der menschlichen Natur. Was wir haben, das kennen wir und fühlen den Druck von jedem Sandkorn und den Stich von jedem Dorn. Was wir wünschen, das malen wir uns sonnig und wonnig ohne Dorn und Sandkorn aus. Würde freilich das Phantasiegebilde Wirklichkeit, dann würden allerlei neue Klagen und Wünsche laut werden. Nur in Bruchteilen ist uns hienieden Anteil am Glück beschieden. Wohl jedem, der sich mit seinem Bruchteil bescheidet!"

Mein Freund setzte hinzu: „Das stille Sehnen und das Gefühl des Unbefriedigtseins in manchen Lehrerinnen hat wohl einen bestimmten Untergrund. Einmal ist es der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit, besonders nach Befreiung von der Doppelpflicht der Schule und — der Küche, anderseits der Wunsch, unentbehrlich zu sein, wie es das Weib dem

Manne, die Mutter dem Kinde ist. Die Schulkinder kommen und gehen; sie mögen die Lehrerin lieben, aber unentbehrlich ist diese ihnen nicht. Und unentbehrlich möchte doch jedes so gern sein!"

„Liebe ist des Weibes Leben!" setzte ich hinzu. „Je enger für die Liebe der Kreis ist, desto tiefer ist ihr Glück. Der Mann will der Welt, das Weib dem Hause gehören. Jener will vielen etwas, dieses wenigen viel sein. Das ist Naturgesetz, und Fräulein Krone hat wohlgethan, diesem Gesetz zu folgen!" —

Herrn Schaper lernte ich noch an dem Tage kennen. Die Beschreibung meines Freundes paßte genau. Er machte wenig Umstände mit dem neuen Rektor, verbeugte sich steif, grüßte kurz und fuhr dann im Unterrichte fort. Seine Klasse und seine Weise des Verkehrs mit den zwölfjährigen Mädchen gefiel mir sehr wohl; die Art seines Unterrichts zeugte von keinem hervorragenden Lehrgeschick, aber von sorgfältiger Vorbereitung. Überraschend schön waren die Handschriften seiner Mädchen. Er war ein Schreibmeister, wie ich noch keinen kennen gelernt hatte. „Die verschnörkeltsten und verschmiertesten Handschriften kuriert er in drei Monaten!" behauptete mein Freund.

Frau Schaper lernte ich erst später kennen, und auch mich umspann sie mit ihrem stillen Zauber wie meinen Vorgänger, mit dessen trefflicher Gattin sie innig befreundet war. Die süße Stimme, die verständige Rede, der sanfte Blick und die anmutige Gestalt thaten es jedem an, der ihr nahe trat.

„Ihr Platz an der Schule ist noch nicht ausgefüllt, wenngleich die Stelle besetzt ist!" sagte ich ihr im Laufe des Gesprächs.

Sie antwortete: „Wohl hört man gern, daß unser Weggang schmerzlich empfunden wird, daß man schier unentbehrlich ist, und im tiefsten Herzen möchte man's glauben; in Wahrheit ist aber im Amte jeder leicht entbehrlich und wird rasch

ersetzt. So innig sind selten die Bande und so bedeutend die Kräfte, daß Lücken entstünden. Auch hier ist die Täuschung dem Herzen beglückender als die Wahrheit. Über wie viel bittere Wahrheiten müssen uns Herz und Phantasie hinwegtäuschen!"

„Fliegt Ihre Sehnsucht nicht manchmal zurück zu dem verlassenen Platze in der Schule?" fragte ich.

„Die Sehnsucht weniger als die Gewohnheit der Pflicht und die Liebe zu den Kindern!" war die Antwort. „Im Anfange täglich! So mächtig ist die Gewohnheit! Wie oft hat mich der Stundenschlag erschreckt! „Du kommst zu spät!" gellte er mir in Ohr und Herz. „Nein!" beruhigte ich mich. „Du bist frei von dem Banne der Schulglocke und dem Zwange der Schulordnung!" Auch die Freiheit will gelernt sein!"

„Sie lernt sich freilich rascher als der Ordnungszwang!" fügte ich hinzu und fragte dann: „Wie gefällt Ihnen aber die ungewohnte häusliche Arbeit?"

„Ungewohnt? Nein, das ist sie nicht! Im Elternhause habe ich vor meinem Eintritt in das Seminar zu Droyßig alle Hausfrauenpflichten gelernt und geübt. Und Sie wissen ja: Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. Warum sollte das Sprichwort nicht auch bei mir ein Wahrwort sein? Freilich als eigene Köchin neben ihrem Schulamte spielt die Lehrerin eine traurige Rolle."

„Aber geistig angelegte Naturen von früh bis spät im Netze mechanischer Verrichtungen, ist das nicht eintönig und ermüdend?" wandte ich ein.

„Wer will denn meinen Gedanken wehren, zwischen die grobleinenen Fäden der mechanischen Arbeit die Seiden- und Goldfäden der Gedanken zu schießen?" sagte sie lächelnd. „Und mein Mann trägt mir so viel Schulnachrichten und Schulgedanken zu, daß ich meinen Anteil reichlich an der Schule und den Kindern behalten habe. Und gute Bücher sind einer Hausfrau auch nicht verwehrt. Immer findet sich

ein Stündchen, wo das häusliche Räderwerk schweigt, und ein lauschiges Eckchen, wo uns die Geister aus der Höhe besuchen. Ein gebildeter Mensch trägt seinen Reichtum wie ein pflichttreuer sein Glück immer bei sich, und Bildung wie Pflichttreue sind überall als werbende Glückskapitalien anzulegen."

„Und auch den Beifall Ihrer Vorgesetzten und Kollegen sowie die liebevolle Anhänglichkeit Ihrer Schulkinder vermissen Sie nicht?" mußte ich noch fragen.

Sie wiegte das Köpfchen und sagte endlich: „Ja, die Ruhmeslieder im Hause werden jetzt höchstens einstimmig oder gar nicht gesungen, und nach etwas mehr verlangt das Herz zuweilen. Viel Lob in der Schule verwöhnt manche Lehrerin und verdirbt sie als Hausfrau. Man sollte sein Glück weniger von Lob und Beifall abhängig machen. Des Mannes Ehrgeiz greift und schweift gern ins Weite und Breite; des Weibes Ehrgeiz sollte gestillt sein, wenn die Frau als eine rechte Hausfürstin und Herzenskönigin ihrem Manne unentbehrlich wird. Ich glaube Aufgaben genug zu haben, wenn ich meinem Manne ein behagliches Daheim bereite, seine Arbeiten mit meinem Interesse begleite und ihm Geist und Gemüt zu fruchtbarer Arbeit stimmen helfe. So ein klein Persönchen wie ich ist größeren Aufgaben nicht gewachsen!" schloß sie lächelnd.

„Sie vollbringt aber die größte und schwerste Aufgabe mit Leichtigkeit, nämlich Herzen zu gewinnen und festzuhalten!" fügte ich warm hinzu.

„Ja, das Kunststück versteht sie aus dem FF.!" meinte Herr Schaper. Und er mußte es wohl am besten wissen.

„Das hört man gern, glaubt es aber schwer!" meinte Frau Schaper bedenklich. „Wer den Widerspruch zwischen Wollen und Können so oft wie ich erfahren, der lernt demütig von sich und bescheiden von seinem Thun denken."

Als ich nach Monaten wieder einmal im Schaperschen Hause war, wiederholte ich die Frage: „Sehnen Sie sich nicht nach Ihren Schulmädchen, die immer noch nach Ihnen fragen?"

Sie schüttelte lächelnd das Köpfchen. „Alle Sehnsucht ist gestillt! Wissen Sie nicht, daß mir Gott in meinem Kinde einen Ersatz für alle Schulkinder gegeben hat? Wollen Sie mein Liesli nicht mal sehen?"

Mit Mutterstolz und Mutterglück führte sie mich an die Wiege, aus deren weißen Kissen ein rosiges Mägdlein uns anlachte.

Und schöner erschien mir das zarte Weib, da die Sonne der Mutterliebe aus ihren Augen leuchtete.

„Ja, nun ist die Lehrerin in ein höheres Stadium gerückt! Größer ist die Aufgabe, aber auch größer das Glück!" sagte ich gerührt.

Mein Verkehr mit dem Hause Schaper, den ich so häufig und so herzlich wie möglich wünschte, erlitt lange und viele Unterbrechungen. Herr Schaper, den ich als Lehrer hochschätzte und der auch der beste und umsichtigste Hausvater war, schien an einem freundschaftlichen Verkehr weniger Gefallen zu haben. Mir wuchs die Arbeit über den Kopf, und der Frau Schaper kam ein Kindlein übers andere. Vier waren es schon, als ich sie wieder einmal auf längere Zeit sehen und sprechen konnte.

Nichts hatte das niedliche Frauchen von ihrer Anmut verloren. Es muß wohl war sein, daß weibliche Schönheit eine köstliche Frucht ist, die an jedem Orte zur Blüte, aber nur an der Seite eines wackeren Mannes zur Reife kommt.

Aber in der Stube sah es etwas anders als vordem aus. Bunt lärmten und schwärmten die Kinder durcheinander, besäeten die Stube mit Spielzeug, zerrten die Mutter am Kleide und sangen uns die Ohren voll. Sie trug ein Kind im Mantel, und ein zweites hatte sie an der Hand.

„Da sind Sie ja wieder in der Schule!" scherzte ich.

„Ja!" seufzte sie, „aber ich bin eine schlechte Lehrerin. Meine schönen Schulsysteme bewähren sich nicht in der Kinderstube. Ach, was ist doch die Schuldisziplin für eine gute Arbeitshelferin! Hier wird der Zaun jeden Augenblick durch-

brochen, und ich bin zu schwach, die Durchbrecher zu bändigen. Mit stiller Ergebung läßt man vieles geschehen, was uns in der Schule zur Verzweiflung gebracht hätte."

„Aber Disziplin muß auch in der Kinderstube sein, nur den Verhältnissen angepaßt!" bemerkte ich.

„Ach, die Mutterliebe, wenn die stet und streng sein und anpassen will!" seufzte die kleine Frau. „Jetzt weiß ich, daß man erst durch Rechtthun ein Recht zum klugen Reden gewinnt. Ich bin oft ganz unglücklich über den Umsturz meiner pädagogischen Pläne. Ich kann den Eigensinn meiner Kinder nicht bändigen und stehe ihm machtlos gegenüber. Das Liesli mit seinem Dickkopf ist schon meine Meisterin. Und mein guter Mann lacht auch noch zu meinen Sorgen!"

„Sorgen Sie nicht zu sehr!" tröstete ich. „Vieles bringt die Zeit in Ordnung, und manches sieht schlimmer aus, als es künftig wird. Wir Pädagogen möchten unsere glatten Ordnungen so gern aus der Schulstube auch in die Kinderstube verpflanzen. Das ist nicht möglich, nicht nötig und nicht wohlgethan. Hier müssen die Kleinen sich frei dehnen und recken. Ein Füllen läßt man lange frei und fröhlich springen, warum nicht auch ein Menschenkind? Wie Gott im Paradiese den Menschenkindern nur ein Gebot gab, so sollte in der Kinderstube auch nur eins herrschen: Aufs Wort folgen! Lernen das die Kinder, dann ist alles andere Nebensache. Gehorsam ist die Seele aller Erziehung; damit fängt sie an und hört sie auf. „Aller Unterricht und alle Erziehung gehen vom Gehorsam aus!" sagt Jean Paul."

„Ja, gerade diesen Gehorsam vermag ich nicht immer zu erzwingen!" klagte sie. „Thränen und Trotz winden mir häufig die Rute aus der Hand."

„Frau Landgräfin, dann werden Sie hart!" scherzte ich. „Ohne Zähigkeit hilft die Erziehung wenig und bleibt ein Pfuschwerk. Nur in der stetigen Gewöhnung liegt ihr wahrer, unverlierbarer Segen! Was man ganz thut, wird auch gut!

Böser Gewohnheiten Gewebe soll stete Gewöhnung zur Tugend zerreißen!"

„Das sage ich mir täglich; aber die Schwachmütigkeit der Mutterliebe und die Pflichtenbürde der Hausfrau machen mich oft irre!" meinte sie.

„Da denken Sie wohl manchmal mit Sehnsucht an die Schule, wo der Erfolg so ganz in Ihrer Hand lag?" fragte ich halb im Scherz.

„Doch nicht!" war die Antwort. „Mit Wünschen für die Zukunft und Erinnerungen an die Vergangenheit verbittere ich mir nie die Gegenwart. Nur die gegenwärtige Pflicht hat recht und das gegenwärtige Glück Wirklichkeit. Meine Kraft und meine Liebe gehören dem Gegenwärtigen. Je mehr die Aufgaben wachsen, desto reicher erblüht das Glück. Was man mühsam erarbeitet und erkämpft, das hat besondern Wert. Wie viele Menschen wissen nichts von dem Glück des freiwilligen Verzichts, der Opferung aus Liebe und halten es für Schwäche! Bei mir hat nur die Art der Arbeit, nicht die Weise der Kraftbethätigung gewechselt. Da steht mein Rektor, der zugleich mein fürsorglicher Gatte und Hausherr ist. Da sind meine Schüler und Schülerinnen, die zugleich meine eigenen lieben Kinder sind. Da ist meine Schulstube, die zugleich mein eigen Haus ist. Alles ist mein, und nur mir und den Meinen gehöre ich. Da tragen sich auch schwere Pflichten leichter. Reichlich habe ich Arbeit und Liebe; welch bessern Inhalt könnte ich meinem Leben wünschen?"

„Wohl Ihnen!" sagte ich gerührt und drückte der wackern Frau herzlich die Hand.

Nach sechs Jahren führte mich mein Geschick auf einen anderen Posten. Unter den Erkundigungen nach meinen Bekannten in N. hatte die Frage einen stehenden Platz: „Wie geht's Frau Schaper?"

Als ich das letzte Mal diese Frage an einen lieben Freund aus N. richtete, da sagte er: „Sie hat Schweres getragen!

Die Zahl ihrer Kinder ist auf sechs gewachsen. Eins davon, ein schöner Knabe, hat lange unsäglich gelitten und ist endlich an Gehirnerweichung gestorben. Auch ein liebes Mägdlein hat der Himmel frühzeitig zurückgefordert. Der ganze Heldenmut der Liebe und der Pflicht hat sich in diesen schweren Zeiten bei dem zarten Weibe bewährt. Als ich ihr am Begräbnistage des Knaben einige tröstende Worte sagte, da antwortete sie: „Der Schmerz heiligt die Liebe, und Verlust erzieht uns. Man betrauert seine Toten recht, wenn man ihnen die Liebe bewahrt, in ihrem Sinne lebt und auf das Wiedersehen hofft!"

„Ja, das ist eine Frau von Gottes Gnaden!" erwiderte ich. „Wie sie in der Schule ganz Lehrerin war, so ist sie nun ganz Gattin und Mutter. Wohl dem Manne, der ein solches Weib gewann! Wohl den Kindern, denen Gott eine solche Mutter gab! Gewiß ist's kein Unglück, daß sie vorher Lehrerin war.

17. Kein Schulmann, aber ein Schulfreund.

Die Stadt N. sollte durch eine Wasserleitung aus einem Harzflüßchen mit gesundem Wasser versorgt werden. Es war schon viel Redens und Schreibens über die Sache gewesen. Der eine erklärte das Wasser für zu fade; der zweite glaubte es nicht ausreichend; der dritte hielt die anliegenden Mühlen für unbesiegliche Hindernisse ꝛc.

An Ort und Stelle wollten nun der zweite Bürgermeister, der Stadtverordneten-Vorsteher und der Baumeister die Bedenken prüfen und sich durch den Augenschein von der Güte und Fülle sowie Leitbarkeit des Wassers überzeugen. Einen Doktor vom Realgymnasium und mich luden sie zu dem Sonntagsgange ein. Er ist mir unvergeßlich geblieben. Zunächst ein paar Worte über die Wandergenossen!

Der Bürgermeister war eine sehr sympathische Persönlichkeit. Ein schweres Geschick hatte ihn nach N. verschlagen.

Als Kreisrichter in einer schlesischen Stadt war er zum Abgeordneten gewählt worden und hatte sich der Fortschrittspartei angeschlossen. Zur Belohnung dafür beförderte ihn der Justizminister nach einer langen, peinlichen Disziplinaruntersuchung in ein elendes polnisches Städtchen an der russischen Grenze. Die unverschuldete Kränkung, das rauhe Klima, die öde Umgebung und die mancherlei Entbehrungen konnten seine Lebens- und Berufsfreudigkeit nicht verbittern, wohl aber erschütterten sie die schwache Gesundheit seiner Gattin. Als sie einmal andeutete, wie sie schwerlich noch einen Winter in T. überstehen könne, da war sein Entschluß gefaßt. Als seine Bitte um Zurückversetzung nach Schlesien erfolglos blieb, so folgte er einem Rufe der freisinnigen Stadt N. als Stadtrat. Nachdem seine Wahl bekannt wurde, da suchte ihn sein trefflicher Chef im Justizdienste zu halten, aber nun fühlte er sich nicht allein durch die Rücksicht auf seine Gattin, sondern auch durch sein Wort gebunden und trat am 1. Dez. 1868 aus dem Justizdienste in die städtische Verwaltung über.

Der neue Stadtrat gewann bald durch seine Freundlichkeit, Zugängigkeit und Hilfsbereitschaft einerseits sowie durch unerschütterliche Ehrenfestigkeit, durch großen Arbeitseifer, eingehende Sachkenntnis, unbestechliche Gewissenhaftigkeit und weitgehende Selbstlosigkeit andrerseits Achtung und Liebe in allen Kreisen der Bevölkerung.

Freisinn und Volksfreundlichkeit hatten in ihm einen schönen Bund geschlossen. Gesetzlichkeit war wie bei seinem Ideal Waldeck die unverrückbare Grundlage seines Wesens und Wirkens, aber Herzensgüte trat als freundliche Auslegerin des Gesetzes hinzu.

Kurze Zeit nach seiner Übersiedelung starb seine Gattin und fand wenigstens ein Grab in deutscher Erde. Mit seinen

beiden Söhnen führte der einsame Witwer ein stilles, zurückgezogenes Leben. Ein polnisches Mädchen, das der Herrschaft in die Fremde gefolgt war, versah sein Hauswesen. Der jüngste Sohn war ein kräftiger, schöner und kluger Bursche. Er befreundete sich mit meinem Sohne, seinem Schulnachbar, und war öfter in unserem Hause. Die beiden stritten sich in der Regel um den ersten und zweiten Klassenplatz. So viel für jetzt vom Bürgermeister!

Ähnlich war das Schicksal des zweiten Wandergenossen, des Stadtverordneten-Vorstehers. Er war von der größten Stadtgemeinde in N. als Pfarrer gewählt, aber von der Kirchenbehörde wegen freier Lehrmeinungen nicht bestätigt worden. Da trat ihm zuliebe der größte Teil der Gemeinde aus dem kirchlichen Verbande, bildete eine freie Gemeinde und wählte ihn zum Prediger. Der Mann hatte ein geistvolles Gesicht, ungewöhnlichen Gedankenreichtum und eine überzeugende Beredsamkeit. Durch seine Leitartikel in der städtischen Zeitung warb er für seine politischen Ideale und beherrschte so ziemlich den öffentlichen Geist. Ich teilte weder den politischen noch religiösen Standpunkt des Mannes, aber ich mußte anerkennen, daß sein Herz edel, sein Leben rein und tadellos, sein Wirken gemeinnützig und selbstlos war.

Der dritte Genosse war der Doktor, später Professor Kr. Für alles Schöne, Gute und Gemeinnützige begeisterte er sich und lieh ihm überzeugungsvoll sein warmes Herz, seine kräftige Stimme und seine offene Hand. Zu öffentlichen Reden wurde er fortwährend gedrängt und in allerlei Vorstände gewählt. Er war ebenso liebenswürdig wie rechtschaffen und thätig. Der Baumeister, ein schöner Mann, war erst jüngst berufen worden, uud ich kannte ihn wenig. Mit diesen vier Männern ging ich. Der Weg führte wunderschön durch Feld und Wald, über Berg und Thal, an einer Ruine vorüber, bis an das Knie des Flüßchens, wo die Wasserleitung abgezweigt werden sollte. Hin und her sprang die Unter-

haltung. Am längsten beschäftigte uns die Frage, wie die großen Aufgaben der Zeit in kleineren Gemeinwesen zu lösen seien.

Der Bürgermeister sagte: „Das einzelne Gemeinwesen ist gesund, wenn in ihm der Geist des Ganzen waltet. Wie in kleinen Wassertropfen das strahlende Sonnenbild, so muß sich im Wirken und Schaffen, Wetten und Wagen kleinerer Gemeinwesen das Leben und Streben des ganzen Volkes abspiegeln. Die Weltkultur muß viele Werkstätten haben, in denen am sausenden Webstuhl der Zeit ihr Kleid gewebt wird. Wie das große Ganze nur durch das Einzelne, so kann wiederum das einzelne Gemeindeleben nur gedeihen, wenn die großen und guten Gedanken der Zeit bis in die fernsten Winkel dringen, die Geister befruchten und das Thun kräftigen und heben."

Der Doktor rief: „Bei keiner Maßregel sollte man die Frage außer acht lassen: Bringt sie uns und damit die Menschheit vorwärts auf der Bahn der Entwicklung und des Glückes?"

„Das ist in der That die Kardinalfrage der Kulturgeschichte!" sagte der Vorsteher. „Kulturfortschritt ist nur dann möglich, wenn der Erfahrungsgehalt der Vergangenheit für die Pädagogik im großen und kleinen Stil, d. h. für Völker- und Schulerziehung, nutzbar gemacht wird."

„Und doch scheint auch hier die Geschichte dazu da zu sein, um nichts daraus zu lernen!" meinte der Bürgermeister. „Den Segen eines gesunden, reichlich vorhandenen Wassers haben die Alten gekannt und mit großen Opfern erkauft. Wir sind endlich nach ein paar Jahrtausenden dabei, es ihnen nachzuthun."

Langsam, mit tiefer, wohlklingender Stimme erwiderte der Vorsteher: „Alles Leben und Werden ist Entwicklung aus Ursachen und Wirkungen, die in engster Verkettung sich die Hände reichen wie die auf- und absteigenden Eimer eines Ziehbrunnens. Die Bildung der Menschheit ist das langsame

Ergebnis eines außerordentlich verwickelten Werdeprozesses, in dem tausend Kräfte thätig sind und der doch kaum merklich fortschreitet. Die Hemmnisse halten den Förderniſſen so ziemlich die Wage."

„Es muß aber doch eine Beschleunigung möglich sein!" meinte ich.

„Sicher!" antwortete der Vorsteher; „auf zweifache Weise: durch einmütige Zusammenwirkung aller regelmäßigen Bildungseinflüsse und durch besondere Anstöße!"

„Wahr!" rief der Doktor. „Aber wo finden Sie die Einmütigkeit? Die regelmäßigen Bildungsfaktoren, insonderheit Elternhaus, Schule, Kirche, Staat, Gesellschaft, Berufsarbeit und Presse, sind zwar natürliche Bundesgenossen, stehen sich aber oft gleichgiltig, ja feindlich gegenüber. Wären sie stets von einem Geiste erfüllt, von dem Geiste der Eintracht in Wahrheit und Liebe, sie würden in geeintem Aufmarsch uns rascher den höheren Zielen menschlicher Entwicklung näher bringen."

„Es kann nicht anders sein!" sagte der Vorsteher. „Das große Rad des Fortschritts wird durch so viele kleine Räder in Bewegung gesetzt, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn immer etliche einrosten, stocken, verkehrt sich drehen oder ganz stille stehn. Jede Störung im kleinen Räderwerke verlangsamt aber den Lauf des rollenden Rades der Weltkultur, zum Glück doch niemals so, daß ein vollständiger Stillstand eintreten könnte."

„Kein Stillstand?" meinte der Baumeister bedenklich.

„Höchstens ein scheinbarer!" war die Antwort. „Die Kraft, die das Schwungrad im Rollen hält, ist die Freiheit, das köstlichste Gut des menschlichen Willens. Freilich sind die Verirrungen der Freiheit zugleich die Hemmnisse des Fortschritts. Je reiner und sicherer wir den Begriff der Freiheit fassen und die Macht der Selbstsucht einschränken, desto einmütiger und nachhaltiger werden die regelmäßigen Bildungsmächte uns auf der Vorwärtsbahn erhalten."

„Und von welchen besondern Impulsen erwarten Sie eine Beschleunigung des Kulturfortschritts?" fragte ich.

Der Vorsteher erwiderte: „Erstlich von großen Gedanken, die eine Zeit erfüllen, zum andern von großen nationalen Thaten, welche die Übersetzung jener Gedanken ins Thun bilden, und zum dritten von großen Menschen, in denen jene Gedanken verkörpert erscheinen. Die drei sind also im Grunde eins. Sie entspringen dem innersten Wesen und Lebensdrange der Volksseele. Wo große Männer, große Thaten und große Ziele das Herz nicht mehr zu rascherem Schlage, die Gedanken nicht zu kühnerem Fluge und den Willen nicht zu entschiedenern Thaten treiben, da muß etwas faul sein im Staate. In einem gesunden Volke erfaßt die allmächtige Dreiheit großer Ideen, Männer und Thaten wie mit dem Zwange der Naturnotwendigkeit selbst die Lässigen und Widerstrebenden und trägt sie mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts, oft an Ufer, wohin sie kaum wollten."

Ich fügte hinzu: „In solchen Zeiten gesteigerten Lebensdranges, wo Tage in ihrer Bedeutung zu Jahren und Jahrzehnte zu Jahrhunderten werden, soll man auch nicht von charakterlosen Wandlungen reden. Ein eigensinniger, kleinlicher Selbstling bleibt, wer sich der bessern Erkenntnis verschließt und dem nationalen Lebensdrange entgegen stemmt. Wie oft kommt uns eine Erkenntnis im Sturme, die uns in der Stille des Alltags floh! Wie oft heischt eine „Wandlung" gerade den größten Mannesmut! Oder war es Feigheit, daß ein Paulus „zufuhr", als ihm die Wahrheit in die Seele flammte? Oder ist es Schwäche, daß Held Bismarck jetzt der kühne Dolmetscher nationaler Wünsche und Gedanken ist, deren Träger er teilweise früher bekämpfte? Nur der lernende Mensch lebt menschenwürdig."

„Es ist ein wunderliches Ding um den Geist der Zeit!" meinte der Bürgermeister. „Man hört sein Sausen wohl, aber die meisten wissen nicht recht, von wannen er

kommt und wohin er fährt. Wenn die Zeit einer großen Hoffnung Raum gegeben, ein großes Ziel gezeigt hat, so ruht das mächtige Etwas nicht, bis die Hoffnung erfüllt, das Ziel erreicht ist. Dem stillen Suchen und Drängen folgt ein lauteres Bohren und Zwängen und endlich ein Blitzen und Sprengen, bis die befreiende That als Kind des Gedankens geboren ist."

„Das haben wir erlebt und stehen noch mitten drin!" rief der Doktor. „Wir haben gesehen, wie sich die Lebenskraft der Nation verjüngte und die Lebensthätigkeit vervielfältigte. Es ist eine Lust, in solcher Zeit zu leben, wenn die Geister erwacht sind und zu Thaten sich aufraffen. Das letzte Bäuerlein wird mit in den Thatenwirbel gerissen und fühlt seinen Zusammenhang mit dem Ganzen. Das Bewußtsein der Kraft und die Verpflichtung, auf der Hochwacht zu bleiben und das erstrittene Thatenerbe zu schützen, treibt zu gesteigerter geistiger Thätigkeit auf allen Gebieten der nationalen Arbeit. Das ist unsere Zeit, eine große Zeit!"

„Den besten Anteil danken wir aber doch unsern großen Männern, die ihre Zeit und ihr Sehnen verstanden und ihrem Volke die Waffen zu erfolgreichem Kampfe gereicht haben!" meinte ich. „Sie leuchteten uns als Muster auf der Vorwärtsbahn voran und drückten der Zeit den Stempel ihres Geistes auf. An ihrem Vorbilde begeisterte sich selbst die Mittelmäßigkeit zu opfermutigem Streben. Ohne große Männer an der Spitze wird die Zeitaufgabe nie klar und begeistert erfaßt und die Volkskraft nie zu voller Stärke entfaltet werden. Man hat in unserer Zeit so oft den Personenkultus getadelt. Und doch giebt's kaum etwas Erziehlicheres! Die bloßen Gedanken bewegen und treiben nur hervorragende Geister, lassen aber meist die Massen kalt. Erst wenn die Ideen Fleisch und Blut in bedeutenden Menschen gewinnen, die sie als Mund der Zeit verkünden und in Thaten niederschreiben, erst dann wachsen Verständnis und Liebe dafür in der Menge, und die

Gedanken fangen an, in engern und weitern Kreisen erziehlich zu wirken und das Thatleben zu befruchten. Als Schulmann möchte ich in dieser Richtung noch ein Wort sagen. Es ist kein neumodischer Götzendienst, sondern Erzieherpflicht, wenn Schulzeitungen die Bilder pädagogischer Größen mit liebevollem Griffel zeichnen. Solche Vorbilder werben am mächtigsten für die Ideen, für deren Ausgestaltung jene ihr Leben und Streben eingesetzt haben. Sie sind die praktischen Dolmetscher zwischen Idee und Wirklichkeit, Predigt und Prediger der pädagogischen Erkenntnis als thatsächliche Einheit. Einsicht in die wahren Erziehungsbedürfnisse, Begeisterung für die Kulturideale der Menschheit und praktisches Geschick für die reale Ausgestaltung lernen sich am besten von den Größen des Faches. Darum sollten die Biographien tüchtiger Schulmänner einen bevorzugten Platz in Schulzeitungen und Lehrerbibliotheken finden."

„Da wären wir ja auf einmal mitten in der Schule!" lächelte der Bürgermeister. „Ich gehöre als Schuldezernent zwar nur in den äußern Ring derselben, bemühe mich aber, ihre Aufgaben im Lichte der Zeit und des nationalen Berufs zu verstehen und ihre Arbeit durch entsprechende äußere Organisation zu fördern. Ganz unwichtig ist das wohl nicht."

„Von größter Wichtigkeit!" rief der Doktor. „Die Organisation ist die äußere Bedingung der Produktion. Das Gute wirkt zwar überall mit der stillen, göttlichen Kraft der Aneiferung, aber es wirkt rascher und entschiedener, wenn ihm eine passende äußere Organisation zu Hilfe kommt. Unter ungünstigen Arbeitsbedingungen reibt sich die beste Kraft nutzlos auf, unter günstigen verdoppelt sich die mittelmäßige. Der mangelhafte Erfolg der Schularbeit liegt nicht immer in einer verkehrten Richtung der Pädagogik und in der Untauglichkeit der Pädagogen, sondern sehr häufig in der mangelhaften Organisation und Ausstattung des Schulwesens."

„Und in der Regel legt man den Personen zur Last, was die Organisation gesündigt hat!" fügte ich hinzu. „Eine

glückliche Organisation entbindet alle gesunden Kräfte, eine verkehrte lähmt endlich die besten."

„Wenn wir nun aus dem Weitem ins Enge, von der nationalen zur kommunalen Aufgabe zurückkehren," — sagte der Bürgermeister — „was glauben Sie noch nötig zu einer gesunden Gestaltung unseres Schulwesens? Als Schuldezernent bin ich sehr lernbegierig!"

Ich antwortete: „Erstlich muß die Schulsache als eine wichtige, das Volkswohl tief berührende Angelegenheit behandelt werden."

„Geschieht das nicht?" fragte der Bürgermeister.

„Nicht immer! Nicht immer entscheiden Einsicht und Interesse die Schulfragen, sondern oft das leidige Herkommen und die Gleichgiltigkeit. Wie kann aber eine Volkssache gedeihen, die nicht die lebendige Volksteilnahme als Unter- und Hintergrund hat? Alte Mängel des Schulwesens schleppen sich auf diese Weise in Städten und auf Dörfern wie eine ewige Krankheit fort. Die bessere Einsicht der Pädagogen scheitert so oft an dem „Wir können nicht oder wollen nicht" der Gemeinden und ihrer Vertreter. Bis jetzt geschah gemeinhin für die Schule nur das, wozu eine einsichtige Regierung nötigte oder die unerbittliche Notwendigkeit zwang. Und zeigten einzelne Schulfreunde in den Gemeindebehörden mal den warmen Drang, ein Musterschulwesen zu schaffen, da hieß es meist: „Ja, wenn's nur nicht so viel Geld kostete!" An dem heillosen Metall litten die meisten guten Vorsätze Schiffbruch. Die Fürsorge der städtischen Behörden gönnte meist den sogenannten produktiven wirtschaftlichen Interessen einen weiten Vorsprung vor den unproduktiven geistigen."

„Für alles, was notwendig ist, muß es auch Zeit und Geld geben!" schaltete der Bürgermeister ein.

„Es fehlt aber leider noch die Erkenntnis dafür, daß ein Musterschulwesen eine wesentliche und notwendige Grundlage der Volkswohlfahrt ist!" antwortete ich. „Welche Urteile

über Schule und Lehrer, über Schulaufgaben und Lehrerarbeit hört man noch! Wie selten findet sich klares Verständnis für die Bedeutung der Schule und thatkräftiges Interesse für ihre Förderung! Herkommen und Zwang haben die Schule gestaltet. Eine frische, überzeugte Initiative zu Schulbesserungen seitens der Gemeindebehörden gehört noch immer zu den seltenen Erscheinungen."

„In der vorsichtigen Wahl geeigneter Lehrkräfte finde ich eine wesentliche Bedingung zu einem förderlichen Ausbau des Schulwesens," sagte der Vorsteher. „Der Lehrer macht die Schule. Äußere Mängel weiß eine tüchtige Lehrkraft unschädlich zu machen, aber auch die besten äußern Einrichtungen vermögen die fehlende Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit nicht zu ersetzen."

„Da sind wir an dem toten Punkte, der das Schulwesen aufhält, ja zu einer rückläufigen Kurve zu zwingen droht, an der Besoldung!" rief ich. „Wie viel ist schon darüber gesprochen und geschrieben, gesagt und geklagt! Es hieße den Sturm mit dem Hauche des Mundes verstärken wollen, wenn ich noch einmal alle Gründe für eine gehaltliche Besserstellung der Lehrer aufzählte. Eins muß ich aber sagen: Die Schule kann nur dann ihre volle Leistungsfähigkeit entfalten und ihren Platz als Kulturfaktor ganz ausfüllen, wenn man die höchsten Arbeitsanforderungen an die Lehrer stellen und alle ihre Zeit, Kraft und Liebe für die Schule beanspruchen kann. Das ist aber allein möglich, wenn das Schulamt den Schulmann nährt, nicht aber, wenn es nur die Hälfte der Unterhaltungsmittel bietet, die andere aber durch Nebenerwerb mühsam suchen läßt. Es ist zwar wohlmeinend vor einer Vergleichung der Lehrer mit andern Berufszweigen bezüglich des Gehaltes gewarnt worden; er könne dadurch sein letztes Kleinod, die Berufsfreudigkeit, verlieren. Wahr! aber doch drängt sich eine solche Vergleichung auf Tritt und Schritt in den Denk- und Gesprächskreis. Ein Handwerksgeselle verdient

täglich drei Mark, der 25jährige Lehrer aber, der ein erhebliches Kapital und 6 Jahre seines Lebens an seine Berufsbildung gewandt hat, muß sich mit zwei Mark und einigen Pfennigen begnügen. Der beste, verdienteste Elementarlehrer kann es lebenslang nicht weiter als bis zu dem Mindestgehalte der jungen Theologen und Philologen bringen. Die Hälfte von dem Gehalte jener müßte man ihm doch wenigstens auf allen Staffeln der Gehaltsleiter zugestehen."

„Zu dem auskömmlichen Gehalte muß eine würdige Behandlung der Lehrer kommen!" rief der Doktor. „Wenn einzelne Lehrer unter ihrer Aufgabe bleiben und andere sich selbst durch ihre Haltung herabsetzen, so darf das kein Grund sein, den ganzen ehrenwerten Stand und seine Glieder geringschätzig zu behandeln. Kein Stand bedarf mehr als der Lehrerstand zur Erreichung seiner Ziele des Ansehens. Die Autorität erzieht im Kindesalter viel mehr als die Einsicht. Woher soll aber erziehliche Autorität in der Öffentlichkeit kommen, wenn die Lehrer von den Behörden und Eltern als niedrigere Kaste behandelt werden?"

„Die schwerste Aufgabe für den Schuldezernenten in N. wird der Bau neuer Schulhäuser sein!" meinte der Baumeister. „Unsere Schulhäuser sind eine wahre Musterkarte von Gesundheitswidrigkeiten und baulichen wie pädagogischen Versündigungen: alt, dunkel, schief, zu eng, an lärmenden Verkehrsplätzen, ohne Spielhof, weit auseinander! Nur das Gymnasium erfreut sich einer räumlichen Einheit, alle übrigen Schulen sind zerrissen und liegen mit ihren Klassen zerstreut umher. Woher aber Geld zu allen Neu-, Um- und Anbauten nehmen? Da werden viele fromme Wünsche noch lange auf Erfüllung warten können."

„Das denke ich nicht!" sagte der Bürgermeister. „Was geschehen muß, das wird auch geschehen. Was die geistige und wirtschaftliche Wohlfahrt der Stadt fördern und den Kampf ums Dasein erleichtern kann, das leidet keinen Aufschub.

Unsere Maßnahmen dürfen nicht auf heute und morgen, sondern müssen auf lange Zeiträume bemessen sein. Nur der Kurzsichtige lebt allein der Gegenwart, aus der Hand in den Mund. Der Umsichtige besinnt sich auf die Vergangenheit und die historischen Werdegesetze, um die Art und die Bedingungen des künftigen Wachstums zu finden. Der Vorsichtige endlich blickt in die Zukunft, macht der Entwicklung freie Bahn und sorgt für künftige Bedürfnisse. Befriedigung gegenwärtiger Bedürfnisse und Erleichterung künftiger Entwicklung! muß unsere Losung sein. Unsere Vorfahren haben uns nichts als Aufgaben hinterlassen. Wir wollen unsern Nachfahren offene, feste Wege zu gedeihlicher Weiterentwicklung zeigen und ihnen gesunde Werdebedingungen schaffen. Wir legen uns für sie jetzt schwere Lasten auf. Recht und billig ist's, daß sie daran mittragen. Das geschieht, wenn wir eine Tilgungs-Anleihe aufnehmen, die sich in langen Zeiträumen als wohlverteilte Last abträgt. Daß wir die lästige Zins-Haftpflicht für die neue Eisenbahn auf 10 Jahre übernommen haben, schelten manche unklug und übereilt. So nötig unserem Verkehr aber die neue Bahn, so nötig war das Opfer seitens der Stadt. Eine neue Bahn erleichtert und belebt den Verkehr und erhöht den Gewinn einer Stadt so wesentlich, daß das Opfer des Stadtsäckels wenig sagen will gegen die Vorteile, die Tausende der Bürger davon haben. Nicht um eines wohlgefüllten Stadtsäckels willen sind die Steuerzahler da, sondern der Stadtsäckel ist für die Wohlfahrt der Bürgerschaft da. Das gilt auch von den Schulbauten. Da das Bildungsgut für unser sittliches und wirtschaftliches Gedeihen unentbehrlich ist, ja fortgesetzter Mehrung bedarf, so müssen wir auch würdige und angemessene Bildungsstätten haben. Wir bauen sie für Gegenwart und Zukunft. Mag die Zukunft daran auch mitbezahlen!"

Wir alle nickten den Worten des Bürgermeisters lebhaft Beifall zu. Ich äußerte noch: „In die gesunden und zweckmäßigen Schulhäuser müssen gute und mannigfaltige Lehr-

mittel kommen. Das Lehrerwort bedarf häufig der Anschauungsmittel, wenn es in den Schülern zur lebendigen Vorstellung werden soll. Wie sehr fehlt es aber noch an guten Lehrmitteln in allen unsern Schulen! Ich erinnere nur daran, daß die höhere Töchterschule physikalischen Unterricht, aber keine physikalischen Lehrmittel hat.

„Weiter müßte den Leitern der einzelnen Schulanstalten eine größere Selbständigkeit in der Beschaffung von Lehrmitteln und in der Beseitigung kleiner Mängel und Schäden eingeräumt werden. Wie viele Wege und Schreibereien kostet das immer!

„Endlich müßte aus dem Schulaufbau eine überflüssige Bildung, wie die beiden Vorschulen, entfernt, dagegen eine Fortbildungsschule mit gesetzlichem Zwange als Oberbau der Volksschule eingerichtet werden. Die Gliederung des Schulwesens muß allen Bildungsbedürfnissen und Bevölkerungsschichten gerecht werden, darf aber nirgends den Kastengeist nähren, den innern erziehlichen Zusammenhang zerreißen, einen naturgemäßen Bildungsabschluß und eine gleichmäßige Fürsorge der städtischen Behörden vermissen lassen."

„Da hätte ich ja meinen Aufgaben- und Arbeitszettel als Schuldezernent," sagte lächelnd der Bürgermeister. „Lang genug ist er! Möchte mir nur einiges davon glücken! Im ganzen sind wir ja einig; im einzelnen wird sich über manches reden lassen. Das Einverständnis mit den Fachmännern muß ermutigend auf meine Arbeit wirken. — Doch da schimmert und plätschert das Wasser der Thyra! Wir sind zur Stelle. Nun zu etwas anderem, zu unserer Tagesaufgabe!" —

Schön wie der Hinweg war das heitere Vesperbrot im Buchenschatten und der abendliche Heimweg. Manches Korn der Unterhaltung ging später als hoffnungsreiche Saat auf. In dem angedeuteten Rahmen verwaltete Herr Bürgermeister B. als Magistratsvertreter 5½ Jahre lang das Schulwesen der Stadt N. Segensreich war seine Thätigkeit für die Stadt

und das Schulwesen. Es war keine stürmisch niederreißende und neuschöpferische, sondern eine das Alte schonende und das Neue daran anknüpfende. Sein peinlicher Gerechtigkeitssinn scheute den Sturm- und Gewaltschritt. Trotz der kurzen Zeit und der zahlreichen Hemmnisse erreichte er viel. Nicht alles, was er wünschte und wollte! Bis zu dem letzten Ziel: Musterschulwesen! war noch mancher Schritt zu thun. Unterlassungssünden von Jahrhunderten lassen sich nicht sprungweise sühnen. Die üble Finanzlage der Stadt und viele bislang zurückgedämmte, jetzt aber begehrlich an den Stadtsäckel herandrängende Bedürfnisse erschwerten seine Schulaufgaben ungemein. Dagegen wurden seine Absichten warm gefördert durch die Mitglieder des Magistrats und die Stadtverordneten. Hier fand sein Vorgehen meist Verständnis, Beifall und thatsächliche Unterstützung, soweit die übrigen Anforderungen an die Stadtkasse letzteres zuließen. Ja, wenn die Schulfrage keine Geldfrage wäre!

Von dem, was zur Zeit seiner Amtsführung für Hebung des Schulwesens geschah, greife ich nur einzelne Punkte heraus, um den Geist der städtischen Schulverwaltung zu kennzeichnen.

1. Die Schule wurde in ihrer Wichtigkeit für die geistige und sittliche Wohlfahrt des städtischen Gemeinwesens anerkannt, von der öffentlichen Meinung getragen und in ihren Angelegenheiten mit Wohlwollen und eingehender Sorgfalt behandelt.

2. Bei der Wahl der Lehrer verfuhr Herr B. mit der größten Gewissenhaftigkeit. Politische und kirchliche Standpunkte durften niemals hineinreden, sondern allein die Tüchtigkeit des Mannes gab den Ausschlag. Um bewährte Lehrer zu gewinnen, wurde die auswärtige Dienstzeit angerechnet. Drei Bewerber berief man in der Regel für eine erledigte Stelle zur Lehrprobe. Die Vorschläge und das Gutachten des betreffenden Schulleiters gaben meist den Ausschlag bei einer Wahl.

3. Die Besoldung der Lehrer wurde zeitgemäß geregelt. Wie sehr Herr B. bestrebt war, dem Bedürfnis annähernd

gerecht zu werden, erhellt wohl daraus, daß auf seine Anregung zwei Jahre hinter einander die Gehaltsstaffel der Lehrer in günstiger Weise abgeändert wurde. Die Regierung zollte dem Eifer und dem Wohlwollen der städtischen Behörden in der Behandlung von Schul- und Lehrerfragen Anerkennung. Für Gymnasium und Realgymnasium, beide zum Unglück für den Stadtsäckel städtischen Patronats, scheute Herr B. weder Worte noch Wege, um die Einführung des Normaletats zu ermöglichen.

4. Die würdige Behandlung der Lehrer war ein natürlicher Ausfluß seines edlen, freundlichen Wesens. Er behandelte sie mit der Rücksicht, die der gebildete Mann, unbeeinflußt durch seine höhere Stellung, dem gebildeten Manne schuldig ist. Alle mündlichen Bescheidungen, persönlichen Berührungen, schriftlichen Verfügungen, amtlichen Verhandlungen waren von dem Geiste rechter Bildung durchhaucht. Selbst abschlägliche Bescheide verloren den Stachel durch die milde Form. Es ist nicht überall so. Wie viele Beamte fügen zur Abweisung noch die Kränkung, zur Gewährung noch irgend eine bittere Pille. „Spott zum Leide, das ist Gift auf Schwertes Schneide!“

5. Die Herstellung ordentlicher Schulhäuser strebte er mit aller Kraft an. Er brach die Bahn, die später verfolgt wurde. Die Realschule erhielt den erforderlichen Anbau, ebenso die höhere Töchterschule ihren Ausbau. Die Mittelschule für Knaben und Mädchen wurde in einem Hause vereinigt, für die Volksschule der Bau eines großen, schönen Schulhauses beschlossen und der Kostenbetrag schon in die Anleihe von 1½ Mill. Mark mit aufgenommen. Wie viele Vorarbeiten, Worte und Wege das alles gekostet hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

6. Lehrmittel gab es in den Schulen fast gar nicht oder nur in schüchternen Versuchen. Das Wort mußte überall die Anschauung ersetzen. Nun erhielt jede Schule die nötigen Lehrmittel und einen bestimmten Geldbetrag zu jähr-

lichen Anschaffungen. Einem jeden begründeten Antrage auf Lehrmittelbeschaffung wurde Folge gegeben. So wurden allmählich die gesundheitswidrigen Schulbänke gegen brauchbare vertauscht, alle äußern Erfordernisse für den Unterrichtsbetrieb willig beschafft, für die Lehrer eine gemeinsame Bibliothek gegründet u. s. w. Kurz, der Fortschritt auf diesem Gebiete und damit auch der Erfolg des Unterrichts war der erfreulichste.

7. In die Leitung des Schulwesens kam ebenfalls eine sichere Ordnung. Alle Schulen, die zweiklassige katholische ausgenommen, hatten pädagogisch gebildete Leiter, denen innerhalb des gesetzlichen Rahmens volle Wirkensfreiheit gelassen wurde. Niemals zeigte sich eine unbequeme Nörgelsucht oder ein vielgeschäftiges Befehlshaberspielen. Die geistliche Lokal-Schulaufsicht wurde aufgehoben. Um bei Reparaturen und kleineren Beschaffungen den kürzesten Weg zum Ziele einzuschlagen, wurde jedem Schulleiter ein Geldbetrag übergeben, über dessen Verwendung er nach dem Verbrauch nur Rechnung zu legen hatte. Die beratende Schulbehörde neben dem Magistrate war die Schuldeputation. Sie setzte sich zusammen aus dem Schuldezernenten als Vorsitzenden, aus Stadtverordneten und Vertrauensmännern der Bürgerschaft, dem Superintendenten, der zugleich Kreisschulinspektor war, dem katholischen Dechanten und den einzelnen Schulleitern. Die Sitzungen wurden regelmäßig gehalten, die Beratungen in schönster Eintracht gepflogen. Wenn auch die Beschlüsse keine bindende Macht für den Magistrat hatten, so wurden sie doch meist genau ausgeführt.

8. Die innere Organisation des Schulwesens kam zu einem vorläufigen Abschlusse. Die verschiedenen Schularten wurden durch die Einheit des pädagogischen Gedankens und eine einheitliche Leitung zusammengehalten. Es gab ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine höhere Töchterschule (später sogar eine zweite private), leider auch zwei Vorschulen, eine Mittelschule für Knaben und Mädchen, eine Volksschule und eine katho-

lische Schule. Letztere war ein Gegenstand besonderer Sorge für Herrn B. Trotz des gewissenhaften Lehrers gehörte sie nach Einrichtung und Zielen in die Reihe der einklassigen Dorfschulen. Der wackere Lehrer, statt an der Wohlthat der städtischen Gehaltsordnung teil zu haben und in den teuren Zeitläuften eine Gehaltsaufbesserung zu erfahren, sah sein Einkommen durch die Zahlungsweigerung vieler Eingeschulten sich verringern. Der Magistrat machte die ernstesten Anstrengungen, um die Schule — freilich mit Patronatsrechten — zu übernehmen und sie entweder mit konfessionellem Charakter fortbestehen zu lassen oder sie mit der Volksschule zu einer Simultanschule zu verschmelzen; aber die katholisch-kirchliche Schulbehörde wollte nicht auf gewisse Vorrechte verzichten. So schleppte sich nun zwischen Magistrat, Kommissariat, Regierung und Ministerium die Sache jahrelang unerquicklich und resultatlos hin. Die Volksschule war aus den einzelnen ehemaligen Kirchschulen einheitlich aufgebaut. Ihre Kinder waren schulgeldfrei. Die frühere Klassenüberfüllung wurde durch Gründung vieler neuer Klassen beseitigt. Die Mittelschule im Sinne der Allgem. Bestimmungen vom 15. Okt. 1872 entstand aus der ehemaligen Bürgerschule. Ihre Einrichtung war ein besonderes Verdienst des Herrn B. Ihre Schülerzahl wuchs trotz des erhöhten Schulgeldes in 2 Jahren von 830 auf 950. Auch der Ausbau der höheren Töchterschule machte nach verschiedenen Richtungen hin Fortschritte. Vor allen Dingen erfuhr der Turnunterricht eine mächtige Förderung. Besondere Verdienste um denselben erwarb sich der äußerst rührige und tüchtige Turnlehrer W. In allen Schulen wurde unter der Leitung fachkundiger Lehrer planmäßig geturnt. Auch das Mädchenturnen entwickelte sich in der Mittel- und höheren Töchterschule zur erfreulichsten Blüte. Kurz, überall waren die Grundzüge einer gesunden Schulgliederung gewonnen, die eine gedeihliche Schularbeit ermöglichten und förderten.

9. Eine Kinderbewahranstalt mit Volkskindergarten

wurde zum Unterbau und eine gewerbliche Fortbildungsschule zum Oberbau der Volksschule gemacht.

Auf dem ganzen Schulgebiete zeigte sich Entwicklungsdrang und zielbewußtes Streben. Wenn nun auch der Zeit, den Umständen und den treuen Mithelfern ein guter Anteil daran gebührte, so kann doch das erste Verdienst dem Manne nicht bestritten werden, der von amtlicher Stelle den Anstoß gab oder dem Schaffensdrange anderer die Bahn freimachen half.

Zu seiner Charakterisierung lasse ich noch einige Aussprüche von ihm folgen, wie sie, wenn auch nicht immer wörtlich, so doch dem Sinne nach in meinem Gedächtnis geblieben sind.

„Ich habe nur allgemeine Ideen über die Erziehung und die Hebung der Volksbildung. Die Übersetzung in pädagogische Thaten muß ich den Männern von Fach überlassen, und ich bin glücklich, wenn ich solche finde, die für diese Ideen Verständnis und für ihre Ausführung Geschick und Eifer haben. Ihnen lasse ich gern die vollste Wirkensfreiheit."

„Für die geistigen Interessen kann nicht genug gethan werden, denn von ihnen geht die Befruchtung der menschlichen Thätigkeit auf allen Gebieten aus."

„Ich freue mich besonders über das, was der Bildungsdrang aus sich selbst heraus erschafft."

„Bei Besetzung einer Schulstelle gebührt dem Schulleiter die erste Stimme. Hat man seine Absichten gebilligt, hat man Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit, so darf man ihm die Mittel, mit denen er jene Ziele erreichen will, nämlich die rechten Mitarbeiter, nicht verweigern."

„Wer seine Mitarbeiter oder Untergebenen für die Arbeitsziele zu begeistern weiß, der hat das Höchste erreicht. Hierin liegt die wahre Führergabe."

„Wenn kleinliches Mißtrauen die Marschroute der Arbeit schreibt, so werden Arbeiter und Arbeit meist selbst kleinlich."

„Ich habe ja nichts weiter gethan, als einige Arbeitshemmungen beseitigt."

„Das habe ich erkannt, daß das Schulwesen nur unter Leitung pädagogischer Fachmänner gedeihen kann.“

„Es wird die Zeit kommen, daß die Schuldezernatsgeschäfte einem Fachmanne, etwa einem städtischen Schulrate, übertragen werden.“

„Wie kann man einen Lehrer anders als würdig, als einen gebildeten Mann behandeln, den Mann, dem man das Liebste, seine Kinder, anvertraut?“

„An sich muß man probieren, wie eine Sache auf andere wirkt. Was Du Dir nicht gethan haben willst, das thue auch andern nicht.“

„Mir ist jeder recht, der's recht meint. Nach dem Rocke darf man den Mann nicht beurteilen.“

„Mit den Personen sinkt und steigt die Sache. Darum muß man tüchtige Menschen auch um jeden Preis zu halten suchen.“

„Kommen Sie, so oft Sie wollen, die Pflicht langweilt mich nie!“

„In einem Gesetz, in einem Regulativ darf keine Hinterthür offen bleiben, damit keine Schmuggelei getrieben werden kann. Die Gerechtigkeit ist nur eine für alle.“

„Es giebt Dinge in der Schulverwaltung, die so für sich selber sprechen, daß kein Wort der Erläuterung nötig sein dürfte. Und doch predigt man nicht selten tauben Ohren. Nur das Interesse giebt Verständnis. Ich verwechsele die Personen nicht mit den Ideen, die sie vertreten. Zuweilen können die Ideen begeistern, aber die Personen kalt lassen.“

„Man muß den Mut haben, alte Deckel, die den Fortschritt hemmen, abzuschlagen und dem Entwicklungsdrange Raum zu schaffen.“

„Zähigkeit ist die bessere Hälfte des Mutes.“

„Sie sehen die Sache als Pädagog an; ich muß noch andere Augen haben. Da gilt's, feindliche Interessen zu versöhnen und den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden.“

Schließlich fasse ich die Verdienste des Mannes um die

Verwaltung und Gestaltung des Schulwesens in N. in dem Trinkspruche zusammen, den ich bei dem Abschiedsmahle auf den Schuldezernenten, wie er sein soll, ausbrachte.

„Wie der Mensch das Maß aller Dinge, so ist unser Beruf das Augenglas, durch welches wir Menschen und Zustände sehen und beurteilen. Das mag einseitig, ja kleinlich erscheinen, aber es ist seelisch berechtigt. Ohne Begeisterung für den Beruf ist es unmöglich, das Höchste in demselben zu leisten. Sie werden es also, meine Herren, begreiflich und verzeihlich finden, wenn ich als Schulmann in dem Scheidenden zunächst nur den Schuldezernenten feiere. In meinem 18jährigen Berufsleben habe ich die verschiedenartigste Behandlungsweise der Schulangelegenheiten kennen gelernt, eine bessere, als sie Herrn Bürgermeister B. eignet, nicht. Durch Erziehung und Unterricht, d. h. durch eine gute Schule, die Bildungshöhe und damit das Volkswohl heben, alle Hindernisse der Bildungsarbeit möglichst hinwegräumen, den Bildnern des heranwachsenden Geschlechts eine würdige Stellung verschaffen, den verschiedenen Bedürfnissen möglichst gerecht werden, den einzelnen Arbeitern Freiheit für die Arbeit verschaffen und die ganze Verwaltung mit einem Hauche vornehmen Anstandes verschönen: das waren die klaren Absichten seines Wirkens. Ihm verdankt die Stadt ein sichtliches Aufblühen des Schulwesens in den letzten Jahren. Möge die Blüte zur Frucht reifen, unserer Stadt zum Heil und dem Manne, der sie zeitigen half, zur Ehre."

Ich aber rechne es unter die besten Gaben der Vorsehung, die ich in dem freundlichen N. gefunden habe, daß ich fast drei Jahre der Mitarbeiter und Freund dieses trefflichen Mannes habe sein dürfen.

18. Ein Fröbeltag und was ihm folgte.

Der Fröbelverein tagte in N. Die meisten Größen der Fröbelsache, Männer und Frauen, kamen von allen Enden

Deutschlands zusammen. Es waren bekannte und gewichtige Namen darunter.

Ich gehörte zum Ortsausschuß, half die Gäste unterbringen und ihnen den Aufenthalt angenehm machen. Ein begeisterter Fröbeljünger war ich nicht, da ich mich mit der Sache nicht eingehend beschäftigt hatte. Ja, ich teilte lange das Vorurteil vieler Lehrer, daß der Kindergarten der Schularbeit vorgreife und frühreife, vorlaute Schwätzer und unruhige Störer erziehe.

Den Verhandlungen des Vereins folgte ich geduldig und achtsam; manchen guten Gedanken nahm ich mit heim, und manche irrige Meinung berichtigte ich. Wenn ich auch in Friedr. Fröbel nicht wie seine schwärmerischen Anhänger den Apostel einer neuen Erziehungs-Offenbarung sehen konnte, so lernte ich doch die Verdienste des Mannes um eine harmonische Entwicklung der Menschennatur würdigen, seine wertvollen Beobachtungen über das Kind und sein Wesen schätzen, seine Kinderliebe und seine Begeisterung für gesunde Menschenerziehung bewundern.

Einzelne der besonders betonten Gedanken können nicht laut genug gepredigt werden, z. B.: Der Mensch als „Gliedganzes" muß nach den Lebens- und Entwicklungsgesetzen der Natur harmonisch erzogen werden und sich von Haus aus als Ganzes, aber doch zugleich als Glied einer größeren Gemeinschaft fühlen lernen. Seine Kräfte und Anlagen dürfen nicht vereinzelt, sondern müssen in steter Verbindung mit einander ebenmäßig entwickelt werden. Die planmäßige Erziehung muß schon im zarten Kindesalter beginnen und lückenlos fortschreiten. Das Spiel muß als Vorschule der Arbeit nach erziehlichen Grundsätzen geregelt werden. Spielend sind die Kleinen in die Erkenntnis-, Schönheits- und Lebensformen einzuführen, die später das Glück ihres Daseins ausmachen sollen. Die Schule muß den innigsten Anschluß an das Leben suchen. Um dem Leben recht zu dienen, muß sie

vom Leben Regel und Richtschnur für ihre Arbeit erlauschen. Im Thun vollendet sich der Mensch, nicht im gefühlsseligen Schwärmen oder im klugen Schwatzen. Darum sind schon die Kinder in das Thatleben immer soweit einzuführen, wie ihre geistigen und körperlichen Kräfte reichen.

Fast noch mehr als die Reden fesselten mich die Redner. Ein Berliner Gymnasiallehrer, der ein Seminar für Kindergärtnerinnen leitete, sprach mit Feuer, Schwung und Treffsicherheit. Der Schnitt seines Gesichtes und seine Beweglichkeit erinnerten an seine morgenländische Abkunft. Die christliche Taufe hatte die Eigenart seines Volkes nicht verwischt, aber seine Gaben auf andere Ziele gelenkt.

Einen auffallenden Gegensatz bildete die stattliche, schöne Erscheinung eines andern Berliners, der mit vornehmer Ruhe, ja etwas von oben herab in den Gang der Verhandlungen eingriff. Er hatte sich durch ein „Handbuch der Fröbelschen Erziehungsmethode“ in besonderes Ansehen gesetzt.

Sehr praktisch und nutzbar waren die Darlegungen des gemütlichen, rundlichen Thüringers Köhler, rednerische Feuerwerke aber die Ausführungen seines Schwiegersohnes Dr. W., der sich unermüdlich zum Worte meldete.

Eine Leipziger Dame sprach mit solcher Ruhe, Glätte und Klarheit, wie ich's noch nicht aus Frauenmund gehört hatte. Ein würdiger pastoraler Herr aus Süddeutschland redete den Kleinkinderschulen auf christlicher Grundlage und nach der Weise eines Oberlin warm das Wort. Eine reiche Erfahrung und schöne Erfolge gaben seinen Worten einen vertrauenswerten Untergrund.

Der gelehrteste, aber wunderlichste Kauz in der Versammlung war ein kleines, rundes Männlein, das den Titel Doktor, aber das Habit eines Landstreichers trug. Er selbst kennzeichnete sich kurz so: „Ich bin Jude durch Geburt, Christ durch die Taufe und Atheist durch Überzeugung“. Er reiste als Volksredner, sprach kenntnisreich und gewandt, roch aber

schon auf fünf Schritte nach Fuhrmannsherberge. Ein namhafter Gelehrter der Stadt, dem er als Gast zugewiesen war, soll gesagt haben: „Wenn man ihn hört, möchte man ihn küssen; wenn man ihn sieht, möchte man ihn in den Hundestall verweisen.“

Was ist Wissen ohne Thun, Reden ohne Selbstzucht, Wahrheit ohne Schönheit! Ohne einen Hauch von Schönheit kann man sich keine beglückende Lebensform denken. Ordnung und Reinlichkeit sind aber die ursprünglichsten Formen der Schönheit.

Ich kam mehrmals mit dem Manne zusammen und freute mich über sein reiches Wissen und seine vielseitigen Erfahrungen. Mein Genuß würde jedoch reiner gewesen sein, wenn ich nur die Ohren offen, Augen und Nase aber geschlossen hätte halten können. Er hielt uns z. B. einen Vortrag über das spanische Theater mit solcher Sachkenntnis, Klarheit und Schönheit, als ob er dort auf den Brettern geboren und im Lampenlichte groß geworden wäre. Leider mußte ich dabei immer denken: „Wenn er sich doch nur wüsche!“

Als ich einer Nachbarin eine ähnliche Bemerkung zuflüsterte, erwiderte sie: „Er ist ein lebendes Beispiel von der Macht der Gewöhnung im ersten Kindesalter. Seine Eltern ließen ihn, abgeschlossen von aller Welt, in allerlei geistlichen und religiösen Übungen, aber in leiblicher Verwahrlosung aufwachsen, weil sie in ihm den künftigen großen Propheten sahen.“

Unter den Frauen des Fröbelvereins war Frau von Mahrenholtz die anziehendste Erscheinung. Ihr zu Ehren veranstaltete die Institutsvorsteherin Frl. A. F., von der ich später noch erzählen werde, eine kleine Abendgesellschaft, zu der auch Bürgermeister B., der städtische Schuldezernent, und ich eingeladen wurden.

Die bejahrte Dame mit dem geistvollen, adeligen Gesichte und den feinen Umgangsformen sprach viel und gut. Sie hatte viel erstrebt und erlebt, gedacht und vollbracht. Für Fröbel schwärmte sie wie ein junges Mädchen und zeichnete

das Bild des Meisters mit Sonnenfarben. Sie erzählte, wie viel sie von Fröbel gelernt, wie er sie für Menschenerziehung begeistert, was sie in seinem Geiste gearbeitet und für seine Ideen gelitten habe. Sogar in Italien hatte sie Kindergärten gegründet.

„Und hier will die Sache nicht in raschen Fluß kommen!" wandte sie sich lebhaft an den Bürgermeister B. „Die großen Gedanken Fröbels, welche die Herrschaft verdienen, werden höchstens geduldet!"

„Wir haben drei Kindergärten, gnädige Frau!" sagte B. in seiner verbindlichen Weise.

„Aber nur für die höheren Stände!" rief sie. „Volkssache, Volkssache muß die Fröbelsache werden!"

„Das wünschen wir auch und fördern sie, zwingen aber niemand dazu!" meinte B. „Unleidlich wäre ein Zwang, der schon die Erziehungsfreiheit der Eltern in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder beschränkte. Ich mißtraue den Gedanken, die den weltlichen Arm zu Hilfe rufen. Jeder rechte Gedanke muß die sieghafte Kraft in sich selber tragen."

„Und wenn er sie hat," — erwiderte Frau v. M. — „was hilft's, wenn ihn Unverstand, Gleichgiltigkeit, Unwissenheit und Bosheit verschütten und einengen! Auch der beste Gedanke braucht Raum, um den Hebel zur That anzusetzen, und eine starke Hand, um den Gegendruck zu überwinden. Wohlwollendes Gehenlassen kommt auch den Gegnern zugute."

„Die Verwaltung schafft Freiheit für jedes rechte Thun und weist ungesetzliche Angriffe und Erschwerungen zurück. Was kann sie mehr?" fragte B.

„Die Stadtverwaltung muß Volkserziehung werden!" rief Frau v. M. „Alle Maßnahmen müssen einen erziehlichen Untergrund haben. Mit der Jugend muß der Anfang gemacht werden, und zwar mit der Jugend der untersten Volksschichten, die der Gefahr des leiblichen, geistigen und sittlichen Verkommens am meisten ausgesetzt ist."

„Wir haben eine Kinder-Bewahranstalt für diese Volkskreise!" meinte B.

„Für 20 Kinder in einer Stadt mit 25000 Einwohnern! Das ist ein Tropfen, ja noch nicht mal ein ganzer Tropfen auf einen heißen Stein!"

„Wir haben auch einen Armenverein, der sich mit Einsicht und Liebe der Armen annimmt und ihre Not zu lindern sucht!" wandte B. ein

Ihm erwiderte die begeisterte Frau: „Er lindert die Not, beugt ihr aber nicht vor; er bessert allerlei umher, aber erzieht nicht; er pflastert klaffende Wunden dürftig zu, verhütet sie aber nicht. Das ist die altgewohnte bequeme Praxis! Daß man immer erst zum Handeln kommt, wenn das Unglück geschehen ist! Wahre landes- und stadtväterliche Sorge verhütet die Übel, indem sie das Volk bis in die letzte Schicht rechtzeitig und folgerichtig für ein thätiges, sittliches Leben erzieht. Warum läßt man die sechs ersten Lebensjahre ganz außer acht?"

„Haben wir nicht Eltern und ein Familienleben? Sind hier nicht die stärksten erziehlichen Mächte, Gewohnheit und Liebe, thätig?" fragte B. mit seinem feinen, wohlwollenden Lächeln.

„Ja, wenn es wäre, wie es sein sollte!" rief Frau v. M. „Aber wie oft kennen die Eltern ihre Pflicht nicht oder verkennen die Gefahren! Wie oft haben sie weder Zeit noch Einsicht noch Geduld, um die Kleinen vom Bösen abzuhalten und zum Guten anzuhalten! Die Gewöhnung artet in Verzerrung, die Liebe in Selbstsucht aus. Nein, nein! Die Erziehung ist eine schwere Kunst, das Elternhaus aber oft ein schlechter Künstler. Die Verwaltung hat die Pflicht, allen Mängeln abzuhelfen. Hier ist ein offenkundiger Mangel, also muß sie helfend eingreifen. Sie hat eine höhere Aufgabe als die Rechtspflege. Sie soll nicht nur Auswüchse durch polizeiliche Maßregeln abschneiden, sondern durch förderliche Ein-

richtungen alle gesunden Volkskräfte entbinden und auf rechte Ziele hinlenken. Sie muß überall den Quellen der Übel nachforschen und sie zu verstopfen suchen. Stärkung aller guten Kräfte ist zugleich Hemmung und Unterdrückung der bösen Mächte. Bis zu der frühesten Jugend ist die stadtväterliche Sorge meist noch nicht gestiegen. Weil da noch nichts erworben und nichts verbrochen wird, läßt man die Kleinen außer Rechnung. Und doch bildet sich die Richtung des Geistes und Gemütes in dieser Zeit! Soll sie eine rechte werden, so müssen alle schädlichen Einflüsse abgewehrt, gute Beispiele gezeigt, kindliche Spiele zur Vorschule der Arbeit gemacht und die Kleinen Schritt für Schritt in ein thätiges Leben eingeführt werden. Die rechte Arbeit wird unser Volk erlösen von seinen Übeln. Lust und Geschick zu denkendem Thun und zu harmonischer Lebensgewöhnung muß aber schon im vorschulpflichtigen Alter gepflegt werden. Die Erziehung ist eine Kette; sie duldet keine Lücken und Brüche. Am nötigsten ist sie für unsere Arbeiterbevölkerung. In den Massen glimmt die Gefahr für unsern Gesellschaftsbestand. Nur liebevolle, stetige Volkserziehung kann die verderblichen Funken auslöschen. Die Menschenliebe und die Vorsicht fordern, daß hier der Hebel kräftig angesetzt werde. Kein größerer Ort sollte ohne Bewahranstalt mit Volkskindergarten sein!"

Fräulein A. F. sagte: „Etwas Stimmung ist wohl da, aber allerlei Bedenken lassen nicht anfangen, und kleine Mißerfolge hemmen so leicht den Fortgang. Nur Beharrung führt aber zum Ziel. Der Kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem er scheidet, jenes nicht, wo dereinst landet der mutige Flug."

Nach einer kleinen Pause sagte ich: „Ich muß Ihnen darin beistimmen, gnädige Frau, daß ein Volkskindergarten mit einer Bewahranstalt von der größten Bedeutung für das Volkswohl ist. Die Eltern gewinnen freie Hand für den Erwerb; die Kinder verkommen nicht mehr im Schmutz, ent-

behren nicht mehr der leiblichen Pflege, verdummen nicht mehr im stumpfen Hinbrüten, verrohen nicht mehr durch das schlechte Beispiel der Gasse, und werden durch fröhliche, sinnige Spiele geistig angeregt und auf die künftige Thätigkeit gerüstet. Auch für unsere Stadt wäre er eine Wohlthat. Und er muß einzurichten sein! Mit Hamann sage ich:

Allen Kleinmut eingestellt,
Zweifle nicht an bess're Welt!
Alle Trägheit eingestellt,
Wirke für die bess're Welt!
Alle Selbstsucht eingestellt,
Sterbe für die bess're Welt!"

Frau v. M. sah mich dankbar an. „Ist der Herr Bürgermeister auch überzeugt?" fragte sie lächelnd.

„Überzeugt wohl, aber noch nicht klar über die Ausführung!" war die Antwort.

„Vouloir c'est pouvoir!" sagte die Freifrau dringend. „Mehr als Ihren Entschluß, zu wollen, verlange ich nicht. „Wollen Sie, dann, bitte, schlagen Sie ein!"

Sie hielt ihm ihre weiße, schöne Hand hin. Zögernd legte der bedächtige B. die seine hinein. „Ich enge ungern mein Thun durch Versprechen ein!" meinte er in seiner ruhigen, freundlichen Art. „Wer zwischen Plan und Ziel die Hindernisse sieht, der verspricht wenig, thut aber desto mehr. Versprechen kann ich nur, an meinem Teile zu thun, was möglich ist, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich kann nicht so leichthin mit dem Dichter sprechen: „Was dich reget, sei die Sache, die du thust, nicht ihre Folgen!"

Die kühle, fast abweisende Art des Herrn B. sagte der greisen und doch noch jugendlich stürmischen Aristokratin wenig zu. Ein leises Mißvergnügen beschattete ihre Züge.

Beim Abschiede sagte ich zu ihr: „Ihr Wunsch wird That werden. Gegen alles Neue beobachtet Herr B. zunächst kühle Zurückhaltung und wahrt sich volle Gedanken- und

Aktionsfreiheit. Ist er jedoch überzeugt, dann entfaltet er die regste, nachhaltigste Thätigkeit. Er verspricht wenig, erreicht aber viel. Jetzt will er, und das ist genug. An mir soll er einen überzeugten Helfer haben."

Ein heller Augenblitz und ein warmer Händedruck belohnten mich. —

Die städtische Bewahranstalt für 15—20 arme Kinder siechte so dürftig hin. Die Bürgerschaft bekümmerte sich wenig darum. Ein Vorstand verwaltete sie, kam aber selten zusammen. Der Vorsitzende und der Schriftführer besorgten, was die Notwendigkeit forderte und die knappen Mittel erlaubten. Der Vorsitzende war einer der hervorragendsten Männer der Stadt, ehemaliger Präsident einer hohen Behörde, geistvoll, kunstsinnig, witzig und gewandt.

Den Vorsitz in dem Vorstande der armen Anstalt hatte er übernommen wie andere Ehrenämter, als Beweis der Hochschätzung seitens der Bürgerschaft, jedoch ohne tieferes Interesse an der Sache.

Im Laufe der Zeit war die Reihe der Mitglieder lückig geworden, eine vorschriftsmäßige Ergänzung aber hatte nicht stattgefunden. Ich gehörte als Rektor der Bürgerschulen zu den ständigen Mitgliedern, war aber noch keinmal zu einer Sitzung gekommen. Nun beantragte Herr B. als Magistratsvertreter aufgrund der Statuten die Ergänzung des Kuratoriums, die Neuwahl des Vorstandes und eine Erweiterung der Anstalt.

Zunächst wurden eine Anzahl Herren und Damen in das Kuratorium gewählt, um die vorgeschriebene Zahl zu füllen. Hierauf erfolgte die Wahl des Vorstandes. Der Präsident leitete dieselbe in der behaglichen, sicheren Weise, die eine lange Gewohnheit verleiht.

„Mündlicher Zuruf wird genügen?" schlug er vor.

„Die Abstimmung soll durch Stimmzettel stattfinden!" wandte der Bürgermeister ein.

„Nun denn durch Stimmzettel! Hier ist Papier! Werden wir genug Bleistifte haben?"

Es fanden sich genug.

„Zunächst ist der Vorsitzende zu wählen!" erinnerte der Präsident. Die Zettel wurden verteilt, beschrieben und in der Urne gesammelt. Der Präsident nahm sie einzeln heraus und las die aufgeschriebenen Namen. Mit Schrecken hörte ich neben dem des Präsidenten den meinen oft nennen. Bei der Zusammenstellung ergab sich für mich eine Stimme mehr als für den Präsidenten, ich war also zum Vorsitzenden des Kuratoriums gewählt.

Der Augenblick gehört zu den peinlichsten meines Lebens. Der Präsident, den der Ausfall sichtlich überraschte, verlor keinen Augenblick das Gleichgewicht. Er zeigte sich ganz als der sichere Mann von Geist und Welt. Kühl und geschäftsmäßig verkündete er das Ergebnis der Abstimmung, erhob sich von seinem Stuhle und lud mich durch Wort und Handbewegung ein, seinen Sitz einzunehmen und die weiteren Verhandlungen zu leiten.

Mit klopfenden Pulsen folgte ich; der Stuhl erschien mir glühend. Aber das Muß bewährte auch diesmal seine helfende Kraft. Ich fand mich rasch in die aufgedrängte Rolle. Die Erweiterung der Anstalt wurde sachgemäß beraten und beschlossen. Ein Neubau sollte Raum für mehr Kinder, die Anlegung eines Gartens einen passenden Spielplatz, eine Halle den Bergeort bei Unwetter, die Anstellung einer Kindergärtnerin eine sachkundige erziehliche Leitung schaffen.

„Schön, schön!" meinte lächelnd der Präsident, „aber das Geld, das Geld!"

Allerlei wurde vorgeschlagen, um Geldquellen zu erbohren.

Zunächst sollte ein vom Bürgermeister B. verfaßter Aufruf die Herzen willig zum Geben machen. Sodann versprachen einige vornehme Damen des Kuratoriums, als Bittstellerinnen hier und da anzuklopfen. Eine Sammelliste sollte allen ver-

möglichen und wohlwollenden Bürgern vorgelegt werden. Seitens der Stadtkasse stellte der Bürgermeister einen namhaften Zuschuß in Aussicht.

Und das Unerwartete geschah. Gegen 5000 Mk. freiwillige Gaben brachte die Sammlung ein. Eine erhebliche Summe schoß die Stadt zu. Manchen Tritt und manches Wort kostete es freilich. Besonders einige Damen bewährten sich glänzend als unermüdliche und erfolgreiche Bettlerinnen. Die eine brachte mir auf einmal 900 Mk. zusammengebettelter Beiträge. Ich bewunderte ihren Mut und ihre Ausdauer. Lächelnd sagte sie: „In Gottes Auftrag und für fremde Not findet man leichter Mut zum Bitten als in der eigenen Sache. Ist einmal die Scheu überwunden, dann geht's tapfer und heiter vorwärts. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!"

Bei der Zeichnung von Beiträgen gingen die Mitglieder des Kuratoriums mit dem besten Beispiele voran. Das wirkte wie ein Sporn auf andere. Das Beispiel und die liebe Eitelkeit öffneten manchen Beutel, den das Herz gern zugehalten hätte. Wie viele mögen heimlich über den unerträglichen Druck und Zwang gewettert haben!

Ein schönes Beispiel von Selbstüberwindung gab der Herr Präsident. Obgleich ihm der Vorstand ein gewisses Mißtrauen ausgesprochen hatte, gab er doch am reichlichsten. Aus den Vorstandssitzungen blieb er jedoch fortan weg.

Die Anstalt gedieh sichtlich; alle Anschläge hatten einen fröhlichen Fortgang. Die Bewahranstalt wurde Modesache. Die vornehmen Damen wetteiferten in ihrer Fürsorge für die armen Kinder des Volkes, denen man für die Zeit der Verlassenheit ein sicheres, behagliches und erziehliches Heim als Ersatz für das oft öde elterliche Haus bereiten wollte. Wie bei einem Brande die feurigen Zungen immer weiter lecken und Haus nach Haus entzünden, so ergriff die Begeisterung ein Herz nach dem andern und machte es einem

guten Gedanken dienstbar. Mancher kleinliche, selbstische Hintergedanke verbrannte in ihrem Feuer oder wurde doch auf einige Zeit in der Asche begraben.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt. (Geibel.)

Alle unsere Erweiterungspläne wurden schön ausgeführt, aber das Geld langte nicht. Was nun? Gegen neue Bohrversuche in der Bürgerschaft erklärten sich die meisten Stimmen. Man dürfe die Gutmütigkeit und den Opfermut nicht zu oft besteuern, sonst verleide man die Lust am guten Werke.

Da fand ich liebe Helferinnen, die uns aus der Not rissen. Wie ich sie gewann, muß ich erzählen und dazu etwas zurückgreifen.

Ich mochte sieben Monate in N. sein, als eines Tages eine Dame von etwa dreißig Jahren bei mir eintrat. Ihr kluger Blick schien von Sorgen verschleiert. Ihr Auftreten war sicher, ihr Benehmen gewandt.

Es war Fräulein A. F., Besitzerin eines Pensionats und Kindergartens und Vorsteherin eines Seminars für Kindergärtnerinnen. Ich kannte ihren Namen, sie selbst aber noch nicht. Sie klagte mir ihre Not, wie sie die Anstalt käuflich übernommen, ihre Vorgängerin ihr aber die Zöglinge entführt habe; wie sie versucht habe, aus dem Nichts ein Neues zu schaffen, bis jetzt aber mit allem gescheitert sei.

Sie sprach klar, anziehend, überzeugend, oft bitter und scharf zugespitzt, wenn es galt, eine Lächerlichkeit zu zeichnen oder eine Bosheit zu geißeln.

„Ich bin am Ende!" seufzte sie. „Erschöpft ist meine Kasse und mein Mut. Das Mißtrauen vermag ich nicht zu entwaffnen, die Gleichgiltigkeit nicht zu besiegen und mit dem Brotneid nicht zu ringen. Oft bin ich der Verzweiflung nah. In Berlin habe ich eine gute Stellung aufgegeben, um mich

hier in die Nesseln zu setzen." Starr und düster blickte sie bei diesen Worten in die Weite.

Mein Mitgefühl wurde rege. Teilnehmend sagte ich: „Lebhaft bedauere ich Ihr Mißgeschick, aber wie könnte ich Ihnen helfen?"

Sie antwortete: „Mein Gang zu Ihnen sollte mein letzter Schritt sein. Ich wollte nur Ihre Meinung hören, ob Sie mein Unternehmen für aussichtslos halten, und vielleicht Ihren Rat, was ich noch thun könnte."

„Dann müßte ich zunächst Ihre Anstalt sehen!" erwiderte ich.

„Darum wollte ich Sie bitten!" sagte Frl. F. lebhaft. „Vielleicht sprechen Sie dann öffentlich ein Wort zu meinen Gunsten."

Nach einigen Tagen besuchte ich die F.sche Anstalt. Das Pensionat hatte nur eine Engländerin, das Seminar nur zwei Schülerinnen und der Kindergarten nur etwa 15 Kinder. Das konnte freilich keine Nähr- und Freudenquelle sein.

Im Kindergarten gefiel mir's. Die kleinen Leute waren fröhlich und thätig, gehorchten pünktlich und hingen mit Liebe an den „Tanten". Die Flecht-, Falt- und Ausschneide-Arbeiten machten sie mit Lust und Geschick. Auge und Hand waren sichtlich geübt. Ball, Kugel und Baukasten handhabten sie mit Eifer. Die Bewegungsspiele mit Gesang sahen sich allerliebst an. Anschauungs- und Sprechübungen leitete Frl. A. mit Geschick. Noch milderen und verständnisvolleren Kindersinn als die Vorsteherin schien mir die älteste Seminaristin, ein anmutiges und gewandtes Fräulein von 20 Jahren, zu haben.

Ich mußte mir am Ende meines Besuches gestehen, daß bei dieser Art der Erziehung der kindliche Körper gekräftigt, jeder Sinn geübt, die Sitte gepflegt, der Geist beschäftigt, die Sprache gebildet, das Gemüt sinnig befruchtet und doch die Grenze der Kindlichkeit und Natürlichkeit nicht überschritten wurde. Ich drückte Fräulein F. meine Zustimmung und meinen

Beifall aus, warnte sie aber vor allen Künsteleien, mit denen der Kindergarten so gern die Eltern besticht, und vor jeder Verfrühung, die sich später so bitter rächt.

„Und was raten Sie mir nun?" fragte Frl. F. endlich. „Soll ich die Anstalt schließen oder einen neuen Versuch wagen? So ärmlich, wie es ist, kann es nicht bleiben!"

Ich antwortete: „Ein letzter Versuch ist kein zu großes Wagnis. Gehen Sie also dran! Eine kleine Handreichung kann ich Ihnen vielleicht thun. Zunächst werde ich in der Zeitung von meinem Besuche erzählen und Ihren Kindergarten empfehlen. Sodann werde ich geeignete Mädchen der Bürgerschule bei ihrem Abgange von der Schule zu bestimmen suchen, den Beruf einer Kindergärtnerin zu wählen und in Ihr Seminar einzutreten. Wichtig und erfolgreich scheint mir eine Erweiterung Ihrer Anstalt nach einer andern Seite."

„Und das wäre?" fiel Frl. F. gespannt ein, als ich etwas zögerte.

„Hören Sie!" fuhr ich fort. „Auf zwei Punkten bedarf unsere Erziehung der Ergänzung, wenn sie zu einer einheitlichen, haltbaren Kette werden soll: im vorschulpflichtigen Alter durch verständige Mütter oder Bewahranstalten und Kindergärten, im nachschulpflichtigen Alter durch Fortbildungsschulen, die das Gewonnene festhalten, praktisch erweitern und einen heilsamen Zuchteinfluß üben. Richten Sie nun Ihren Blick auf beide Gebiete! Veranstalten Sie neben Ihrem Kindergarten noch Fortbildungskurse für junge Damen der Stadt, vielleicht in Englisch, Französisch, Litteratur und Stil, Geschichte, Haushaltungs- und Erziehungskunde. Das Bedürfnis ist da, schläft aber häufig oder liegt in den Fesseln des Herkommens. Wir wollen es zu wecken und frei zu machen suchen. Öffentlich und heimlich will ich die Werbetrommel für die Sache rühren."

„Wie recht haben Sie, und wie gut meinen Sie's!" sagte Frl. A. F. gerührt. „Aber woher nehme ich geeignete

Lehrkräfte? Englischen Unterricht würde meine Engländerin, französischen mein Vater, der französisch so geläufig wie deutsch spricht, Kindergartenpädagogik und Haushaltungskunde ich selbst erteilen; wen aber finde ich für Litteratur, Stil und Geschichte?" seufzte sie.

„Ich werde mich für Sie bemühen!" tröstete ich. „Finde ich niemand, so werde ich selbst in den Riß treten, freilich nur so lange, wie meine Amtspflichten es dulden."

Frl. F. atmete neu auf in Hoffnung und floß über in Dankbarkeit. Ich that, was ich versprochen, und der Plan glückte. Die Zahl der Kinder im Kindergarten wuchs. Mehrere junge Mädchen traten neu in das Seminar für Kindergärtnerinnen. Zu den Fortbildungskursen meldeten sich viele junge Damen aus den besten Ständen. Später langten sogar ausländische Zöglinge im Pensionate an. Alles ging erfreulich vorwärts. Eine neue, größere Wohnung mußte bezogen werden. Ich hatte den Unterricht in der Litteratur, im deutschen Stil und in der Geschichte übernommen. Mehr und mehr wurde mir derselbe eine Quelle der Freude. Die anmutigen Gestalten, die sprechenden Augen, der rege Wetteifer, die sinnige Erfassung des Schönen in den Lernstoffen und die warme Dankbarkeit für das Dargebotene: das alles war für den Lehrer Sporn und Dank zugleich.

Ich gab mir die größte Mühe, um den 15—20jährigen Schülerinnen des Lernens Qual zu mindern und des geistigen Wachstums Lust zu mehren. Wohlweislich schied ich allen schwierigen Lernballast aus und gab nur das, was angenehm, faßlich und praktisch verwertbar war. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last." Lernstoffe, die sich nicht unwillkürlich in Bildungs- und Lebensstoffe umsetzen, verleiden jungen Mädchen leicht die Lernlust. Alles muß gemütvoll und schön angehaucht sein, wenn es den künftigen Hüterinnen des Schönen und der Sitte erwünschter Nährstoff werden soll.

Durch die Art des Unterrichts suchte ich die Spannung

zu erregen, das Auffinden tieferer Beziehungen zu erleichtern, den Mut der eigenen Kraft zu erhöhen, selbständiges Denken anzuregen und die Lust am eigenen Schaffen mit Wort und Feder anzufachen.

Meine älteste Tochter nahm teil an den Kursen. Sie sagte mir eines Tages: „Bei Dir sind wir am liebsten, weil wir in der Stunde von selbst aufpassen und am Ende alles ordentlich wissen, so daß wir zu Hause nicht viel mehr zu lernen brauchen.“ Ich war zufrieden mit diesem Urteil, denn es zeigte, daß ich meine Absicht erreicht, nämlich die Freude an der Bildungsarbeit geweckt und den Widerwillen gegen das „dumme Lernen“ verscheucht hatte. Wenn doch alle Fortbildungsschulen in der Wahl des Stoffes und der Methode mehr auf das eigenartige Bedürfnis der Schüler sähen! Sie würden sich dann weniger die Arbeit verbittern und den Erfolg verkümmern.

Die schönste Frucht meines Verkehrs mit den jungen Mädchen war die Gründung eines litterarischen Kränzchens an einem Abende jeder Woche. Dasselbe sollte eine Ergänzung der Litteraturstunde sein. Bis zu 30 Teilnehmerinnen stieg die Zahl. Häufig kamen auch die Mütter mit. Abwechselnd oder mit verteilten Rollen lasen wir das Schönste aus unserer klassischen Litteratur, besonders Dramen. Ich gab eine kurze Einleitung und knappe Erläuterungen. Bei dunkeln oder besonders gehaltvollen Stellen wurde Halt gemacht und tiefere Ein- und Umschau gehalten. Alle wurden zur Beteiligung, zur Darlegung ihrer Gedanken aufgefordert, die bedeutendsten Stellen angemerkt.

Der nächste Abend begann mit einem Rückblick über das durchschrittene Gebiet. Jede Teilnehmerin mußte in freier Rede eine oder mehrere Sentenzen nach ihrer Auffassung beleuchten und nach freier Wahl auch einzelnes auswendig schön vortragen.

Als wir Scheffels „Trompeter von Säckingen“ lasen, zogen wir hinaus in den Wald, lagerten uns an Felshängen in den

Buchenschatten, schauten in die träumerisch duftige Weite hinaus und erlabten uns an der köstlichen Dichtung. Waldluft und Poesie umflossen uns. In eine Welt äußerer und innerer Schönheit versanken Auge und Sinn.

Niemals habe ich Erfreulicheres und Fruchtbareres als diese litterarischen Abende und Wanderfahrten erlebt. Einzelne der Damen waren von ungewöhnlicher Reife des Urteils und Tiefe der Erfassung, alle aber waren mit Ohr und Herz, Auge und Seele dabei. Leer ist niemand bei dieser Brotverteilung ausgegangen.

Die Dankbarkeit der jungen Damen und Mütter war erfinderisch, um mich zu erfreuen. Den schönsten Dank zollten sie mir jedoch, als sie mit Eifer und Lust sich in den Dienst unserer Kinder-Bewahranstalt stellten. Ich hatte ihnen eines Abends unsere wirtschaftliche Verlegenheit geklagt. Allerlei Pläne zur Abhilfe wurde entworfen. „Ein Weihnachtsbazar!" rief endlich die eine.

„Ja, ja, ein Weihnachtsbazar!" riefen alle meine „Kranzblumen", und ausführlich und mit Feuereifer wurde nun der Plan besprochen und ins Werk gesetzt. Bei so vielen Helferinnen war an dem Gelingen nicht zu zweifeln. Ich selbst gewann durch persönliche Bitte viele hochgestellte Damen für die Sache, und ein Wetteifer durchglühte wie ein schönes Feuer die ganze Stadt. Feine Arbeiten, wertvolle Geschenke, unentgeltliche Dienste flossen in Menge herbei. Meine „Kranzblumen" durchzogen als Sendboten die Stadt und belagerten Thüren und Herzen.

Mit Takt und Geschick, wie es den Frauen eigen, wurden die Vorbereitungen getroffen. Den sich überstürzenden Eifer der Jugend zügelte die Ruhe der Männer. Wochenlang beschäftigte der Wohlthätigkeitsbazar alle Füße und Hände, Zungen und Herzen. Er bewegte das gesellige Leben, wie der Puls das Blut. „Das ist der größte Vorteil für die Menschen, daß jeder für die andern alles thue."

Es muß zugegeben werden, daß mit dem Eifer für das Gute sich auch die Absicht, mir gefällig und dankbar zu sein, verband, daß auch die liebe Eitelkeit und die Aussicht auf Vergnügen Vorspann leistete. Wo aber finden wir die Triebkräfte des Guten völlig rein und nicht mit menschlicher Schwachheit gemischt? Wo sehen wir das hohe Ziel erreicht, „daß sich die Tugend nach ihrem Schatten, dem Ruhme, nicht umsieht"?

Der Zudrang zu unserem Bazar war groß. Meine Helferinnen hatten ihre Schuldigkeit gethan. Man kam, um Gutes zu thun und sich dabei zu vergnügen. Leichter und angenehmer konnte man nicht zum Wohlthäter der armen Menschheit werden. Die hübschen Sachen, die geschmackvollen Anordnungen, die wunderlieblichen Verkäuferinnen, ihre kleidsamen Anzüge und funkelnden Augen, die neckische Wechselrede, die drollige Geschäftspraxis, die kecken Anpreisungen und Nötigungen, alles half die Wirkung unseres Unternehmens erhöhen.

Es wurde ein Eintrittsgeld gefordert. Der Präsident legte einen Fünfundzwanzigthalerschein auf den Teller. Mit einem Thaler folgte mancher nach. Die Thürhüterin verstand's aber auch, die Münzen in den Börsen locker zu machen.

Bis tief in den Abend dauerte das fröhliche Treiben. Gegen Mitternacht wurden alle Reste versteigert. Der Oberbürgermeister und ein Justizrat trieben den Preis des letzten Stückleins Pflaumenkuchen bis zu fünf Thalern hinauf.

„Wie gut schmeckt so ein Stückchen Kuchen, mit dem man das Bewußtsein einer guten That ißt!" meinte der Oberbürgermeister.

„Dies Bewußtsein spült sich in einem Likör noch rascher hinab!" sagte der Justizrat und ließ sich von der anmutigen Verkäuferin den letzten Schluck für fünf Thaler einschenken.

Endlich legten sich die Wellen und verschwanden die Wohlthäter. Die Vorstandsmitglieder setzten sich zusammen und zählten das Geld. Über 2000 Mark ergab der festliche Tag als Reingewinn. Unserem Mangel in der Bewahranstalt war damit abgeholfen. Leicht und froh atmeten wir auf.

Die erweiterte Anstalt hatte Raum für 120 Kinder, war Bewahranstalt und Volkskindergarten, hatte eine wackere Hausmutter und zwei tüchtige Kindergärtnerinnen, verpflegte und erzog die Kinder des Volkes in schlichter, naturgemäßer Weise und wurde von der Teilnahme und dem Wohlwollen aller Kreise getragen. „Der Not ist jede Lust entsprossen!“ konnte man auch hier mit Hölderlin sagen.

Herr Bürgermeister B. ließ der Frau von Mahrenholtz durch Frl. A. F. melden: „Ihr Wunsch ist erfüllt, mein Versprechen eingelöst“.

Hocherfreut ließ sie danken und sagen: „Das ist die rechte Ritterlichkeit unserer Zeit, die nicht in leerem Frauendienste Zeit und Geist verschwendet, sondern mit allen Kräften des Volkes Not und Elend bekämpft und sein Heil sucht. Herzen gewinnt man nur, wenn man sein Leben einsetzt. „Auf zwei Wegen ringt sich der Mensch zur Tugend empor, der Glückliche durch Thaten, der Unglückliche durch Leiden. Handeln und Dulden vollenden den Menschen.“

Noch heute kann ich nicht ohne Herzensbewegung an der schönen, segensreichen Bewahranstalt in N. vorübergehen. Wie viel Liebe, Fleiß, Willigkeit und Opfermut haben daran gebaut! Wie viel tiefe Blicke in edle Herzen habe ich in jener Zeit thun dürfen!

Die Kräfte zu allem Guten sind da, aber sie bedürfen der Anregung und Leitung. Wer sich bei Liebeswerken an die Frauen wendet, der hat die rechten Helferinnen gewählt. Dienen und Helfen ist des rechten Weibes Beruf. Der Blick in den Reichtum der Frauenseele erfrischt und beglückt den Mann und macht ihn thatenmutig und thatenfroh.

19. Meine pädagogische Nachbarin.

Der Garten hinter meinem Hause in N. war nur klein, aber nirgends saß und sann, las und schrieb ich lieber als in

meiner Geißblattlaube. Hier war's so still, so weltfern, als ob man aus dem Schiffbruch im tobenden Meere auf eine grüne Insel gespült sei. Durch die Spalten der Laube sah ich in ein Gewirr von Gärten und Gärtchen, die sich an die Rückseite der Häuser lehnten. Ab und zu erschien an diesem und jenem Hinterfenster ein Kopf und schaute nieder in die grünende und blühende Welt. In dieser und jener Laube flüsterte und kicherte es in den Abendstunden. In diesem und jenem Laubengange huschten helle Kleider hin und her an dem dunkeln Grün vorüber. In den Kieswegen lag manchmal eine Puppe oder ein Kinderwäglein und verriet, wer durch den Garten getollt sei. Über dies und jenes Dach schlich ab und an ein Kätzlein, hob vorsichtig Pfötchen um Pfötchen und rutschte dann an einer Dachrinne nieder, um sich auf den Gartenbeeten zu wälzen oder brütende Vögel zu beschleichen.

Am meisten richtete ich Augen und Ohren nach einem etwas weiter abgelegenen Hause und Garten. Da herrschte das munterste Leben. Oben aus den Mansardenfenstern schauten lachende Mädchen, oder sie strählten am Spiegel ihre Haare, oder trieben sich neckend her und hin, oder stiegen singend und trällernd die Treppe nieder in den Garten. In der großen, von Grün nicht völlig umschlossenen Laube war insonderheit der Tummelplatz ihrer Lust. Da saßen oft nachmittags ein halb Dutzend und mehr. Saßen? Wann sitzt denn so ein 15- bis 16jähriger Springinsfeld! Zwei Minuten still mit dem Buch oder der Nadelarbeit in der Hand und zwanzig Minuten hüpfend, tanzend, lachend, plaudernd: so mochte es etwa sein! In der Regel drang das bunteste Stimmengewirr oder das Klappern von Tassen und Kannen an mein Ohr.

Da öffnete sich die Hinterthür des Hauses; alle Blicke des jungen Mädchenvolkes flogen hin. Eine Dame, etwas über 30 Jahre alt, kaum von Mittelgröße, in sauberer, kleidsamer Tracht trat heraus, schwarz das Haar, dunkel die Hautfarbe des wohlgebildeten Gesichts, streng und doch gütig das

graue Augenpaar, maßvoll aber nicht pedantisch, elastisch doch nicht leichtfüßig jede Bewegung.

„Tantchen! Tantchen!" schrie das junge Volk durcheinander, und als ob ein Sperber unter Spatzen führe, so fuhren sie auf und flogen der Dame entgegen. Es mußte also wohl die Mutterhenne des lustigen Küchleinschwarms sein. Sie faßten ihre beiden Hände, hängten sich an die Arme, lehnten sich an die Schultern oder umschwärmten sie wie die Bienen ihre Königin.

„Aber ihr lieben Kinder, muß denn die Liebe immer lärmen?" hörte ich eine klare, bestimmte und doch milde Stimme fragen, und stille ward's. Jedes rückte an seinen Platz und machte sich zu schaffen.

Da öffnete sich abermals die Thür zum Garten. Ein schneeweißes Mütterlein trat herein, klein von Person, noch rosig und frisch im Antlitz, ein weißes Häubchen auf dem Haar und peinlichste Ordnung in der Kleidung, Würde und Sicherheit in jeder Bewegung, Milde und Güte in jedem Blick. Ihr entgegen flogen die Täublein in der Laube, als ob's Futter gäbe. Sie streichelten der alten Dame Hände und Wangen, stritten um das Vorrecht, sich an ihren Arm zu hängen, führten sie wie im Triumph zur Laube, zeigten ihr die Arbeiten, fragten und plagten sie nach Herzenslust, aber mild und freundlich blieb das Antlitz, aufmerksam und gütig das Auge, herzlich das Wort. „Ihr werdet mein Mutterli noch mit Eurem Ungestüm umbringen!" sagte lächelnd die jüngere Dame.

Die ältere aber erwiderte: „Die Jugend fliegt nun einmal gern mit dem Sturme, aber so ein Sturm thut dem alten Herzen gut. Wen das Geschick so herb umstürmt hat wie mich, dem deucht solch ein Sturm der Liebe gar sanft. Quält mich nur, aber gehorcht mir auch, dann haben wir's alle gut!"

Und nun wechselten Pausen ruhiger Arbeit mit solchen des Schnatterns, Lachens und Mahnens.

Einmal hörte ich: „Denkt Ihr nicht daran, daß wir auch eine Nachbarschaft haben, die durch uns gestört und belästigt werden könnte? Nie muß man sich so gehen lassen, als ob man allein in der Welt wäre. Nie darf man die Rücksicht auf andere vergessen. Diese Rücksicht muß das liebe, böse Ich im Zaum halten, das ist gesellschaftliche Bildung. Wollt Ihr gebildete Mädchen sein, so müßt Ihr Euch beherrschen und immer recht Rücksicht auf andere nehmen lernen!"

„Ein Pensionat, eine Nähschule, ein Kränzchen oder des etwas!" dachte ich. „Solch altes und solch junges Pensionsmütterchen lass' ich mir schon gefallen! Freiheit mit Zucht, Freude mit Mäßigung, Liebe mit Respekt: Das scheinen mir die Merkzeichen dieser Mädchenerziehung."

Einige Tage später stand ich im Gespräch mit einem Lehrer vor unserem Schulhause. Durch die nahe Promenade zog meine pädagogische Gartennachbarin mit ihrem Mädchenschwarm von etwa einem Dutzend, ein liebliches Bild, Würde und Anmut im Bunde!

„Wer ist das?" fragte ich.

„Kennen Sie nicht „das Reich"?"

„Das Reich? Welches?"

„Das Reich" von Frl. Reich! So nennt man nämlich scherzweise und doppelsinnig ihr Pensionat!"

„Ach so! Ein Reich? Freilich nur ein kleines mit einem Dutzend unfertiger weiblicher Unterthanen!"

„Ja, ein kleines! aber mit Geist und Herz herrscht sie als Königin drin! Es ist nicht das „feinste" Pensionat in N., denn es hat keine hohen Preise, keinen Luxusanstrich und keine Reklame, aber ich zähle es zu den besten, denn die Weisheit waltet und die Liebe schaltet darin. Es ist unmöglich, sich bei einer Institutsvorsteherin ein liebevolleres Versenken in die Aufgaben ihres Berufs und in die Bedürfnisse jedes einzelnen Pfleglings zu denken, als es bei Frl. Reich der Fall ist."

„Wer ist sie denn?"

„Eine Lehrerstochter! Die Schwägerin unseres trefflichen Kollegen Burg!"

„Und wie wurde sie zur Pensionsmutter?"

„Die pädagogische Luft des Elternhauses, der harte Kampf ums Dasein nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, ihr außerordentliches Geschick in weiblichen Handarbeiten und innnerer Drang haben sie zur Erzieherin gemacht. Mit ihrer Mutter und Schwester übernahm sie das Pensionat ihrer früheren Lehrerinnen, von denen eine sich in die Stille zurückzog, die andere aber Herausgeberin der „Modenwelt" wurde. Daß der Geist in Fräulein Reichs Pensionat ein gesunder, wahrhaft erziehlicher ist, ersieht sich am besten aus der Anhänglichkeit aller Zöglinge an ihre Pflegstätte und ihre Erzieherin und aus dem Umstande, daß die abgehenden Zöglinge in verwandten, bekannten und befreundeten Kreisen für das Institut werben und immer neuen Nachschub senden. Bin ich recht unterrichtet, so hat sie aus ein und derselben Verwandtschaft jetzt die 16. Pensionärin. Es hat sich eine Art pädagogischer Werbebezirk gebildet, der ohne laute Anpreisung Rekrutinnen wirbt und schickt. Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit sind die Werber. Frl. Reich weiß den Mädchen — meist vom Lande — die Anstalt zur Heimat zu machen. Wo die Sorgfalt pflegt, die Weisheit hegt und die Liebe trägt, da weht Heimatsluft, blaut Heimatshimmel und keimt Heimatsgefühl. Und dabei erst kann Unterricht und Zucht erziehlich wirken."

Ich nickte und dankte für die freundliche und gründliche Auskunft und schloß die Unterredung mit den Worten: „Sie haben mich begierig nach Frl. Reichs näherer Bekanntschaft gemacht. Einer solchen Mädchenerzieherin möchte ich nicht bloß nahe wohnen, sondern ihr auch herzlich nahe rücken."

Nach einiger Zeit besuchte ich Herrn Burg, einen meiner tüchtigsten und zuverlässigsten Lehrer, einen Mann von wenig

Worten aber vollwichtigen Thaten, den verkörperten Pflichtbegriff.

Mit seiner Gattin, einer sehr wohlunterrichteten und gewandten Frau, war ich bald im anregendsten Gespräche. Mit besonderem Wohlgefallen befaßte ich mich mit dem einzigen Söhnlein des Ehepaares, einem liebreizenden Bürschlein von etwa 4 Jahren.

Da ging die Thür auf, und herein trat meine pädagogische Nachbarin. Ihr Pensionat nahm die oberen Räume von dem Hause ihres Schwagers ein. Ihr kleiner Neffe flog ihr entgegen und umklammerte sie mit beiden Armen. Sie streichelte und beschwichtigte ihn rasch und erwiderte dann Gruß und Wort von mir mit großer Herzlichkeit. Bald waren wir vertraut mit einander wie alte Freunde, denn bessere Brücken als gleichen Lebensberuf, gleiche Ansichten, gleiche Ziele und gleiche Erfahrungen giebt es nicht zwischen den Seelen. Allerlei Fragen gingen hinüber und herüber.

„Wie viele Zöglinge haben Sie?"

„Es schwankt zwischen 10 und 15."

„In welchem Alter stehen sie meistens?"

„Meist zwischen 14 und 17 Jahren! Nur in Ausnahmefällen nehme ich jüngere, die dann die hiesige höhere Töchter- oder Mittelschule besuchen. Allzu verschiedene Elemente erschweren die Erziehungsarbeit."

„Aus welchen Kreisen kommen meistens die Mädchen?"

„Es sind Töchter von Gutsbesitzern, Geistlichen, Lehrern, Förstern, Mühlenbesitzern und Kaufleuten vom Lande oder aus kleinen Städten. Nach und nach hat sich durch meine abgehenden Schülerinnen ein Rekrutierungskreis gebildet, der seine Mädchen ohne Lockmittel hierher zur weiteren Ausbildung schickt. Mit fast allen Eltern bin ich bekannt und befreundet. Und Verständigung zwischen den Erziehungsfaktoren ist der Erziehung sehr förderlich."

„Wie lange bleiben die Mädchen bei Ihnen?"

„Ein bis zwei Jahre!“

„Welchen ausgesprochenen Hauptzweck hat Ihre Pensionserziehung, und wie suchen Sie ihn zu erreichen?“

„Die Mädchen sollen sich im Hause regen und im Leben bewegen lernen. Sie werden durch Vorbild, Unterweisung und eigene Übung an Fleiß, Ordnung und feine gesellschaftliche Formen gewöhnt. Die Tages- und Lebensordnung ist aufs genauste geregelt und wird aufs schärfste überwacht; aber nicht durch Strenge suche ich zu zwingen, sondern durch stete Achtsamkeit vor Abirrungen zu bewahren und durch liebevolle Teilnahme die Herzen zu gewinnen. Der Eifer kann wohl lehren, aber nur die Liebe bekehren. Und wer das Herz gewonnen hat, der wird auch bald Hand und Fuß, Mund und Auge in seinem Dienste haben. Frauen überzeugt man am besten durch das Herz. Doch auch der Geist bedarf fortgesetzter Nahrung und erhält sie in unserer klassischen Litteratur. Es wird Gutes gelesen, besprochen und stilistisch mit der Feder verarbeitet. Die einzelnen Wissensgebiete werden nur gelegentlich gestreift, denn systematische Weiterführung des Schulunterrichts gehört nicht in meinen Erziehungsplan. In weiblichen Handarbeiten empfangen alle gründliche Anleitung, in Musik nur diejenigen, deren Eltern es wünschen. Vor einer Zersplitterung der Erziehungsziele und -Mittel hüte ich mich; denn wer zu viel erreichen will, erreicht häufig gar nichts. Das weibliche Wesen wird glücklich sein und beglücken, wenn es seine Unbefangenheit und Unmittelbarkeit bewahrt und in sich gesammelt bleibt. Einfach, natürlich und fröhlich will ich die Mädchen; so werden sie als Frauen einmal der Sonnenschein des Hauses sein.“

„Die Frage, ob Sie sich in Ihrem Wirken glücklich fühlen, haben Sie nun schon mit Ja beantwortet!“ schloß ich lächelnd mein Verhör.

Sie erwiderte: „Ein recht freudiges Ja müßte ich da antworten. Ich habe zwar anderes, aber nie besseres vom

Leben erwartet. In meinem Schwager habe ich eine männliche, zuverlässige Stütze, an meiner Schwester eine treue Helferin, besonders beim Unterrichte, an meiner Mutter das Muster einer thätigen und umsichtigen Hausfrau und eine Vertraute meiner Sorgen, an meinem herzigen Otto hier ein Kind meines Herzens, an meinen lieben Mädchen ein Arbeitsfeld nach meiner Neigung und Befähigung. Was sich früher in dem jungen Mädchenherzen an Wünschen nach Glück, Liebe und Häuslichkeit geregt, das hat alles eine reiche, wenn auch andere als die erträumte Erfüllung gefunden!“

„Wie selten kann sich besonders die Frau das Lebensgeschick nach der Schnur abmessen oder wie ein Rechenexempel zurecht machen!“ fügte ich hinzu. „Wir alle werden vom Geschick hin und her geworfen und erringen nur unter viel Enttäuschungen, Kämpfen und Niederlagen unsern Glücksanteil, der aber in Wirklichkeit meist ganz anders aussieht als in unsern Träumen. Viele behalten im Herzen einen Stachel der Sehnsucht zurück, weil sie ihr Geschick und Glück nicht so fanden, wie sie's dachten. Das ist Thorheit und Selbstquälerei. Jeder lerne in seine Lage sich finden, mit seinem Lose sich bescheiden und sein Sehnen, Wähnen und Wünschen mit der veränderten Erfüllung in Einklang bringen. Der Eigensinn, mit dem wir das Glück nur an gewissen Orten, in gewissen Personen und unter gewissen Umständen zu finden meinen, ist eine Klippe, an der so manches Lebensglück scheitert. Gott erhalte Ihnen den heiteren Gleichmut, der sich willig und leicht in die Verschiebungen des Wünschens und Werdens findet und die querliegenden Bauhölzer des Geschicks zurecht zu schieben weiß!“

„Ich nehm' es, wie Er's giebet, was Ihm von mir beliebet, das hab' ich willig auch erkiest!“ schloß Frl. Reich mit Paul Flemings Worten. —

Nach Jahr und Tag fand ich bei einem Besuche Frl. Reich in schweren Sorgen. „Daß sich an den großen Aufschwung immer die kleine Misère heften muß!“ klagte sie. „Der

deutsch-französische Krieg war auch unsere große Zeit im Pensionat. Die kleinste Arbeit erhält ja Flügel durch die Begeisterung. Wie flog die Nadel, als wir für die Verwundeten arbeiteten! Wie begleitete das große Interesse des Vaterlandes jeden kleinen Stich! Wie schien die Sonne in alle Winkel und hob jede Lebensthätigkeit! Ach, wenn doch das Alltagsleben immer so im strahlenden Lichte einer schönen Begeisterung stände! Wenn wir uns doch auf den Höhen erhalten könnten! Aber denken Sie: Was das Vaterland groß gemacht hat, das droht mich klein zu machen und mein Werk aufs äußerste zu schädigen. Die Milliarden haben den Leuten die Köpfe verrückt, die Gründungen alle Erwerbsverhältnisse verschoben. Niemand will mehr etwas von Handarbeiten wissen; sie zu erlernen, hält man unter seiner Würde. Man kauft ja alles billiger, und an Geld fehlt's bei der leichten Erwerbsweise nicht. Wozu die Zeit mit so mühseligen und wenig lohnenden Arbeiten vergeuden, die Finger sich zerbrechen und die Augen verderben? „Hinaus aus dem engen Zwinger des Hauses!" heißt's jetzt. Der Kunst und Wissenschaft einerseits, dem Vergnügen anderseits sei das Leben gewidmet, das ist ein würdiger Lebenszweck! Wie kann dabei ein Pensionat gedeihen mit dem Motto: „Das Haus ist des Weibes Welt und die Erfüllung der kleinen häuslichen Pflichten seine große und beglückende Aufgabe!"

„Verzagen Sie nicht!" tröstete ich. „Der Rückschlag ist schon eingetreten. Wie viele Existenzen hat der große Krach vernichtet! Wie vielen ist unter Schmerzen die Erkenntnis gekommen, daß die kleine, aber sichere Grundlage eines gesunden deutschen Hauswesens den schimmernden Existenzen im weiten, bodenlosen Luft-, d. h. Spekulations-Gebiete vorzuziehen ist, daß nur die praktische Arbeit, der häusliche Fleiß, die weise Beschränkung, der schöne Wechsel zwischen „sauern Wochen und frohen Festen" ein dauerndes Glück verbürgen kann! Die Stimmen mehren sich, die auf Zurückführung zu gesunden

Zuständen dringen, die gegen die Verbildung der Mädchen zu Felde ziehen und in der praktischen Ausbildung für den häuslichen Beruf der Frau das natürliche Gegengewicht zu den krankhaft gesteigerten geistigen Anforderungen finden. Ein neues Moment ist allerdings hinzu gekommen. Um die Erzeugnisse des Gewerbfleißes zu heben und konkurrenzfähiger zu machen und um die Erwerbsfähigkeit des Weibes zu steigern, hat sich die Kunst der Erzeugnisse des Handfleißes angenommen. Frauenarbeitsschulen entstehen, welche diesen Zielen mit Energie und gut gewählten Mitteln zustreben. Den Zug der Zeit darf man nicht außer acht lassen! Und jede Erziehung muß neben den allgemeinen ewigen Zielen der Menschenbildung auch eine Rüstung auf die jeweiligen Lebenslagen im Auge behalten. Sie haben die Lage ja scharf erkannt; rüsten Sie sich nun für dieselbe aus! Kommen Sie den Bedürfnissen der Zeit entgegen und lenken Sie den Zug nach Arbeitstüchtigung in ein sicheres Bett. Warum wollen Sie bei Ihrer gereiften Einsicht und reichen Erfahrung nicht eine Frauenarbeitsschule einrichten?"

„Der Gedanke beschäftigt mich ja jetzt Tag und Nacht!" seufzte sie. „Über die Sache selbst bin ich ganz im klaren; aber zur Erkenntnis muß sich der Mut und zum Mute das Geld gesellen, wenn's etwas werden soll!"

Noch vielerlei wurde hin und her geredet. Die Erwägungen wurden aber endlich zu Thaten, und Segen begleitete sie.

Im Jahre 1877 besuchte Frl. Reich mit ihrer Schwester die große Frauenarbeitsschule in Reutlingen, die städtisch ist und unter dem Protektorat der Königin Olga steht. Dies große Muster übersetzte sie für sich zu R. ins Kleine, da ihr für einen großen Zuschnitt die Mittel nicht zur Verfügung standen und sie der Meinung war, daß jedes gute Ding natürlich und eigenartig wachsen müsse. Großes und Fertiges schaffen sei Gottes, aus kleinen Anfängen Gutes entwickeln der Menschen Sache.

Die Schule fand Anklang. Es mußte ein ganzes Haus neben dem ursprünglichen Pensionate gemietet werden. Bei meinem ersten Besuche fand ich schon gegen 20 junge Mädchen in der mannigfaltigsten Weise thätig. Frl. Reich waltete in ihrer freundlichen, ruhigen und sichern Weise als Seele des Ganzen. Überall war ihr Auge forschend und wachend, ihre Hand helfend, ihr Wort beratend.

Der Unterricht umfaßte das ganze Gebiet der weiblichen Arbeit, von den einfachsten Flick- und Stopfarbeiten an bis zur kunstgerechten Herstellung einer vollständigen Frauen- und Kinderkleidung. Die jungen Mädchen lernten alle möglichen Wäscheartikel, Putzarbeiten, Stickereien der einfachsten und kunstvollsten Art u. a. Arbeiten herstellen, also alles, was sie später im Hause der Eltern oder im eigenen zweckmäßig verwerten konnten.

Ich war hocherfreut über den trefflichen Erfolg des Unternehmens und schilderte in einem Artikel des „Bazar" die empfangenen Eindrücke. Es ist möglich, daß derselbe das Wachstum der Schule hat fördern helfen. Immer größere Ausdehnung gewann dieselbe. Bis auf 170 stieg die Schülerzahl. Nach sachkundigen Urteilen standen die Leistungen in den gleichen Fächern denen in Reutlingen und in der Letteschule in Berlin ebenbürdig zur Seite, ja übertrafen sie wohl in manchem. Dreifache Preis-Medaillen legten auch davon Zeugnis ab. Frl. Reich hatte vier Freistellen gegründet, die nach Wert und Bedürftigkeit vergeben wurden. Töchter von Lehrern und Pastoren wurden in erster Reihe berücksichtigt. Das Schulgeld betrug nur die Hälfte von dem in den meisten andern Frauenarbeitsschulen, während die Unterrichtszeit eine ausgedehntere war. Auch Wenigbemittelten sollte die Wohlthat eines guten Unterrichts als Ausrüstung für das häusliche und Erwerbsleben zugängig gemacht werden. Nicht um Gewinnes willen war Frl. Reich Lehrerin und Erzieherin; sie wollte ihrem innern Drange genügen und vielen das Lebenslos erleichtern helfen.

Darum waren ihre Unterrichts- und Pensionspreise so niedrig, daß sie dabei keine Schätze erwerben konnte. „Wenn der Mensch sein äußeres Leben nach seinem innern Drange gestalten kann, dann ist er glücklich, — und mehr soll keiner verlangen!" sagte sie am Schluß einer langen und herzlichen Unterredung.

Als ihre Schule schon in vollster Blüte stand, besuchte ich sie noch einmal von W. aus, um ihr meine zweite Tochter als Schülerin zuzuführen. Ich fand sie gealtert, ihre Heiterkeit ein wenig gedämpft.

„Sie muten sich zu viel zu. Schonen Sie sich mehr!" mahnte ich freundlich.

Wehmütig schüttelte sie den Kopf. „Arbeit bleichte die Haare nicht, und Mühe trübte mein Auge nicht, wohl aber Kummer und Leid!"

„Kummer und Leid?" fragte ich bestürzt.

Sie nickte. „Mein herzliebes Mutting tot, meine Schwester schwer leidend, mein herziger Otto lange fast blind und taub, mein einziger Bruder im Unglück: Ist das nicht Schmerz genug?"

„Wahrlich wohl!" rief ich erschüttert aus. „Welches Frauenherz vermöchte bei solchem Ansturm des Geschicks stark und heiter zu bleiben!"

„Stark bin ich geblieben!" sagte sie leise, „die Pflicht war mein Stecken und Stab; aber die Heiterkeit wollte nicht standhalten. Das Heer der Sorgen verscheuchte den Frohmut. Ach, nur vom Herzen kommen Leiden; was will alles äußere Mißgeschick dagegen bedeuten!"

Ich drückte ihr teilnehmend die Hand und sagte: „Ein Gemüt und ein Wille von Ihrer Art findet immer rasch das Gleichgewicht wieder. Nur die Schuld kann dauernd das Glück stören. Ihre Arbeit und ihre Erfolge sind ja auch ein Balsam!"

Sie neigte bejahend das ergrauende Haupt und sagte: „Ein Weh darf man nicht wie glühende Kohlen unter der

Asche hüten, auch in Klagen nicht ausläuten wollen, herausarbeiten muß man's. Arbeit ist die Sühnerin unserer Verfehlungen, die Stillerin unserer verschwiegenen Wünsche, der Balsam unserer getäuschten Hoffnungen und das Gegengift unseres Kummers. Und Arbeit an lebendigen Seelen, denen man das beste, was man aus des Lebens Kampf und Not gerettet hat, übermacht als ein werbendes Kapital für die Zukunft, das ist doch die schönste. Und in dieser Arbeit bin ich so glücklich, so glücklich, und vergesse mein Leid!"

Wir schieden in alter Freundschaft und ich mit erhöhter Achtung vor dem Heldenmut eines Frauenherzens. Frommes Herz, heitrer Sinn, lautere Sitte, häusliches Walten, Sorgfalt im Kleinen mit dem verständnisvollen Blick auf das Große, Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Bescheidenheit beim erfolgreichsten Wirken, Mut und Geduld im Ertragen von Widerwärtigkeiten: war das nicht aller Ehren und der herzlichsten Liebe wert? —

Das Herz meiner Tochter hatte Frl. Reich natürlich auch bald erobert. Der herzlichste Briefwechsel verband die beiden. Einen der Briefe von Frl. Reich lasse ich nachstehend folgen. Ich begehe damit zwar eine Art Vertrauensbruch, aber besser weiß ich meine Silhouette nicht abzuschließen. In ihrer Milde hätte die Gute dem Verräter wohl noch schlimmeres verziehen!

Crandorf (im sächsischen Erzgebirge), den 23. Juli 1884.

Meine liebe Ida! Gewiß haben Sie gemeint, ich hätte Sie aus meinem Herzen verloren. Wie könnte das je geschehen! Ich habe Ihren liebenswürdigen, ausführlichen Brief über den schönen Ausflug nach Göttingen mit unendlicher Freude gelesen, hatte auch die Absicht, ihn sofort zu erwidern, fand aber in meinem gleichförmigen Arbeitsleben, wo nur die Personen wechseln, aber die Pflichten sich gleichbleiben, nichts von Interesse für Sie. — Dieser Brief aus dem oberen Erzgebirge mag Ihnen nun beweisen, wie lieb ich Sie habe, und wie

gern und oft ich Ihrer gedenke. — Teils um meine angegriffenen Nerven zu stärken, teils um meine Kenntnisse zu bereichern, wählte ich diesmal das Erzgebirge zu meinem Sommerausfluge. Freitag, den 11. Juli, schloß ich Schule und Pensionat, und Sonntag früh führte das Dampfroß meine Schwester, mich und unsern Otto, dessen Zustand sich wesentlich gebessert hat, nach Leipzig. Wir hatten 3 Stunden Aufenthalt und benutzten ihn zu einem Gange durch die verkehrsreiche Meßstadt. Er war besonders fesselnd für Otto, der Leipzig zum erstenmal sah. Mittag fuhren wir weiter bis Schwarzenberg durch das herrliche Muldethal. Von Werdau ab steigert sich die Schönheit der Landschaft; grotesk ist die Felsbildung, großartig der Sturz rauschender Wasser über Felsblöcke, entzückend die wechselnde Scenerie. Schwarzenberg erreichten wir gegen Abend. Es liegt in einem aufsteigenden engen Felsenthale und ist durch ein Schloß gekrönt, in dem jetzt die Amtshauptmannschaft ihren Sitz hat. Die Häuser liegen hoch oben an und auf dem Berge, von wo sich entzückende Aussichten in die aufgetürmten und hinter einander geschobenen Berge mit ihren schönen Thalgründen bieten, oder stehen dicht an die Felswände angelehnt, als ob sie unter ihnen Schutz suchten, und doch flößen sie das Gefühl ein, als würden sie von ihren Schutzwänden erdrückt. Der stürzende, springende, stäubende und glitzernde Fluß zwängt sich durch das enge Felsenthal und treibt in verschiedenen Hüttenwerken Räder, Walzen und Hämmer. Wir sahen dies alles auf einem Spaziergange, den wir abends noch unternahmen. Den andern Morgen führte uns die Gebirgsbahn bis Erlau. Dasselbe besteht aus einem großartigen Hüttenwerke, das hunderte von Arbeitern beschäftigt, mehreren schönen Wohnhäusern für die Beamten und den Arbeiterhäusern. Von hier aus gingen wir aufs Geratewohl nach Crandorf, um ein Unterkommen zu suchen. Von einem Eisenbahnbeamten war uns dies Dorf seiner schönen Lage wegen empfohlen worden. Wir hatten Glück und fanden bei

äußerst netten Leuten eine sehr hübsche Wohnung und sehr gute Verpflegung. Der Hauptzweck meiner Reise war, die Klöppelschulen des Erzgebirges kennen zu lernen, um dann von dieser Kenntnis so viel wie möglich für meine Schule zu verwerten. In Crandorf selbst ist eine der besten von den 27 Klöppelschulen. Die Musterklöppelschule in vollendeter Einrichtung ist in Schneeberg. Leider konnte ich dieselbe aber wegen der eingetretenen Ferien nicht in Augenschein nehmen. Dafür lernte ich aber in der hiesigen um so fleißiger. Eine tüchtige Lehrerin leitet den Unterricht. Meine Schwester und ich haben in den 14 Tagen unseres Hierseins hübsche Fortschritte gemacht. Die Schule wird von 54 Kindern im Alter von 5—13 Jahren besucht. Sie ist königlich und steht unter Aufsicht des Inspektors in Schneeberg und eines Vorstandes, der aus dem hiesigen Geistlichen, dem Ortsvorsteher und einem Gemeindegliede besteht. Es ist geradezu rührend zu sehen, wie die Händchen so flink die Klöppel werfen, um die aufgegebene Arbeit zur rechten Zeit zu lösen. Lautlose Stille herrscht; man hört nur das eifrige Klappern der Klöppel. Alle Kinder, die einmal in die Liste eingetragen sind, müssen pünktlich in der Klöppelschule erscheinen, sobald die Ortsschule aus ist. Hier angekommen, waschen sie ihre Hände ganz sauber und setzen sich still an ihr Klöppelkissen, welches sie abends vorher gut zugesteckt an ihrem Platze auf der Tafel stehen gelassen haben. Die Spitzen, welche die Kinder verfertigen, werden gemessen und der Preis dafür ihnen gutgeschrieben. Sind die Leute arm, so wird ihnen das Geld ausgeliefert; nur bleiben von jeder Mark 10 Pf. zurück und werden für das Kind bis zur Konfirmation gespart; das giebt immerhin ein hübsches Sümmchen. Viele Eltern lassen ihre Kinder den ganzen Verdienst sparen. Die großen Mädchen klöppeln schon wahre Meisterwerkchen. Meine Schwester und ich haben nun jeden Tag früh und nachmittags einige Stunden auf der Schulbank neben den barfüßigen Kindern gesessen und haben fleißig ge-

lernt. Wie oft wünschte ich mir die Fertigkeit der kleinen Klöpplerinnen, die mit Erstaunen auf die grauhaarige Dame schauten, die das noch lernen wollte, was sie schon lange konnten. Große Sauberkeit und biedere, freundliche Höflichkeit findet man überall. Ich hätte nie geglaubt, hier oben im Erzgebirge, dessen Bewohner als dürftig und arm geschildert werden, solch' schöne, meist steinerne Häuser und so wohlhabende Leute zu finden. Die Dörfer gleichen kleinen Städten; alle Ortschaften sind durch schöne Kunststraßen verbunden. Sobald man aber die kaum eine Stunde entfernte böhmische Grenze überschreitet, merkt man, daß die Wohlhabenheit aufhört und die Bedürftigkeit zuhause ist. —

Die Morgen- und Abendstunden haben wir zu größeren und kleineren Ausflügen benutzt und sind dabei immer vom schönsten Wetter begünstigt worden. Unser Hauswirt übernahm öfter die Führung. Für jeden, der die Naturschönheit liebt, bietet sich hier reiche Gelegenheit, anbetend still zu stehen und die wechselnden, einzigartigen Bilder einer großartig schönen Gebirgswelt in sich aufzunehmen. In den tiefen Thälern, die von zahlreichen muntern Bächen durchrauscht und durchhüpft werden, liegen saftige, duftige Wiesengründe, an den stärkeren Gewässern mit hohem Falle die zahlreichen gewerblichen Anlagen des betriebsamen Sachsens: Eisenhüttenwerke, Holzschleifereien u. dgl. Sie beleben gar malerisch das Landschaftsbild. Dazwischen strecken sich langhin die saubern Ortschaften mit den weißen Häusern und grauen Schieferdächern. Stundenlang kann man durch hohe Kiefernwälder gehen, ohne zu ermüden. Das kräftige Ozon läßt keine Ermüdung aufkommen, so daß ich mich selbst wundere, wie viel ich auf den ungewohnten Fußwanderungen leisten kann. Am Sonntag waren wir in Karlsbad. Meine Schwester, die dort ihre Gesundheit wieder erlangt hat, wollte es aus Dankbarkeit gern wiedersehen. Wir fuhren bis Johann-Georgenstadt mit der Gebirgsbahn, die uns wieder allerlei großartige Land-

schaftsbilder vor Augen führte. Dort übernachteten wir, stiegen 3 Uhr in den Wagen und ließen uns von zwei muntern Pferden durch Felder und prächtige Wälder gen Karlsbad führen. Das weltberühmte Karlsbad mit seinen heilkräftigen Sprudeln und seinen Naturschönheiten, die von der Kunst aufs äußerste gepflegt sind, will ich nicht zu schildern versuchen. Das können Sie in jedem Reisehandbuche nachlesen. Nur sagen will ich Ihnen, daß mich das alles bezaubert hat, und daß ich wie in einem schönen Traume wandelte. Bei Ihrem hoffentlich baldigen Besuche in N. werde ich Ihnen viel zu erzählen haben.

Nur einige kleine Züge mögen hier Platz finden! Gestern standen wir in Fürstenbrunn auf echt historischem Boden. Durch frisches Waldesgrün wanderten wir über Grünstädtel und Raschau dem Fürstenberge zu. Ein prächtiger Wald, unterbrochen von schroffen Felspartien, bedeckt ihn. Auf dem Berge steht ein Denkmal über dem Brunnen, aus dem der durch Kunz v. Kaufungen geraubte Prinz Albrecht 1455 trank. Eine Tafel, die dem Denkmal eingefügt, erzählt, daß am 8. Juli 1455 der Köhler Schmidt den Prinzen aus Kunz von Kaufungens Gewalt befreite. Im Jahre 1482 besuchte Herzog Albrecht selbst diesen Berg in Begleitung der noch lebenden Köhler Schmidt und Wieland. Das Denkmal selbst ist 1822 errichtet. Jeder kann einen Trunk aus dem Fürstenbrunnen thun; auch wir versäumten es nicht, erquickten uns aber auch an dem köstlichen Kaffee vom Fürstenbrunnen, den die gewandte Wirtin der kleinen Restauration den müden Wanderern kredenzte. Ein Spaziergang den Waldrand entlang zeigte uns eine weite Landschaft bis zum Dorfe Haide und dem Bergstädtchen Elterlein. Mitten in einer großen Wiese standen die Mauern einer Kirche oder Kapelle. Wir fragten kleine Beerensucher danach und hörten, das seien die Reste der „Dudelskirche." In der That gab auch unser Reisehandbuch den Trümmern diesen merkwürdigen Namen als den im Volksmunde gebräuchlichen; in Wahrheit ist's die

Oswaldkapelle. Überall trifft man hier auf merkwürdige Spuren der Vergangenheit. Otto hat sich einen Stein vom Fürstenbrunnen und einen vom Königssitze im Abitonsthale zum Andenken mitgenommen. Letztere Partie ist wert, daß sie ein König macht. O könnten Sie diese wunderbar schöne Gegend einmal mit Ihrem lieben Vater durchstreifen! Sie würden gleichen Genuß wie von Ihrer Schweizerreise haben! Mir wenigstens gefällt es hier mindestens ebenso gut wie in der Schweiz. Alles, was das Herze nagt und plagt, scheint von der reinen Luft und schönen Welt wie fortgespült. Man fühlt sich befreit, verjüngt und wieder hoffnungsfroh. Ich hoffe, daß mir die Reise zu einem Erfrischungsbade für das Leben der Pflicht werden soll.

Auf einem Spaziergange gestern Abend sahen wir auch den Fichtelberg, die zweithöchste Erhebung des Erzgebirges.

Hier tief im Erzgebirge lernten wir einen jungen Lehrer kennen, dessen 6 Brüder gleichfalls Lehrer sind, einer am Annaburger Seminar Oberlehrer und einer in Schwarzenberg. Auch die Bekanntschaft dieser beiden letzteren machten wir am Fürstenbrunnen. Die Herren sind große Verehrer Ihres Herrn Vaters und seiner Schriften. Als sie hörten, daß wir mit diesem persönlich befreundet seien, war ihre Freude groß. Das Gespräch hatte nun einen Mittelpunkt und reichen Stoff und wurde sehr angeregt und interessant. Wären Sie doch alle gleich dagewesen! Es ist eine Freude, wie heutzutage auch die Ferne nicht mehr fremd und der Fremde uns nicht mehr fern bleibt. Da begegnen sich zwei wildfremde Menschen; sie fangen ein Gespräch an, und siehe da! ein dritter, beiderseits Bekannter, findet sich, der zum Vermittler zwischen den Seelen wird, so daß die muntern Gedankenfäden nun fröhlich hin und her schießen.

Eine besondere Reisefreude war für uns das Glück unseres guten Otto. Er hat die Gegend nach allen Richtungen durchstreift und sich die schönsten Steine gesammelt; am liebsten

hätte er das ganze Erzgebirge eingepackt und mitgenommen. Nichts wünscht er sehnlicher, als nächstes Jahr hierher zurückkehren zu können.

Nächsten Freitag reisen wir nach 14tägigem Aufenthalte schon wieder ab, da mein Schwager das Alleinsein müde ist. Erfrischt und ermutigt werde ich heimkehren. Herzlich freue ich mich auf den Wiederbeginn der Arbeit und auf das Wiedersehen meiner lieben Schülerinnen, deren Schar von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Habe ich Ihnen einmal von der Taubstummen erzählt, deren Leistungen und Verhalten mir so große Freude macht? Ein Unglück mildern ist ja eine besondere Herzensfreude! Schön und erhebend ist die Ferne, aber lieb und traut die Heimat, erquicklich eine Ruhepause, aber Lebenszweck die Arbeit. —

Und nun werden Sie mich aus Ihrem Schuldbuch streichen, mein liebes Idchen, und mein langes Schweigen durch diese lange Epistel gesühnt finden! Grüßen Sie herzlich Ihre lieben Eltern und seien Sie selbst tausendmal gegrüßt

von Ihrer

Sie liebenden

Auguste Reich.

20. Ein Frühlingsanfang im Herbst.

Am 15. Oktober 1872 erließ der viel gerühmte und viel geschmähte Unterrichtsminister Dr. Falk die Allgemeinen Bestimmungen über die Gestaltung des Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesens in Preußen. Sie waren eine Herbstgabe, brachten aber Frühlingswehen in die preußische Schule und Lehrerschaft. Für alle Zeiten werden sie ein großes Ereignis bleiben und einen der bedeutendsten Höhenpunkte der Schulentwicklung in Preußen bezeichnen.

Sie sind eine so knappe, klare, gesunde und wirkungsvolle Pädagogik, daß ein Aufgeben ihrer bewährten Grund-

sätze als ein verhängnisvoller Rückschritt für die Schule und als ein Unglück für unser Volk beklagt werden müßte.

Als sie erschienen, war ihre Wirkung auf den Lehrerstand eine fast wunderbare. Sie zeigten hohe, aber erreichbare Ziele, wie sie das Zeitbedürfnis forderte, festgeschiente Wege, wie sie die neuere Erziehungskunst ausgebaut hatte, und zweckmäßige Einrichtungen, wie sie den praktischen Verhältnissen und den gesteigerten Bildungsbedürfnissen entsprachen. In allem, was sie schlicht und klar gaben, kurz und bestimmt forderten und überzeugend begründeten, zeigte sich eine umfassende Kenntnis der erziehlichen Bedürfnisse und Mittel, ein scharfer Blick, ein klares Urteil und eine hohe praktische Gestaltungsgabe. Als ihr Vater wurde der Geheime Ober-Regierungsrat Dr. C. Schneider in Berlin bezeichnet.

Ihrem Erscheinen war das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 voraufgegangen und hatte das Hoheitsrecht des Staates auf die Leitung, Beaufsichtigung und Gestaltung des Schulwesens unzweifelhaft festgestellt. Hand in Hand mit ihrem Erscheinen gingen allerlei einschneidende Verwaltungs-Maßregeln, die da deutlich bekundeten, daß der Fortschritt kein papierner bleiben sollte.

Worin bestand nun die Wirkung der Allgemeinen Bestimmungen auf den preußischen Lehrerstand? Sie lösten den Bann der Raumerschen Regulative, zerschlugen allerlei Gerüste, mit denen eine ängstliche Vorsicht die Schularbeit und Lehrerbildung umbaut hatte, gaben Anstoß und Freiheit zu freudiger Arbeit, Ziele und offene Bahn für erhöhtes eigenes Streben. Nur der freien, freudigen Arbeit kann das Höchste gelingen. Und darin zeigt sich die höchste Führerkunst, daß sie Druck und Arbeitshemmnisse beseitigt, alle Arbeiter für die Arbeitsziele begeistert und alle Kräfte zu freudiger Wettbethätigung wach ruft. Ohne Freiheit des Wirkens, ohne Freudigkeit des Schaffens, ohne Herzensteilnahme an den Arbeitsaufgaben ist eine volle Kraftentfaltung

und Zielerreichung nicht möglich. Wer bei jedem Schritt und Griff umher gucken, horchen und tasten muß, ob er nicht anstößt und sich vergreift, der wird nie freudig und mit voller Kraft zufassen. Je mehr Vorsichtsmaßregeln, um den Mißbrauch zu verhüten, desto mehr Zaghaftigkeit und Unsicherheit im Gebrauch der Kraft! Besser, die geweckte, thatenfrohe Kraft schießt hie und da über das Ziel und vergreift sich in den Mitteln, als daß die gedrückte und gefesselte Kraft am Boden liegt und ärmlich hinsiecht! Der Irrtum des strebenden Menschen ist zu verbessern, aus dem Tode, d. h. der schlaffen Mutlosigkeit, aber kein neues Leben zu rufen. Es liegt in dem Wesen der Kraft, daß sie freudiger Impulse, Raum und Freiheit bedarf, wenn sie sich voll auswirken soll.

Die schönste Frucht der Ära Falk war eine gesteigerte Arbeitsfreudigkeit der Lehrerstandes und ein innigeres Zusammenrücken der einzelnen Glieder zu neuem Streben und gemeinsamer Wahrung der Standesehre. Der Einzelne trat aus seiner Abgeschiedenheit und erkannte seinen Pflicht- und Ehrenanteil am Ganzen. Gebückte Männlein streckten sich und atmeten auf in Hoffnung und neuer Schaffenslust. Die höheren Arbeitsziele, die zweckmäßigern Schuleinrichtungen, die würdigere Behandlung, das verbesserte Einkommen, die Sorgfalt der obersten Schulbehörde für alle Schul- und Lehrerangelegenheiten: das alles ermutigte das Herz, steigerte die Kraft und erhöhte den Erfolg. Wen die Volksgunst trägt und die Behörde schützt und schiebt, der kann wohl ans Ziel kommen! Immer war's so: Man traue nur dem Arbeiter etwas zu, enge ihn nicht mißtrauisch ein und behandle ihn mit Wertschätzung, und meist wird er das Vertrauen rechtfertigen. Dagegen mißtraue man ihm auf Tritt und Schritt, lege seinem Willen Fessel auf Fessel an, behandle ihn als verdächtig oder überflüssig, und bald wird man ihn in den dunkeln Winkel gedrängt haben, worin man ihn suchte. Vertrauen ist Morgentau, Mißtrauen aber Meltau für die Kraft.

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“ Und: „Ein großes Muster weckt Nacheiferung und giebt dem Urteil höhere Gesetze.“ Die Person des Ministers Dr. Falk wurde für den preußischen Lehrerstand ein Stern der Hoffnung und ein Führer zu freudigem Streben. „Auch ohne nähere Berührung können vorzügliche mitlebende Menschen bedeutend auf uns einwirken, weil sie wie größere Sterne unser Auge, so lange sie über dem Horizonte stehen, auf sich ziehen, es erfreuen, stärken und bilden.“

So ging mir's und den meisten strebenden Schulmännern während der sieben Jahre eines fröhlichen Fortschritts in der Ära Falk. Sie gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Wer einmal das Höchste in einer Sache gesehen und erlebt, den begleitet es als Idealbild durch das Leben, erhellt auch dunkle Wege und stärkt immer aufs neue die Hoffnung.

Alles hienieden bewegt und entwickelt sich nach dem Gesetz des Gegensatzes. Schmerz und Freude, Liebe und Haß, Aufstieg und Abstieg lösen sich ab. So mußte dem freudigen Vorwärtsdrängen ein Halt und Rückwärtsdämmen folgen. „Erweiterung der Erkenntnis ist Vermehrung der Unruhe, innerlich und äußerlich.“ Das Regen, Leben, Streben und etwas geräuschvolle Zusammenschließen und Vorwärtsdrängen des Lehrerstandes war den Fanatikern der Ruhe und Ordnung und den Verehrern des gewohnheitsmäßigen Gleichschritts höchst unbequem und bedenklich. So lange Schule und Lehrerschaft unter dem Zeichen der Macht fuhren, grollten und schalten sie nur im stillen. Sobald aber die Zeiten günstiger wurden, da verwandelten sich die Klagen nach und nach in Anklagen. „Und dann kam die Taktik der Gegner, die jemand, dem sie übel will, zuvörderst entstellt und dann als Ungeheuer bekämpft.“ (Goethe.)

Was hat sich die Schule der Ära Falk nicht alles gefallen lassen müssen, und wofür hat man sie alle verantwort-

lich gemacht! Schon nach sieben Jahren sollte sie dem Volke mit der Religion die Sittlichkeit und mit der Sittlichkeit das wahre Glück geraubt, Genußmenschen, Verbrecher und Königsmörder erzogen haben!

Die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 sollten eine falsche Ökonomie der Zeit, der Lernstoffe und des Interesses in die Schule gebracht haben. Man beschuldigte sie: An die Stelle des Viel setzen sie Vielerlei, indem sie Turnen, Nadelarbeiten, Zeichnen, Raumlehre und Realien als neue Unterrichtsgegenstände einführen. Vor allem verdrängen sie den Religionsunterricht aus dem Mittelpunkt der Schule in den Schmollwinkel, indem sie die Zahl der Unterrichtsstunden verkürzen, den Umfang der Lernstoffe beschränken und das Interesse für die Religion sichtlich abschwächen. Dagegen schieben sie die Realien mit ihren endlosen Stoffgebieten, ihrem geringen formalen und sittlichen Gehalte und ihrer geringen praktischen Verwertbarkeit breit in den Vordergrund. Durch Gründung, Erweiterung und prachtvolle Ausstattung vieler Lehrerseminare, angeblich um einen an Zahl ausreichenden und seiner schweren Aufgabe ganz gewachsenen Lehrerstand heranzubilden, ist dem Staate eine ungeheure Ausgabe erwachsen, ohne daß die Ernte der Aussaat entspräche. Man hat zu Leitern von Seminaren oft Nichtgeistliche, zu Lehrern Kirchengegner berufen, die Beziehungen der Seminare zur Kirche fast ganz gelöst und einen Lehrerstand erzogen, der sich in Vielwisserei, Wissensdünkel, Genußsucht und Kirchenfeindlichkeit gefällt und diese Gifte in das Blut des Volkes überträgt.

Durch Einführung der Mittelschul- und Rektoratsprüfung ist den Lehrern eine Aussicht für den Dünkel und eine Rennbahn für die Stellenjägerei eröffnet worden. Jeder glaubt sich zu etwas Besserem berufen, studiert gelehrte Dinge versäumt seine nächste Pflicht, verlernt die ruhige, gewissenhafte Seßhaftigkeit und blickt wohl gar vornehm-dünkelhaft

herab auf die „gewöhnlichen Schulmeister.“ Die „höheren Aussichten“ haben den ganzen Lehrerstand mit innerer Unruhe erfüllt, zum unzufriedenen Umherhasten getrieben, ja wohl gar innerlich gespalten und entzweit.

Durch den Bau vieler neuer Schulhäuser, die Gründung vieler neuer Stellen, die Aufbesserung der Lehrergehalte, die Beschaffung von Lehrmitteln, die Aufstellung von Turngeräten und die Einführung des weiblichen Handarbeitsunterrichts sind die Gemeinden Schlag auf Schlag mit immer neuen, erdrückenden Ausgaben belastet worden, so daß für sie die Ära Falk eine „Ära des Zahlens bis zur Erschöpfung“ geworden ist.

So könnte die Liste der Anklagen und Verdächtigungen noch lange fortgesetzt werden. Man müßte sich dabei nur wundern, was das System alles gewirkt haben soll, ehe es überhaupt zur vollen Wirksamkeit gekommen, ehe die Lehrer der Falkschen Seminare ins Amt und die Kinder der Falkschen Volksschule ins öffentliche Leben getreten waren.

Ich will mich nicht mit Widerlegung der gehässigen, absichtlichen und in sich haltlosen Anschuldigungen befassen. Nur erzählen will ich, wie die Allgemeinen Bestimmungen bei ihrem Erscheinen auf mich und meine Mitarbeiter in N. gewirkt haben. Wie sich das große Sonnenbild im kleinsten Wassertropfen spiegelt, so wirken schöpferische Maßregeln bis in den kleinsten, fernsten Kreis belebend und gestaltend. Ja, ihre Wirkung kann im kleinen Kreise oft klarer und unbefangener gewürdigt werden als im großen Ganzen, wo den Blick oft allerlei Anhängsel beirren, die als unerfreuliche und wesenfremde Nebenerscheinungen den Gang der großen Maßregel begleiten. Derselbe Frühling, der die Nachtigall bringt, öffnet ja auch den Fröschen ihr breites Maul. Derselbe Frühlingshauch, der Veilchen und Bienen auf den grünen Plan lockt, bringt ja auch Nesseln und Geschmeiß. Eine Entfesselung der guten Kräfte weckt auch die verneinenden und zer-

störenden. „Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister; sie liegen wartend unter dünner Decke, und, leise hörend, stürmen sie herauf.“ (Schiller.)

Als die Allgemeinen Bestimmungen erschienen, war ich Rektor einer Knaben- und Mädchenbürgerschule mit 20 Lehrkräften. Begierig verschlangen wir die 64 Seiten des Heftchens; wieder und wieder lasen wir sie; wie Frühlingshauch wehten sie uns an.

„Die Bestimmungen behandeln Schule und Lehrer würdig, aber sie verpflichten uns auch!“ sagte ein älterer Amtsgenosse. „Wollen wir werden und leisten, was hier so kurz und gut geschrieben steht, dann heißt's, alle Kräfte zusammen nehmen und mit den Seminaristen wieder zu lernbegierigen Schülern werden. Jede neue Lage verlangt eine neue Rüstung. Auch wir werden uns für die neue Lage rüsten müssen, da die alte Ausrüstung vielfach unzulänglich sein wird.“

„Wie gern thut man dies, wenn man neue Ziele vor sich sieht und sich von der Wertschätzung der Maßgebenden getragen weiß!“ fügte ein anderer hinzu. „Jede neue Aufgabe weckt neue Kräfte. Mutlos macht nur Geringschätzung und Mißerfolg der Arbeit.“

„Den größten Fortschritt der Falkschen Allgemeinen Bestimmungen gegen die begrabenen Raumerschen Regulative finde ich in den Vorschriften über die Lehrerbildung!“ meinte ein dritter.

Ich sagte darauf: „In der Art der Lehrerbildung liegt eben eine Hauptbedingung für Segen oder Fluch der Schule, für Ansehen oder Mißachtung des Lehrerstandes. Jede einsichtige Schulverwaltung muß hier den Hebel ansetzen. Die Seminare sind Herz und Lungen der Volksschulbildung. Hier werden die Arbeiter der Volksbildung für den Heerdienst geschult. Hier gewinnt die Arbeit der Volksschule frische Nahrung; von hier strömt neues Blut in breite Schichten unsres Volkes. Die Gesundheit des Schulwesens hängt von einem

gebildeten, leistungsfähigen und deshalb geachteten Lehrerstande und damit wesentlich von den Seminaren ab. Wem an der Hebung der Volksbildung und des Volkswohls wirklich etwas gelegen ist, dem darf kein Opfer zu groß sein, um diese Hochschulen der Volksbildung durch die besten pädagogischen Kräfte und die zweckmäßigsten Einrichtungen möglichst zu heben."

„Was in unserer Seminarbildung versäumt und verfehlt worden ist, das muß erhöhter Privatfleiß nun nachholen!" rief ein vierzigjähriger Berufsgenosse. „Ich fühle Lust und Kraft in mir, mich wieder fleißig auf die Hose zu setzen. Hinter meiner Aufgabe möchte ich nicht zurückbleiben. Wer seiner Zeit froh werden will, der muß ihren Aufgaben gewachsen sein."

„Uns an der Bürgerschule werden besondere Aufgaben gestellt werden!" fügte ich hinzu. Und als mich fragende Blicke ansahen, fuhr ich fort: „Für uns sind zunächst die Bestimmungen über die Mittelschule die brennendsten. Auf eine Umwandlung unserer Bürgerschule in eine Mittelschule im Sinne der Allgemeinen Bestimmungen wird zunächst all mein Streben gerichtet sein. Hören Sie, ob wir dazu nicht Recht und Pflicht haben! Die Allgemeinen Bestimmungen sagen S. 14: „Unter dem Namen von Bürger=, Mittel=, Rektor=, höheren Knaben= oder Stadtschulen sind bereits gegenwärtig eine beträchtliche Anzahl von Unterrichtsanstalten vorhanden, welche einerseits ihren Schülern eine höhere Bildung zu geben versuchen, als dies in der mehrklassigen Volksschule geschieht, anderseits aber auch die Bedürfnisse des gewerblichen Lebens und des sogenannten Mittelstandes in größerem Umfange berücksichtigen, als dies in höheren Lehranstalten regelmäßig der Fall sein kann. Es entspricht den Anforderungen der Gegenwart nicht nur, die bestehenden Anstalten dieser Art weiter zu entwickeln, sondern auch die Neuerrichtung derselben seitens der Gemeinde thunlichst zu fördern."

„Das ist also unser Fall, und darum dürfen wir die

Hände nicht in den Schoß legen, wenn nicht der weiße Hirsch, der günstige Augenblick, ungenützt an uns vorüberhuschen soll. Die Arbeit des letzten Schuljahres bildet bereits die günstigste Vorbereitung und kommt gleichsam dem ministeriellen Erlaß entgegen. Wie Sie wissen, ist für freiwillige Teilnehmer der französische Unterricht eingeführt und wird von mir und einigen freundlichen Mithelfern des Lehrkörpers unentgeltlich erteilt. Aber auf noch andere vorbereitende Maßregeln müssen wir bedacht sein, ehe ich mit meinen Plänen und Anträgen vor die Behörde trete. Reife Früchte pflücken und essen sich besser als grüne. Ohne Verzug muß unser Lehrplan nach dem behördlichen für Mittelschulen erweitert werden. Die Hauptsache bleibt aber, daß wir uns durch erhöhte Tüchtigkeit der erhöhten Aufgabe würdig zeigen. Es gilt also, alle Kräfte im Dienste der Schule und der eigenen Fortbildung nachdrücklich zu regen. Was uns fehlt, muß erarbeitet werden. Wir vereinigen uns zu Studienkränzchen nach den Gruppen, welche die Allgemeinen Bestimmungen als zusammengehörig bezeichnet haben. Ich selbst hoffe an den meisten teilzunehmen und sie zu leiten. Die jüngern Herren werden sich auf das Mittelschulexamen vorbereiten, die ältern aber, welche meist das Examenfeuer scheuen, sich so für ihren Platz tüchtigen, daß sie ihn auch ohne Examen ausfüllen. Das ist ja in dem behördlichen Erlaß vorgesehen. So gerüstet, können wir dann zum Angriff übergehen. Unserm ernsten Fleiße wird sicherlich die Willigkeit der städtischen Behörden entgegen kommen. Sie werden den Namen und die Rechte nicht versagen, wenn die Sache thatsächlich schon vorhanden ist. Wo das Wesen ist, da folgt auch der rechte Name: so war es seit Pipins des Kurzen Zeiten."

Die freudigste Zustimmung zu meinen Plänen und Vorschlägen sprach aus den Mienen und Worten des gesamten Lehrkörpers. Und den Vorsätzen folgten die erfreulichsten Thaten. Ein Wetteifer der Arbeit und des Strebens erwachte,

wie er schöner nicht gedacht werden kann. Noch heute denke ich mit Rührung und Dank an jene einzige Zeit zurück. Welch ein Eifer, welche Willigkeit, welche Eintracht, welcher Opfermut! Die kleinen Geister der Selbstsucht und Zwietracht schienen erdrückt von der freudigen Hingabe an ein edles Ziel. Freiwillig und unentgeltlich brachten viele erhebliche Opfer an Zeit und Kraft, um dem Ganzen zu dienen. Auch eine Anzahl Lehrer der Volksschule wurden in den Wirbel der geistigen Arbeit gezogen und beteiligten sich an diesem und jenem Kränzchen.

Täglich, wenn die Schule geschlossen war, öffnete sich das Konferenzzimmer den Studienteilnehmern irgend eines Kränzchens, des pädagogischen, historischen, litterarischen, französischen ꝛc.

Alle hatten sich daheim gerüstet und waren bereit, in freier Darlegung den andern die Früchte ihres Fleißes zu bieten. Im lustigen Denk- und Redekampfe wurde vieles tiefer begründet und sicherer gefaßt. Mit froher Erwartung begrüßten und mit heiterer Befriedigung schlossen wir jedes Kränzchen. Jahre hindurch hielt dieser Eifer an. Einzelne führte er durch ein glückliches Examen in leitende Stellungen; alle aber tüchtigte er für ihren Beruf und gab ihnen das Glücksgefühl inneren Wachstums.

Nicht lange nach dem Erscheinen der Allgemeinen Bestimmungen, als ich die Zeit der Vorbereitung erfüllt glaubte, stellte ich bei den städtischen Behörden den Antrag auf Umwandlung der Bürgerschule in eine Falksche Mittelschule. Den einsichtigen und trefflichen Schulvorsitzenden hatte ich für meine Absichten gewonnen. In seiner rechtsbedächtigen Weise aber, die jeden Riß und Sprung und jede Verletzung fremder Rechte scheute, legte er meinen Antrag zunächst allen Leitern der einzelnen Schulanstalten zur Begutachtung vor.

Da kamen nun allerlei Bedenklichkeiten zutage. Ich kann sie in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Sind die vorhandenen Lehrkräfte der Bürgerschule den erhöhten Arbeitsforderungen gewachsen, da ja der ministerielle

Erlaß von den Lehrern der oberen Klassen einen besonderen Befähigungsnachweis verlangt?

2. Wird eine Mittelschule nicht den höheren Schulen Abbruch thun und der Schulkasse einen Fehlbetrag an Schulgeld verursachen?

3. Wird die Mittelschule nicht immerwachsende Anforderungen an den Stadtsäckel stellen und die Verschiedenheit der Gehälter nicht einen Riß in die Lehrerschaft bringen?

4. Woher will die Mittelschule Zeit und Mittel zu höheren Leistungen bei derselben Schulzeit gewinnen? Wird nicht der häusliche Fleiß übermäßig in Anspruch genommen werden? Wird nicht die Gesundheit der Schüler darunter leiden?

5. Was soll das Französisch in der deutschen Schule, „Caviar für Gaumen und Magen des Volkes?“ Über Stückwerk wird die Mittelschule doch nicht hinauskommen! Aus den höheren Schulen will man die Brockenweisheit vertreiben, und in der deutschen Mittelschule führt man sie ein?

6. Was soll die Umwandlung der Mädchenbürgerschule in eine Mittelschule, da hierzu weder ein Bedürfnis noch eine behördliche Anregung vorliegt?

In einer ausführlichen Denkschrift, deren hauptsächlichste Gedanken ich nachstehend folgen lasse, widerlegte ich diese Einwände.

„Die Schularbeit des letzten Jahres hat einer Umwandlung der Bürgerschule in eine Mittelschule so wesentlich vorgearbeitet, daß sich's im Grunde weniger um eine Umgestaltung der Schule handelt, als um die Anerkennung eines thatsächlich Vorhandenen durch einen Namen, der jetzt amtlich einer bestimmten Schulart beigelegt worden ist.

„Die ganze Zeitrichtung, welche auf erhöhte Bildung und Erwerbstüchtigkeit zielt, ist der Berechtigungsschein der Mittelschule. Von der Einsicht und dem Wohlwollen der städtischen Behörden in N. ist sicher zu erwarten, daß einer Schuleinrichtung mit diesem Berechtigungsscheine nicht die Thür gewiesen wird.

„Gerade der gegenwärtige Zeitpunkt heischt als Gegenleistung für das bedeutend erhöhte Schulgeld auch erhöhte Leistungen. Giebt man der Bürgerschule nicht die Ziele und die Einrichtung der Mittelschule, so wird sie mit der schulgeldfreien Volksschule, deren Leistungen ja auch eine erfreuliche Steigerung zeigen, zusammenfallen. Das Schulgeld in der Bürgerschule wäre dann nicht mehr die materielle Gegenleistung für eine geistige Darreichung, sondern nur eine Art Steuer für ein gewisses Kastenbewußtsein. Die Gerechtigkeit würde dann einfach die Einführung einer allgemeinen Schule mit Schulgeldfreiheit für alle fordern.

„Die Mittelschule mit den besonderen Prüfungen ihrer Lehrer ist das eigentlich Neue in den Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Okt. 1872. Der Herr Minister hat damit einem Chaos von Schulversuchen zwischen der allgemeinen Volksschule und den höheren Schulen eine bestimmte Begriffsbestimmung, einen Namen, Ziele und Wege gegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß die Mittelschule zunächst nur Versuchsfeld ist. Auf staatliche Berechtigungen muß sie deshalb vorläufig verzichten. Nur aufgrund von Arbeitserfolgen nach einer Reihe von Jahren kann eine Weiterentwicklung auch mit staatlichen Berechtigungen erfolgen.

„Den Stadtgemeinden wird die Einrichtung von Mittelschulen in den ministeriellen Bestimmungen mit besonderem Nachdrucke empfohlen. Dürfen sie nun zuwartend, mit verschränkten Armen und zugehaltenem Säckel hinter den Erwartungen des Ministers zurück bleiben? Wenn sie den klaren Absichten des Ministeriums Falk beistimmen, so haben sie die moralische Verpflichtung, diese nach Kräften zu unterstützen, in unserem besonderen Falle also den jedenfalls gefahrlosen Versuch einer Steigerung der Schulziele zu fördern.

„Wenn übrigens die Besuchsziffer einer Schule das Thermometer des Bedürfnisses ist, so haben wir in Erfurt ein schlagendes Beispiel für die Ersprießlichkeit dieser Schulart. Die Mittel-

bürgerschule, deren Lehrplan dem ministeriellen Lehrplane für Mittelschulen ziemlich gleicht, hat in den 5 Jahren ihres Bestehens ein Wachstum der Schülerzahl von 50 auf etwa 700 erfahren.

„Was die Mittelschule im besten Falle leistet, was sie zur Lösung mancher Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten in dem jetzigen Schulaufbau beitragen kann, das muß die Zukunft lehren. Ohne Versuchsfeld aber kein Versuch, kein Erfolg! Die Gegenwart hat den Samen für die Zukunft auszustreuen und die Keime künftiger Entwicklungen zu pflegen. Wer die Aussaat unterläßt, darf auf keine Ernte rechnen. —

„Was nun die erhobenen Bedenken betrifft, so will ich sie nachstehend beleuchten und zu entkräften suchen.

Zu 1. Ob die vorhandenen Lehrkräfte geeignet sind?

Die Antwort muß einfach von einem Gutachten der Königlichen Regierung, unter der die Mittelschule steht, abhängig gemacht werden. Indem dieselbe zur Einrichtung der Bürgerschule als Mittelschule auffordert, sagt sie nichts von Ersetzung der Lehrkräfte durch andere. Außerdem sagen die Allgem. Bestimmungen vom 15. Okt. 72, daß die definitiv angestellten Lehrer ihre Berechtigung behalten und auch innerhalb derselben aufsteigen können.

Zwischen zwei verschiedenen Zuständen liegt immer eine Übergangszeit mit einzelnen Unregelmäßigkeiten und Unzuträglichkeiten, die in den neuen Rahmen nicht recht passen, aber doch auch ohne Kränkung erworbener Rechte nicht zu beseitigen sind. Solche Unregelmäßigkeiten sind auch bei der gegenwärtigen Einrichtung von Mittelschulen nicht zu umgehen. Die schon bestehenden Mittelschulen haben fast ausnahmslos elementarisch gebildete, aber tüchtige und bewährte Lehrer. Man kann solchen Schulen doch weder einen niedrigeren Rang anweisen, noch die Lehrer durch andere ersetzen.

In den nächsten Jahren wird man keine oder nur wenige Lehrer finden, die sich durch ein besonderes Examen die An-

stellungsberechtigung für Mittel- und höhere Töchterschulen erworben haben, denn erst jetzt spitzt sich die Lehrerbildung auf dies Ziel zu. Man dürfte also in der nächsten Zeit gar nicht an die Einrichtung von Mittelschulen denken, und dann, wenn die staatlich geeichten Kräfte vorhanden wären, müßte man die alten, bewährten Kräfte geradezu beiseit auf einen andern Platz schieben. Beides läuft den ausgesprochenen ministeriellen Absichten schnurstracks zuwider.

Hätte das Examen für Mittelschullehrer schon früher bestanden, so würde zweifellos die Mehrzahl der Lehrer an der Bürgerschule sich demselben unterworfen und die jetzt geforderte besondere Lehrberechtigung erworben haben. Einige sind übrigens entschlossen, auch jetzt noch, im Laufe der behördlich gesteckten Frist von drei Jahren, das fragliche Examen zu machen.

Wenn übrigens die bisherigen Lehrkräfte schon die bezeichneten Ziele der Mittelschule angestrebt, ja teilweise erreicht haben, warum sollte es ihnen in Zukunft nicht möglich sein? Die gute Leistung ist der beste Berechtigungsschein für die Arbeit.

Man wird vorläufig sogar für den französischen Unterricht nicht überall staatlich geprüfte und praktisch bewährte Lehrkräfte finden und auch in diesem Stücke in Wirklichkeit etwas neben die ministeriellen Bestimmungen zu stehen kommen. Wie häufig ist bisher fremdsprachlicher Unterricht an Realschulen, höheren Töchter- und Bürgerschulen mit dem besten Erfolge von elementarisch gebildeten Lehrern ohne besondern Befähigungs-Nachweis erteilt worden! Eine Mittelschule, vollkommen im Sinne der ministeriellen Bestimmungen, wird erst nach Jahr und Tag möglich sein.

Nach den Erfahrungen des letzten Jahres darf man zuversichtlich hoffen, daß das im Lehrkörper der Bürgerschule vorhandene Kapital an Arbeitslust und Arbeitskraft zureicht, um auch erhöhten Anforderungen zu genügen. Die neuen, höheren Ziele wecken neuen Arbeitsmut. Große Ziele und tüchtige Vorbilder sind überall die Mehrer der Arbeitskraft

und des Arbeitserfolges. Diese Wahrheit wird bei uns nicht zur Lüge werden.

Zu 2. Daß die Mittelschule den höheren Schulen Abbruch thun und einen namhaften Ausfall an Schulgeld verursachen sollte, das sind nach Erfahrung und ruhiger Erwägung aller Umstände Nebelgespenster. So lange man nicht den Mittelschulen die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienste zuerkennt, werden sich die bisherigen Besuchsverhältnisse der Schulen nicht wesentlich ändern. Die unteren Klassen der Realschulen werden auch ferner noch an der Wassersucht, d. h. an Überfüllung mit Berechtigungsjägern und andern ungeeigneten Elementen, leiden, und auch die Gymnasien werden ihren Ballast in den unteren Klassen weiter schleppen müssen. Die Wahl der Schule richtet sich leider seltener nach pädagogischer Einsicht und wahrhaftem Bedürfnis als nach der gesellschaftlichen Schichtung. Gewisse Eltern werden ihre Kinder nicht in eine Mittelschule schicken, schon um damit eine gewisse Selbstschätzung auszusprechen. Zunächst wird die Mittelschule vielleicht die Kinder gewisser sozialer Grenzanwohner, die nicht recht wissen, wohin sie sich rechnen und wohin sie ihre Kinder schicken sollen, und etliche Lahme und Hinkende aus den höheren Schulen gewinnen. Das wird für die Schüler und für die höheren Schulen von Vorteil sein. Wenn letztere die Bleigewichte der ungeeigneten Elemente, welche nicht die Lust an wissenschaftlicher Ausbildung, sondern irgend ein Nebenzweck hineingeführt hat, abschütteln könnten, so würde der Fluß der Arbeit ein viel rascherer, die Arbeit eine freundlichere, der Erfolg ein befriedigenderer sein.

Blickt man auf die Schüler, die als Kometenschwärme die unteren Klassen der höheren Schulen durchziehen, so kann man sich über den Bildungsprozeß in und an ihnen nicht freuen. Die Viertel- und Fünftelbildung eines Quartaners und Quintaners ist ein klägliches Bildungsgewächs, meist nur ein Gemenge von Anfängen. Ein Chaos von Vorstellungs-

spuren verdient nicht den Namen „Bildung“. Die so Gebildeten treten dann mit der Anmaßung ins Leben, auf höheren Schulen gebildet zu sein. Aus ihnen rekrutieren sich häufig die Schreier und Wühler in den Gemeinden.

Besteht die Bildung in der Summe der Vorstellungen, in der Klarheit und Sicherheit, mit der sie in der Seele haften, in der Leichtigkeit, mit der sie denkend, sprechend und schreibend beherrscht werden, und in dem sittengestaltenden Einfluß dieser Vorstellungen auf das Leben, so kann eine gesunde Bildung auch auf andern als den höheren Schulen erworben werden.

Unsere höheren Schulen bewegen sich in ihrer Arbeit auf so festgeschienten Wegen, daß es eine Verwegenheit sein würde, ihre Arbeitsresultate abfällig beurteilen zu wollen. Aber sie können nur den Schülern voll und ganz sein, was sie sein wollen, welche ihren ganzen, sichern Bildungsweg durchlaufen, nicht aber denen, welche im ersten oder zweiten Stadium fahnenflüchtig werden.

Die Mittelschule will eine beschränktere, in sich abgeschlossene Bildung geben, die entschieden einer Masse von Bildungsbruchstücken vorzuziehen sein wird.

Wenn eine Anzahl Schüler, die nur bis zum 14. und 15. Jahre eine höhere Schule besuchen will, in die Mittelschule übersiedelt, so ist das für jene Schüler und für die höheren Schulen ein Vorteil, und der materielle Nachteil der Schulkasse wird reichlich aufgewogen durch den Dienst, der damit den höheren Schulen und der Bildung im allgemeinen geleistet wird.

Zu 3. Höhere Kosten! Ganz ohne Steigerung der Ausgaben wird es in Zukunft nicht abgehen. Aber eine Steigerung der Bildung kann nie zu teuer bezahlt werden. „Das auf die Volksbildung verwandte Kapital trägt — wenn auch etwas später — die reichsten Zinsen!“ hat schon 1817 der Altensteinsche Ministerialrat Süvern gesagt. Die Kargheit auf diesem Gebiete hat sich schon bitter gerächt.

Den Lehrern der Mittelschulen werden nach Maßgabe ihrer

Tüchtigkeit und Leistung in Zukunft höhere Gehaltssätze zu bieten sein. Aber auch ohne Mittelschule würde diese Steigerung der Ausgaben für die Volksbildung nicht ausbleiben. Will man gute Schulen und tüchtige Leistungen, wird man tiefer in den Säckel greifen müssen. Eine verkehrsreiche Stadt wie N. wird sich mit dem Bodensatze von Lehrkräften nicht begnügen, sondern solche Lehrer anstellen, die das höhere Examen gemacht haben oder sich doch durch Tüchtigkeit auszeichnen. Ohne erhöhte Gehälter wird das nicht möglich sein. Damit geschähe ja nur dem langjährigen Rufe nach besser vorgebildeten Lehrern Genüge. Wie oft sind Gehaltserhöhungen unter dem Vorgeben abgelehnt worden: Für solche Bildung und solche Leistung ist das gerade genug! Gebt uns tüchtiger gebildete Lehrer, und wir werden mit der Gewährung höherer Gehälter nicht anstehen! So wäre ja endlich eine Erlösung aus dem heillosen Zirkel gefunden, in dem die Schulunterhaltungspflichtigen die Schuld an traurigen Schulzuständen auf die Lehrer und diese sie auf die Gemeinden schieben.

Weiter fürchtet man, daß die Erlangung einer höheren Lehrbefähigung und höherer Gehälter eines Teils der Lehrerschaft eine Spaltung des ganzen Standes verursachen wird, ähnlich wie es jetzt zwischen akademisch und seminaristisch gebildeten Lehrern der Fall ist.

Ich fürchte keinen neuen Riß, eher eine Heilung des alten. Einerseits werden bewährte elementarisch gebildete Lehrer bei der Prüfung, Anstellung und im Gehalte akademisch gebildeten Geistlichen, Kandidaten der Philologie &c. gleichgestellt; also die Kluft nach oben will sich ein wenig überbrücken! Anderseits wird eine große Anzahl Lehrer mit der Lehrbefähigung für die Mittelschule in der Volks-, ja Landschule wenigstens zeitweise angestellt sein, — so kann auch nach unten kein neuer Spalt sich öffnen. Eine Berechtigung für alle kann nicht Ursache des Bruches werden.

Wiewohl der Erfolg jener höheren Prüfung mit völliger

Sicherheit nicht vorausgesagt werden kann, so ist wenigstens die Hoffnung auf Versöhnung der Gegensätze ebenso berechtigt wie die Befürchtung einer zweiten Spaltung.

Zu 4. Überbürdung der Schüler? Nutzlose Furcht! Weder Organisation, noch Lehr- und Lektionsplan werden wesentlich geändert. Nur das private Französisch wird gesetzlich eingeführt und rückt nun in statt wie bisher neben die eigentliche Schulzeit. Etwas geschädigt in seinem bisherigen Besitzrechte wird nur der Religions- und deutschsprachliche Unterricht in den Oberklassen. Die dem Religionsunterrichte gewidmete Stundenzahl wird beschränkt und sein gedächtnismäßiger Lernstoff um ein Viertel vermindert; die behördliche Vorschrift und die Ökonomie des Lehr- und Lektionsplanes fordern dies unerbittlich.

Da die Religion mehr Sache des Gewissens als des Wissens ist, da nicht die Vielheit des Stoffes, sondern die Wärme des Impulses der höchste Segen des Religionsunterrichtes ist, so kann diese Beschränkung von Zeit und Stoff der erziehlichen Wirksamkeit des Religionsunterrichtes und dem sittlich-kirchlichen Leben der Gemeinde keinen Eintrag thun. Ja, von der Beschränkung der Memoriertätigkeit, die so oft die Weihe und Frucht der Religionsstunde zerstört, ist vielleicht eine gesteigerte freudige Teilnahme der Kinder an diesem Unterrichte zu erwarten. Wenn die Religionslehrer den beschränkten Lernstoff sicher einprägen und festhalten und durch Wärme und Weihe in Wort und Wandel ihre Kinder in den Geist des ewigen Evangeliums eintauchen, so wird Trieb und Kraft zu rechtem Leben als Segen des religiösen Unterrichtes nicht ausbleiben.

Während der eingehendere Katechismusunterricht noch mehr als bisher der Kirche überlassen werden muß, wird die Heilsgeschichte auf allen Stufen den Mittelpunkt der religiösen Unterweisung bilden; — Entwicklungsgeschichte ist für die Entwicklung des werdenden Menschen der fruchtbarste Nahrungsstoff.

Der deutschsprachliche Unterricht wird scheinbar eine Stunde verlieren, dagegen aber in dem französischen Sprachunterrichte einen Beistand gewinnen, der den Verlust in Gewinn verwandelt. Die französische Grammatik wird nur vergleichend im Anschluß an die deutsche behandelt werden. Gerade der fremde Maßstab wird die Gesetze und den Gebrauch der eigenen Muttersprache klarer und bewußter machen.

Ohne Überlastung der Kinder werden sich die Leistungen weiter erhöhen durch eine bedeutende Steigerung der Arbeitsziele in den Unterklassen, — vor Weihnachten war in diesem Jahre schon die bisherige Jahresaufgabe bei wöchentlich 16 bezw. 18 Stunden gelöst! — durch fleißige Benutzung besserer Lehrmittel, durch sorgfältige Verwendung der Lehrkräfte und durch allmähliche Ausdehnung der Schulzeit über das 14. Lebensjahr hinaus. Der Erfolg ist der beste Werber! Die erste Klasse der Erfurter Mittelschule besteht meistens aus Schülern von 14—16 Jahren. Warum sollte hier nach Jahr und Tag nicht dasselbe möglich sein?

Zu 5. Französisch in der Mittelschule! Jedes Neue, das nach Besitzrecht ringt, rührt leicht die Galle derer auf, die eine Schmälerung ihrer Vorrechte fürchten. Aus dieser Quelle stammt wohl Frage 5 nebst der entsprechenden Begleitung liebreicher Bemerkungen. Ein parteiisch gefärbtes Urteil hat zwar immer nur halben Wert, aber doch kann es die öffentliche Meinung irre führen. Darum noch einige Bemerkungen über den fünften Einwurf! Von der praktischen Verwertbarkeit einer fremden Sprache, obwohl sie in unserer Zeit des wachsenden Völkerverkehrs nicht zu unterschätzen ist, rede ich als Schulmann erst in zweiter Linie. Nicht fünf Prozent der auf höheren Schulen Gebildeten erwerben sich in der Schule eine solche Bekanntschaft mit den fremden Sprachen, daß sie sich mündlich und schriftlich geläufig darin auszudrücken vermögen.

Wozu dann solche zeitraubende und mühevolle Studien

z. B. in der lateinischen und griechischen Sprache? Ist nicht auch hier das praktische Ergebnis „Stückwerk"? Tritt da nicht selbst in den neueren Sprachen der Nutzen des Studiums noch greifbarer zu Tage?

Kurz, wenn die fremden Sprachen nur um des „Parlierens" willen und aus andern äußern Nützlichkeitsgründen getrieben würden, dann wollte ich mich mit Hand und Fuß gegen solche Eindringlinge wehren.

Nun aber liegt der Wert des fremdsprachlichen Unterrichtes der Schule in seinem formalen Bildungsgehalte, in der Denkschulung, in der Nötigung zur Vergleichung mit der Muttersprache.

Die deutschgrammatischen Stunden sind meist dürr und wenig anziehend. Warum? Weil die Gewohnheit das Nachdenken lähmt. Was wir tagtäglich sprechen und treiben, sehen und hören, da forschen wir am wenigsten gern den treibenden und regelnden Gesetzen nach. Das Sprachgefühl ersetzt die Erkenntnis. Erst der Gegensatz — in einer fremden Sprache — weckt das spekulative Interesse an der eignen, zeigt und erklärt ihre Gesetzmäßigkeit. In der Vergleichung liegt das fruchtbarste Bildungsmittel. — Aber auch der reale Gewinn fällt ins Gewicht. Wenn man eine neuere Sprache durch vier Klassen in wöchentlich 4—5 Stunden behandelt, wie es in unserer siebenstufigen Schule der Fall sein wird, wenn vor allen Dingen die nötige Energie und eine bildende Methode nicht fehlen, dann müssen die Resultate mehr als Bruchstücke sein.

Kein bewährtes Bildungsmittel, für das die Schule Zeit und das Haus die Hilfsmittel hat, darf einer Bevölkerungsschicht vorenthalten werden. Würde sonst nicht dem Vorwurfe der Ausschließlichkeit, der Bevorrechtung gewisser Kreise ein Schein von Berechtigung gegeben?

Zu 6. Eine Mädchen-Mittelschule? Ja! Unsere Mädchenschule hat jetzt in jeder Beziehung, in Schülerzahl,

Schülerqualität, Haltung und Leistung, einen Vorsprung vor der Knabenschule. Sie ist unsere Freude und Ehre. Sie nun hinter die Knabenschule stellen, würde schmerzlich als eine Art Vernachlässigung empfunden werden.

Die beiden Schulen sind durch Lokal, Leiter, Lehrer, Lehrmittel und Lehrplan bis jetzt so einheitlich verbunden gewesen, daß es ein schmerzlicher Riß in die bisherige Einheit wäre, wenn nun auf verschiedenen Gebieten eine Scheidung eintreten müßte.

Wenn die Erhöhung der Lernziele, besonders die Einführung des französischen Sprachunterrichtes, als ein Vordrängen der Bürgermädchen in eine fremde, ungesunde Sphäre bezeichnet wird, so spricht daraus wenig Gerechtigkeit und wenig pädagogischer Weitblick.

Für edlen Bildungsgenuß darf es keine Vorrechte, keine Schlagbäume geben. Die Güter der Bildung müssen Gemeingut wie das Sonnenlicht werden. Was den Schülerinnen höherer Töchterschulen als gesunder geistiger Nährstoff geboten wird, das kann nicht zu Gift umschlagen in einer Mittelschule. Wäre eine fremde Sprache nicht ein bewährtes Bildungsmittel an sich, sondern nur ein Luxusartikel, würde man ihm in den höheren Töchterschulen so viel Zeit und Mühe widmen?

Nicht die Bildungs*objekte*, sondern die Bildungs*methode* und die *privaten Verkehrszuthaten* sind das Gefährliche bei der Erziehung. Wahre Bildung des Geistes und Herzens macht nie ungesund und unglücklich.

Wenn Mädchen aus bescheidenern bürgerlichen Verhältnissen viel und Tüchtiges lernen, so ist das keine Vorbereitung für künftige Konflikte, sondern die Grundlage für ein sicheres Glück in jedem Stande und Berufe. Wenn sich ihnen aber durch den täglichen Verkehr mit anspruchsvollen Kindern reicher Häuser der Blick in eine weite, reiche Bedürfniswelt öffnet, die dann beim Eintritt in das wirkliche

Leben die Pforten vor ihnen zuschlägt, so wird der Feuerbrand des Zerwürfnisses in Herz und Lebeu geworfen, und das Unglück ist fertig. Freude am Luxus, Bedürfnisse, die nie befriedigt werden können, in den Mädchen wecken, das macht unglücklich, nicht das Lernen, nicht die Arbeit.

Den Blick von der Welt des Scheines, des Luxus und der sinnlichen Bedürfnisse ablenken auf die dleren Bedürfnisse des Geistes und Herzens und auf die allen zugängigen Mittel der Befriedigung, das macht glücklich.

Das Heil der künftigen Geschlechter hängt ebenso viel von den Frauen und Müttern wie von den Männern ab. Wollen wir rechte Frauen als Schöpferinnen und Hüterinnen des Familienglückes, rechte Mütter als Erzieherinnen des nachwachsenden Geschlechtes haben, so muß auf die Frauen-, d. h. zunächst Mädchenbildung, — in allen Schichten erhöhte Sorgfalt verwandt werden.“ —

Es gelang mir, den Magistrat von dem Ungrunde der erhobenen Bedenken und Einwürfe zu überzeugen. Sehr zu statten kam meinen Anträgen der günstige Ausfall einer eingehenden Schulrevision, welche ein Regierungsvertreter in dieser Zeit abhielt. Die Königliche Regierung empfahl den städtischen Behörden warm die Erhebung der Bürgerschule zu einer Mittelschule; die Schulvertretung sprach sich in ihrer Mehrheit dafür aus, der Magistrat beschloß und die Stadtverordnetenversammlung genehmigte sie.

So war das äußere Ziel erreicht. Das Leistungsziel blieb unsere Aufgabe. Jeder fühlte das wie eine persönliche Verantwortlichkeit, handelte und hielt sich danach. Der Lern- und Arbeitseifer nahm eher zu als ab. Nachdem die Dinge einmal in Fluß gekommen, wurde ein hemmender Stein nach dem andern fortgerollt, so daß sich das erste Lebensjahr der Mittelschule zu einem fortlaufenden Einigungs- und Reinigungsprozesse gestaltete.

Nur einiges will ich erwähnen! Alle Klassen der

Schule, bislang räumlich getrennt, wurden in einem schön gelegenen Schulhause vereinigt. Für die Verwaltung und die Arbeit der Schule wie für den Verkehr der Lehrer wurde damit sehr viel gewonnen. Die räumliche Zerrissenheit hatte den Gebrauch der Lehrmittel erschwert, die Schularbeit gehemmt und den Lehrkörper wie den ganzen Schulkörper getrennt. Die bisher verteilten, ja zerstreuten Lehrmittel der Gesamtschule wurden alle in einem besonderen Zimmer untergebracht und, handlich geordnet, zu beliebigem Gebrauche bereit gestellt. Manches Stück, das bis jetzt in einem dunklen Schranke verstäubt sein Dasein vertrauert hatte, kam ans Licht und wurde nun fleißig gebraucht. Jedes Stück bekam seinen festen Platz und mußte nach dem Gebrauche sofort wieder dahin gestellt werden. Scharfe Aufsicht beugte der so leicht einreißenden Unordnung vor.

In dem großen Konferenzzimmer wurde die neugegründete Lehrerbibliothek untergebracht, von einem der Lehrer gewissenhaft verwaltet und von allen fleißig benutzt.

Auch eine gemeinsame große Schülerbibliothek wurde angelegt und von einem der Amtsgenossen mit Hingabe und großem Zeitaufwande verwaltet. Zu fleißigem Gebrauche wurden die Schüler oft gemahnt. Für den Ausbau der kindlichen Vorstellungswelt, für die Bildung des Sprachgefühls, für die Läuterung und Festigung der Sitte und Sittlichkeit und für den Einfluß der Schule bis ins Elternhaus, wo gute Bücher gern gelesen werden, ist gesunde Lektüre von unendlicher Wichtigkeit.

Um Schulanfang, Schulschluß und Zwischenpausen genau zu regeln und die oft sehr störenden und verwirrenden Zeitunterschiede zwischen den einzelnen Stadtuhren unschädlich zu machen, wurde eine große Schuluhr gekauft und auf dem Vorsaale neben der Schulglocke aufgehängt. Sie machte uns von den Schwankungen der Taschenuhren und den Launen der Türmer, Turmuhren und Uhrensteller unabhängig.

Wie die Lehrmittel ehedem immer auf der Wanderung waren, so hatte auch der Rektor als lebendige Zwischenmaschine immer zwischen den verschiedenen Schulhäusern hin und her gehen müssen. Was war natürlicher, als daß er bei seinem Kommen und Gehen leicht als Aufpasser und Treiber erschien. Unter der Wolke des Mißtrauens arbeitet und regiert sich's aber nimmer gut, auch in der Schule nicht. Mit der räumlichen Vereinigung der Schule hob sich die Wolke des Mißtrauens von dem Leiter der Schule. Nicht als mißtrauischer Wächter oder heimliche Schleichwache erschien er fortan, um auf Ordnungswidrigkeiten zu fahnden und dann wieder geheimnisvoll zu verschwinden, sondern als immer gegenwärtiger Mitarbeiter und Freund weilte er in der gemeinsamen Werkstätte, wirkte ohne geräuschvollen Befehl- und Rüge-Apparat durch seine Gegenwart regelnd und war bei jedem Rufe nach seiner Mitwirkung zu finden.

Der Verkehr der Lehrer mit einander und die gegenseitigen Mitteilungen erheischten keine Botengänge mehr wie ehedem. Alles war in kürzester Frist und ohne Arbeitsstörungen zu erledigen. Im Schatten der Bäume des Schulhofs oder im Konferenzzimmer bot sich stündlich Gelegenheit zum Gedankenaustausch.

Eine zweckmäßigere Verwendung der Lehrkräfte für die Gesamtschule war fortan möglich. Früher war das Fortgehen eines Lehrers aus einem Schulhause nach dem andern das Zeichen zu Lärm und Unordnungen für die Klasse gewesen. Der Zeitunterschied zwischen den Uhren hatte das Übel verschlimmert. Fachunterricht war unter diesen Umständen kaum thunlich gewesen. Jetzt konnten alle Lehrkräfte in der ausgiebigsten und ersprießlichsten Weise zum Fachunterrichte verwandt werden, ohne Zeitverluste, eine Lockerung der Disziplin oder Schädigung der erziehlichen Aufgaben befürchten zu müssen.

Als besonderer Segen mußte der lokalen Vereinigung

der Schule nachgerühmt werden, daß sie dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Amtsgenossen durch öfteres Zusammenkommen reichlichere Nahrung als früher bot. In einem vielgliederigen Schulkörper hilft das Vollgefühl der Einheit und Gemeinschaftlichkeit mit arbeiten. Einer für alle und alle für einen in der Arbeit, im Streben und im Leben! muß immer mehr die Losung aller Mitarbeiter werden.

In dem gemeinsamen Schulhause war die Einrichtung eines gemeinsamen Lesezirkels eine leichte und natürliche Sache. Für einen mäßigen Beitrag war uns die Lektüre von zehn pädagogischen und schönwissenschaftlichen Zeitschriften ermöglicht. Mit der Pünktlichkeit der deutschen Postverwaltung wurden zweimal in der Woche zu bestimmter Stunde im Konferenzzimmer die Mappen mit den Zeitschriften gewechselt. Die gewöhnliche Krankheit solcher privaten Lesezirkel, die Unregelmäßigkeit und Unordnung, konnte dem unsern nichts anhaben.

Ein weiterer Schritt zur Einigung in der Arbeit und zugleich ein äußeres Dokument für die abgeschlossene innere Organisation waren unsere einfachen und übersichtlichen Klassentagebücher. Jedes enthielt das Stück Lehrplan für die betreffende Klasse, eine genaue Stoffpensenverteilung für das ganze Jahr, Rubriken, um kurz die Zeit der Behandlung oder den Lehrbericht einzutragen, eine Schülerliste, eine Chronik aller aufzeichnenswerten Vorkommnisse in der Klasse und ein Verordnungsbuch für behördliche Anordnungen und wichtige Konferenzbeschlüsse. Die Bücher waren ohne Mühe und Zeitaufwand zu führen. Sie sollten die Wegweiser für die Vorbereitung, die Führer bei der Wiederholung und die Grundlage bei der Revision sein.

Ein mühseliges aber notwendiges und sehr nützliches Stück Arbeit war die Anlegung neuer Haupt-Kataloge, für Knaben- und Mädchenschulen getrennt. Die bisher gebrauchte Haupt-Schülerliste hatte bei der Aufnahme Knaben- und Mädchen in bunter Folge durcheinander gewürfelt. Ein alpha-

betischer Nachweis und jede Andeutung über die Schulentlassung wurde schmerzlich darin vermißt. Die neuen Verzeichnisse wurden so angelegt, daß jedes Kind mit den erforderlichen Personalangaben rasch zu finden war, und daß seine Rubrik eine kurze Lebensgeschichte von der Geburt bis zur Schulentlassung enthielt. Vieles mühselige und zeitraubende Suchen wurde dem Rektor durch diese neuen Kataloge erspart.

An dem Geschäft der Schulaufnahme baumelte noch ein alter Zopf, der jetzt auch fallen mußte. Von jedem aufgenommenen Schüler erhob der Rektor einen halben Gulden Einschreibegeld; das gehörte zu seinen Einkünften. Das so schon bunte Geschäft der Schulaufnahme wurde durch das nebenhergehende Kassengeschäft wesentlich erschwert. Auch blieb dem Rektor die unangenehme Pflicht nicht erspart, wer weiß wie oft zu wiederholen: „Sie haben eine Mark Einschreibegeld zu erlegen!" Nun übernahm die Schulkasse diese Pflicht und zahlte dem Rektor eine festgestellte Entschädigungssumme.

Endlich wurden geheftete, nach zweckentsprechendem Schema gedruckte Zensurenbücher an Stelle der losen Blätter eingeführt. Die Maßregel empfahl sich aus erziehlichen, praktischen und wirtschaftlichen Gründen. Es ist erziehlich wichtig, daß die Schüler ihre losen Zeugnisblätter nicht leichtsinnig den Winden zum Spiel preisgeben oder besudeln und daß die fortlaufende Entwicklung im Zensurenbuche gleichsam eine zusammenhängende Darstellung findet. Ein abgeschlossenes Zeugnisbuch muß die ganze Schulgeschichte eines Kindes enthalten. In praktischer Hinsicht erleichterten die Bücher die Mühe der Zensurenausfertigung, wahrlich keiner kleinen an der Halbjahrswende! Außerdem enthielt das Titelblatt gleichzeitig das Schema zu einem Abgangszeugnisse und machte so die Ausstellung besonderer Abgangszeugnisse mit vorhergehenden Nachforschungen überflüssig. Wirtschaftlich ersprießlich war die Maßregel, weil die Herstellung von Zensurenbüchern auf die Dauer von 8 Schuljahren für 900 Schüler

etwa 30 Mark billiger zu stehen kam als Papier und Druck der losen Blätter für diesen Zeitraum. —

Alles vollzog sich in Eintracht und freudiger Beteiligung aller. Ein guter Geist schien alle auf seinen Flügeln zu tragen. Nicht wenig wurde diese arbeitsfrohe Stimmung durch den Erlaß eines neuen, günstigen Gehaltsregulativs gehoben. Besonders anerkennenswert und erfreulich war bei demselben, daß es keiner äußern Nötigung entsprungen und die Verhandlung darüber nicht mit kränkenden Ausfällen gegen Schule und Lehrer gewürzt war.

Bei solch fröhlichem Zuge des Fortschritts auf allen Gebieten war die Abfassung des Jahresberichts ein freundliches Geschäft. Ich mußte bezeugen, daß überall mit seltener Pünktlichkeit, Pflichttreue, Hingebung und sichtlichem Erfolge gearbeitet worden war. Ich mußte bekennen, daß ich selbst in diesem einmütigen Ringen und Streben, dieser musterhaften äußern Ordnung und innern Rührigkeit und diesem innigen Aneinanderschließen der einzelnen Arbeiter ein seltenes Glück gefunden und in diesem Jahre einen der schönsten und fruchtbarsten Abschnitte meines Wirkens verlebt hatte. Ich fühlte, ja wußte, daß ich in dieser Zeit um ein Gut reicher geworden war, das mir auch eine weitere gesegnete Wirksamkeit verbürgte, um das Vertrauen meiner Mitarbeiter. Ich gelobte, den Dank in stets treuer, selbstloser Hingabe an die Arbeit und an meine Berufsgenossen abzutragen, denn Liebe bezahlt sich nur durch Liebe und Vertrauen durch Vertrauen. — Ob das ein böser Geist war, den die Allgemeinen Bestimmungen hervorgerufen hatten? Ob das eins der „sieben magern Jahre", der „ägyptischen Finsternis" war, welche das Ministerium Falk über das Land herauf beschworen haben sollte?

Wunderlich, wie Menschen und Dinge, von verschiedenen Standpunkten und mit verschiedenen Absichten gesehen, so grundverschieden ausschauen! Immer aber wird es bei dem Heilandsworte bleiben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

21. Unsere Arbeitsgrundsätze.

Einem glücklichen Wurfe war im zweiten Jahre meines Rektorats die Einrichtung einer Mittelschule in N. gelungen. Diesem gesegneten Jahre folgten unter meiner Leitung noch vier Jahre einer stillen, einheitlichen, hingebenden und gedeihlichen Arbeit. Die leitenden Grundsätze derselben faßte ich in einem der Jahresberichte unter der Frage zusammen:

Was verbürgt den Erfolg unserer Schularbeit?

Weil der Aufsatz die innern Triebkräfte unserer Arbeit wiederspiegelt, darum lasse ich ihn nachstehend wörtlich folgen.

„Erfolge, rasche und große Erfolge!“ Das ist die Losung unserer ungeduldigen Zeit. Auch von der Schule fordert man sie. „Erfolg“ ist vielen der unbedingte Prägstempel für den Wert einer Sache, vielen der unfehlbare Heilige, der selbst die eingeschlagenen Wege heilig sprechen kann. Aber wie viele äußere „Erfolge“ tragen das Gehasi-Zeichen eines sittlichen Aussatzes an der Stirn! Und wie oft entzieht sich gerade bei geistiger Arbeit der Arbeitserfolg dem Auge! Was in das Herz gebaut wird, das stellt sich nicht auf dem Markte aus. Aber doch ist der Erfolg das Ziel aller Arbeit und zweifellos auch ein Gradmesser für ihren Wert. Nur darf der Erfolg bei geistiger Arbeit nicht angesehen werden als eine bloße Schlußsumme oder als reife Frucht im Wipfel des Baumes, die man im sprungweisen Ansturm pflückt, sondern als ein treuer Begleiter der Arbeit auf Tritt und Schritt. Keine Stunde ohne Erfolg! In dem innern Zuge der Arbeit nach den höchsten Zielen, in der naturnotwendigen Folge der Arbeitsschritte, in dem steten Blühen, Reifen, Säen und Keimen der Arbeit, eines aus dem andern, liegt der rechte Erfolg. Jedes Errungene muß das Samenkorn eines zu Erstrebenden werden. Fertig werden wir nie, und an das Ziel „Stillstand“ dürfen wir nie kommen.

In solch stetigem Erfolge, der uns immer wieder zu neuen

Anstrengungen verpflichtet und ermutigt, liegt das Glück der Arbeit und die Bürgschaft für die Erreichung höherer Ziele.

Was kann nun im einzelnen solchen Erfolg verbürgen helfen?

1. Gewissenhafte Beobachtung des Lehrplanes.

Der Lehrplan ist der Bauriß zu dem Gebäude unserer geistigen Arbeit. Wo viele Hände Holz und Steine reichen, richten und fügen, da muß ein fester Plan die Arbeit regeln, oder es wird am Turm zu Babel gebaut. Der Lehrplan weist jedem Arbeiter seinen Platz und seinen Arbeitsanteil zu; aus den einzelnen Teilen baut sich das Ganze auf. Nur im Zusammenschluß des Einzelnen stellt sich das Ganze dar. Wird das Einzelne versäumt oder verwahrlost, so leidet das Ganze Schaden. Nur dann füllt der Einzelne seinen Platz recht aus, wenn er seine Pflicht am Ganzen begreift und übt, wenn er seine Neigung unter das höhere Gesetz der Gesamtheit beugt. Die persönliche Neigung, die bald hier bald da von dem festgebahnten Wege des Lehrplanes abschweift, hier säumt, dort träumt, hier eilt, dort weilt, wird zu einer Gefahr für den Gesamtarbeitserfolg. Jede Klasse hat für jeden einzelnen Gegenstand ihr Ziel; die Stoffpensen sind in den Tage- oder Lektionsbüchern gegliedert, und der Weg ist mit Meilensteinen und Wegweisern versehen. Nun heißt's haushälterisch Stoff und Zeit ins Gleichgewicht rücken, ohne Hast und ohne Rast die Arbeitswanderung nach dem Ziele antreten. Die beste Schatzverwalterin ist die Ordnung. Unter ihrer weisen und stillen Hand mehren sich die Schätze, aber an der Unordnung verarmt auch der Reichtum. Die Freiheit wird zum Fluch, wenn sie zur Schrankenlosigkeit ausartet, und die Schranke zum Segen, wenn sie zur Sammlung und Verstärkung der Kräfte führt. Frei ist der Lehrer einer mehrklassigen Schule in der Methode, beschränkt in der Stoffauswahl. Nur wenn die einzelnen Klassen ihr Pensum recht verarbeiten und ihre Ziele erreichen, kann die nächsthöhere Klasse einen sicheren

Arbeitsgrund gewinnen. Wer durch Schlendern auf dem Wege die Zeit vergeudet, wer planlos umherfährt und allerlei, nur nicht das Vorgeschriebene, thut, der versündigt sich an den Kindern, denn er erschwert ihnen ganz ungemein die Arbeit in der folgenden Klasse, an seinen Mitarbeitern, denn er läßt sie statt eines sichern Baugrundes nur losen Sand finden, an der Schule, denn er zerreißt ihre organische Arbeitskette und drückt ihre Ziele herab, und an sich selber, denn er nimmt seiner Arbeit Ruhe und Würde und seinem Herzen Freude und Behagen daran. Gewissenhafte Einhaltung der Klassenpensen und haushälterische Verteilung von Zeit und Stoff sind die erste Bedingung zu rechtem Erfolge.

2. Gewissenhafte Vorbereitung auf den Unterricht.

Was der Lehrplan für das ganze Jahr, das ist die Vorbereitung für die einzelne Stunde. Ohne Vorbereitung ist der Unterricht ein Tappen im Finstern, ein buntes Gemenge von Nötigem und Unnötigem, Fesselndem und Langweiligem, und die Frucht der Stunde ein Kind des Zufalls. Die Präparation lehrt gewisse Tritte thun und verbürgt das Arbeitsergebnis. Jede Unterrichtsstunde muß ein abgeschlossenes Bild in engem, festem Rahmen geben, das schon vor der Stunde klar in des Lehrers Seele steht.

Wie ist bei einer fruchtbringenden Vorbereitung zu verfahren? Das fleißige Zusammenschleppen des Stoffes, den man dann wie einen Platzregen auf die Kinder schüttet, ist noch lange keine Präparation. Solch zusammengeballter Stoff schießt über Köpfe und Herzen hinweg wie die wilden Wasser über die glatten Steine. Die Präparation besteht hauptsächlich in der methodischen Gruppierung des Stoffes.

Das Pensenbuch zeigt für jede Stunde den gleichsam zu Lernportionen gegliederten Stoff. Die Erfahrung muß uns lehren, wie viel etwa in jeder Stunde zu bewältigen ist. Ist ein Leitfaden eingeführt, so ist der Stoff möglichst in diesen Rahmen zu fügen; denn gäbe der Unterricht nach Stoff und

Form etwas wesentlich anderes, so würde er die Kinder verwirren und ihnen die Wiederholung erschweren. Aus Liebe zu den Kindern habe ich also auch hier meine persönliche Neigung unter ein höheres Gesetz zu stellen. Die Präparation hat den Stoff der einzelnen Abschnitte sorgfältig auszuwählen und ihn auf das Nötige und Mögliche zu beschränken. Die Vielheit des Stoffes beeinträchtigt leicht die Einheit des Erfolgs. Trockenes Material ist möglichst zu beschränken; alles, was Interesse und Freude erweckt, was das frische Leben abspiegelt und anregt, was sich leicht in das kindliche Gedächtnis einhakt, ist mit Vorliebe auszuwählen. Was in dem Gedächtnis des Lehrers nur widerstrebend hat haften wollen, besonders ein Übermaß von Namen und Zahlen, damit soll man die Kinder nicht plagen und ihnen die Unterrichtsfreude verkümmern. Wie oft werden diese Früchte der Lehrerpein und Schülerqual schon von den ersten Wochen spurlos aus dem Gedächtnis hinweggespült!

Selbstverständlich muß der Lehrer über seinen Gegenstand mehr wissen, als er in der betreffenden Stunde lehrt. Er muß das ganze Gebiet durchforschen und geistig zu beherrschen suchen. Wäre seine Weisheit nur so hoch oder tief wie sein Leitfaden, dann glichen ja Lehrer und Schüler einer Sanduhr, die man nur umkippt, damit die Sandkörner aus einem Glase in das andere rieseln. Das ist der besondere Segen und die besondere Freude, die dem Lehrer aus einer fleißigen Präparation erwachsen, daß er seinen Wissensschatz bereichern, seinen Gesichtskreis erweitern und immer in einem geistigen Fahrwasser bleiben kann.

Doch die Fülle für ihn darf ihn nicht zum Verschwender bei den Kindern machen. Eines schickt sich nicht für alle, und mehr darf man nicht in ein Gefäß gießen, als es fassen kann.

Der ausgewählte Stoff ist nach seiner innern Zusammengehörigkeit sorgfältig zu gliedern. Eine bestimmte Disposition ist Stecken und Stab für die Vorbereitung, für den Unterricht

selbst und für die Wiederholung. Was nicht in einer bestimmten Ordnung in unsere Vorstellungswelt eintritt, das haftet und bereichert selten.

Der geordnete Stoff ist in eine anmutige, fesselnde Form zu kleiden. Nur nicht ermüden und langweilen, nur nicht das Interesse töten, nur nicht der Unaufmerksamkeit und den Schelmenstreichen Thür und Thor öffnen!

Wer so die Schularbeit durch häuslichen Fleiß vorbereitet, der wird viel Zeit und Mühe in der Schule sparen, manchen Verdruß vermeiden, an dem geordneten Gange des Unterrichts Freude haben und die Frucht des Unterrichts in den Schülern sichern. Die tüchtige Präparation kostet sehr viel Zeit, aber ein tüchtiger und gewissenhafter Lehrer ist ohne sie nicht denkbar.

3. Gewissenhafte Ausnützung der Zeit.

Zeitverschwendung ist schlimmer als Geldverschwendung, denn verlorenes Geld läßt sich wieder erwerben, aber verlorne Zeit ist ewig verloren, da sich dem Leben keine Elle zusetzen läßt. Was wir an Zeit vergeuden, das vergeuden wir an Lebensglück, denn was das Leben an Gütern hat, erwirbt und genießt sich nur in der Zeit. Eine verlorne Minute von jeder Stunde giebt einen großen Ausfall vom Leben. Wer die höchsten Güter des Lebens schätzt, der wird den Wert der Zeit würdigen und sich vor Mißbrauch hüten. Wie beherzigenswert sind des alten Seneca Worte: „Ein Teil der Zeit wird uns entrissen, ein anderer unmerklich entzogen, wieder ein anderer fließt ungeahnt vorüber, der schnödeste Verlust ist aber der, welcher aus Nachlässigkeit entsteht. Und wenn du aufmerken willst, so wirst du finden, daß ein großer Teil des Lebens unter ganz zwecklosem Thun dahinschwindet. — Wen kannst du mir zeigen, der den höchsten Wert auf die Zeit legte? der den Tag ganz würdigte? welcher einsähe, daß er täglich sterbe? Denn darin täuschen wir uns, daß wir den Tod nur **vor** uns sehen. Ein großer Teil desselben liegt bereits **hinter** uns; denn alles, was von unserer Lebenszeit

im Rücken liegt, das hält der Tod fest. Erfasse darum jede Stunde, so wird es geschehen, daß du weniger vom folgenden Tage abhängig wirst, wenn du für den heutigen Hand anlegst. Während wir das Handeln im Leben verschieben, fließt das letztere vorüber. Nichts im Leben gehört uns, nur die Zeit ist völlig unser."

Nichts ist für den Arbeitserfolg in der Schule gefährlicher als ein Verkrümeln der Zeit. Daß viele Schulen auf keinen grünen Zweig kommen können, liegt sehr häufig in der nachlässigen, ja gewissenlosen Zeitverschwendung. Fünf bis zehn Minuten später anfangen, fünf Minuten früher aufhören, in der Mitte durch Umständlichkeit, nutzlose Untersuchungen, ellenlange Strafreden u. dgl. zehn Minuten umbringen, das schädigt den Schulerfolg in empfindlichster Weise. Es giebt kaum schlimmere Schmarotzer am Arbeitserfolge der Schule als Unpünktlichkeit und nutzloses Zeittotschlagen, ganz abgesehen davon, daß ein solches Lehrervorbild nicht erziehen, sondern nur verziehen kann. Das hervorspringendste Kennzeichen einer guten Schule ist die Pünktlichkeit ihrer Lehrer. Es ist die Ehrenpflicht eines guten Lehrkörpers wie jedes einzelnen Lehrers, in dieser Beziehung untadelig zu sein.

Was nun die Verwendung der Schulzeit anlangt, so muß es unverbrüchliches Gesetz sein, alle äußerlichen Geschäfte möglichst in die schulfreie Zeit zu verlegen und nur unabweisliche, wie z. B. die Führung der Versäumnislisten, zuzulassen. Zuverlässige Bankobersten werden rasch und geräuschlos eine Menge äußerlicher Dinge erledigen helfen. Alles, was nichts mit dem Gegenstande des Unterrichts zu thun hat, muß unbarmherzig verbannt werden, ebenso alles, was die Kinder von der Teilnahme am Unterrichte abhält. Dem Unterrichte muß die volle Zeit, den Kindern der volle Unterricht gewahrt bleiben.

Vor allem muß der Lehrer ganz mit Leib und Seele bei dem Unterrichte sein. Seine thätige Kraft muß die unthätige

der Schüler anregen und leiten; von dem wirksamen Ineinandergreifen der leitenden und geleiteten Kräfte hängt der Erfolg wesentlich ab. Alles, was die volle Kraft zersplittert und lähmt, ist auf die Liste der Vergehen an der Schule zu setzen. Und nicht wenig Zeit- und Kraftschädiger suchen sich in die Schulstube zu drängen! Bei dem einen nagt die Sorge an der Seele, bei dem andern haben Privatstunden Leib und Geist abgemattet, ein dritter giebt irgend welchem Lieblingsgedanken verbotenes Gehör, ein vierter hat dies zu lesen, jenes zu schreiben u. dgl. Die Kinder wittern sehr rasch die falsche Fährte, auf der des Lehrers Geist umherstreift: Aufmerksamkeit und Fleiß erlahmen; Lärm und Schelmenstreiche werden lebendig; die edle Zeit ist zum Teil umgebracht. Das einzige Schutzmittel gegen solche Schulschädiger ist das Pflichtgefühl und die äußere Schulordnung. Mit einem „Hebe dich weg von mir" muß der Lehrer die „Lenden seines Gemüts" gürten und allen Eindringlingen kurz und bündig die Thür weisen. Reicht er ihnen nur das Schwarze am Nagel des kleinen Fingers, so wird er bald in Ketten und Banden liegen.

Vor Zersplitterung schützt eine feste Ökonomie der einzelnen Stunden. Vorab darf die Überwachung der häuslichen Aufgaben nicht versäumt werden, wenn nicht das Lehrergebot an Gewicht verlieren und wenn nicht selber dem Fleiße schließlich eine Schlummerrolle untergeschoben werden soll. Was aufgegeben ist, muß abgefordert werden! Das ist das beste Rezept gegen Schülerfaulheit. Dem Gesetz der ehernen Notwendigkeit unterwirft sich jeder, und als eine solche Notwendigkeit muß endlich die Prüfung der häuslichen Arbeiten durch ihre Regelmäßigkeit erscheinen. Doch darf sie nicht so in die Breite zerfließen, daß sie dem eigentlichen Unterrichte allzuviel Zeit wegnimmt. Größere schriftliche Arbeiten sind der häuslichen Durchsicht zu unterwerfen. So zeitraubend das ist, so kann der Lehrer doch nicht davon entbunden werden. Ohne Verbesserung würden die Arbeiten bald gänzlich verwildern,

und bei bloßer Schulkorrektur würde der größte Teil der Unterrichtszeit damit verbracht werden. Zur Überwachung der Aufgaben gehört auch die Wiederholung des letzten Stundenpensums. Sie muß der Schülerthätigkeit möglichst freie Entfaltung lassen. Bei Durchnahme des neuen Pensums darf nie die Dreiheit der Methode: Anschauung, Einsicht und Einübung vergessen werden. Ein anschaulicher und sorglich gliedernder Vortrag zeichnet ein geistiges Bild in die Seele; erläuternde Fragen und Vergleichungen geben das tiefere Verständnis, und eine teilweise oder zusammenhängende Wiedergabe sowie Denkaufgaben zu Rede- und Stilübungen befestigen den Stoff und üben das Darstellungsvermögen. Wird so die Zeit planmäßig ausgenutzt, so wird der Erfolg der Arbeit nicht ausbleiben.

4. Eine vernünftige Methode.

Die Lehrmethode soll die Bahnschienen legen, auf denen mustergiltiges Bildungsmaterial mit hinreichender Klarheit und Lebensfähigkeit in die Schüler eingeführt wird. Sie muß der kindlichen Eigenart und dem Wesen des Unterrichtsstoffes abgelauscht und angepaßt sein. Sie hat ihr Augenmerk auf den *Lehrgang*, d. h. auf die Auswahl und Anordnung des Stoffes, auf die *Lehrmittel*, d. h. auf äußere und innere Veranschaulichungsmittel, und auf die *Lehrform*, d. h. die Art und Weise, wie der Lernprozeß anzuregen ist, zu richten. Von den vielerlei Methoden, die nicht selten „schwierige Erleichterungen“ sind, ist *die* die beste, welche den Unterrichtsstoff gleichsam in der Seele entstehen und wachsen lehrt. Man nennt sie die *genetische* oder *induktive* (entwickelnde, einführende, aufbauende) Methode. Sie führt den Schüler mitten in den Stoff, läßt ihn selbst sehen und erkennen, urteilen und schließen, suchen und finden, so daß sich der Lehrgegenstand gleichsam noch einmal in ihm entwickelt. „Die Schüler glauben kraft der induktiven Methode das Gelehrte selbst zu er-

finden." Das ist's, was Rousseau meint, wenn sein Emil „die Wissenschaften selber erfinden" soll.

Wie das schöpferische Werde aus dem Chaos der Elemente den wunderbaren Erdorganismus hervorgehen hieß, so führt die genetische Methode einen geordneten geistigen Bau in der Seele auf, der unvergänglich wie sie selber ist. Tot dagegen bleibt der Stoff unter den Händen der mechanischen Überlieferungsmethode. Diese schüttet nur fertige Wissenssuppen aus dem Topfe auf die Teller. Sie speichert Ergebnisse der Wissenschaft in dem Gedächtnis auf und erwartet vom Leben, daß es mit warmem Hauche die zerstreuten Totengebeine belebe. Sie betrachtet den Schüler als unthätiges Gefäß; die entwickelnde sieht in ihm ein lebendiges Gewächs. Die genetische Lehrweise sucht die rechten Anfänge, entwickelt aus gewonnenen Elementen in naturgemäßer Folge neue Erkenntnisse, bildet alle Geisteskräfte und führt dadurch zur Herrschaft über die Unterrichtsstoffe. Die Entwicklung der Geisteskräfte, also die formale Bildung, ist ihr höchstes Ziel, der Stoff nur Mittel zu diesem Zwecke. Klare Einsicht in die Anfänge und das Werden eines Dinges ist der Schlüssel des Verständnisses. Wie oft bleiben wir zeitlebens Stümper in einem Gegenstande, weil wir die Elemente oder nur den ersten Stützpunkt der innern Anschauung nicht gefaßt hatten! Der Lehrer hat darum die menschliche Seele und den Lehrstoff genau zu studieren, um einerseits aus dem Wesen der menschlichen Seele den rechten Anknüpfungspunkt und anderseits aus dem historischen Entwicklungsgange eines Lehrgegenstandes seine ersten Anfänge zu erforschen. „An dem historischen Werden sehen wir das Werden der Wahrheit."

Aber es ist nicht genug, eine Disziplin historisch und elementar bis an die Quelle zurück zu verfolgen. Der Lehrer muß besonders auch wissen, wo und wie in der kindlichen Seele der rechte Lernanfang zu machen ist, denn das psycho-

logisch Nächste ist oft das historisch Fernste, und das Ganze steht dem Interesse oft näher als die Teile und umgekehrt. Das Studium der natürlichen Reihenfolge der menschlichen Erkenntnisse ist darum unerläßlich. Ohne Psychologie keine Pädagogik, aber auch keine gesunde Methodik!

Der beste Schlüssel zu psychologischen und methodischen Rätseln für den Lehrer ist die eigene Erfahrung und die scharfe Beobachtung der kindlichen Eigenart. Baco von Verulam verlangt, daß der Schüler auf dem Wege in die Wissenschaft eingeführt werde, auf dem der Lehrer selbst dazu gelangt ist. Das Lernen des Schülers muß demnach die Wiederholung des Prozesses sein, der sich bereits im Lehrer vollzogen hat. Die eigene Lernerfahrung muß also den Schülern zugute kommen, indem sie die zündenden Anfänge finden, Schwierigkeiten umgehen, Hindernisse beseitigen und den kürzesten, gangbarsten Weg gehen lehrt. Kohlrausch meint, seine Schüler hätten wohl deshalb bei ihm etwas Tüchtiges in der Geschichte gelernt, weil er selber mitgelernt habe. Wer sich an der Hand der Erfahrung auf den kindlichen Standpunkt zurückversetzen kann, der wird auch für sein Lehren und das kindliche Lernen den rechten Weg einschlagen. Eine treue Erinnerung der eigenen Jugend und der eigenen Lernarbeit wird für den Lehrer sehr oft ein unfehlbarer Ratgeber in schwierigen didaktischen und disziplinarischen Fällen sein. Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden.

Außerdem hat der Lehrer in den Kindern selbst einen methodischen Wegweiser. Wenn er sich mit Liebe und Verständnis zu den Kindern niederbeugt und sein Ohr an den Pulsschlag des kindlichen Herzens legt, so wird er sein Lehren dem kindlichen Hören und seine Maßregeln der kindlichen Denk- und Empfindungsweise anpassen. In dem Interesse der Kinder hat er ein untrügliches Thermometer für die Richtigkeit des Unterrichtsanfangs und Fortgangs. Ist aber das Interesse als Faktor in das Lernexempel gezogen, dann braucht

uns um das Produkt nicht bange zu sein. Es ist nun ein Erfahrungssatz, daß sich das Interesse an der Anschauung am raschesten entzündet, sie ist darum der Brennpunkt der induktiven Methode. Weil die Anschauung die Basis der ersten Erkenntnisse ist, so kann nichts den Anfang des Unterrichts bilden, was nicht der äußeren oder inneren Anschauung nahe gebracht werden kann.

Das Seelenleben nimmt seine erste Nahrung aus der Sinnenwelt. Augen und Ohren sind unmittelbare Heerstraßen in den Geist. An der sinnlichen Anschauung rankt sich dann die Erkenntnis zur geistigen Vorstellung empor. Weil die Werke der Schöpfung verkörperte Gottesideen sind, so nimmt der denkende Mensch aus den sinnlichen Gegenständen geistige Nährkraft. Das Leben des Geistes muß durch Übung der Sinne erschlossen und angeregt werden. Darum soll aller erste Unterricht Begriffsunterscheidungen meiden und nur Dinge und Thaten reden lassen.

Das Wachstum unserer Seele zeigt einen ähnlichen Gang wie der Nährprozeß der Pflanzen und Tiere. Die Thatsachen der Sinnenwelt sind ihre ersten Übungs- und Nahrungsmittel. Sie nimmt dieselben als ganze Gebilde auf, zerlegt sie und nimmt daraus für jedes Seelenvermögen den entsprechenden Nährstoff. Dieser Verwandlungsvorgang erhöht die Kraft und befähigt zur Aufnahme immer neuer geistiger Nährstoffe. Jede folgende Vorstellung hat in einer vorangegangenen ihre Voraussetzung und Grundlage. Alle Operationen der wachsenden Seele bilden eine organische Kette.

„Nur durch Übereinstimmung des Bildungs- und Erziehungseinflusses mit den ewigen Gesetzen des menschlichen Wachstums wird der Mensch allein wirklich gebildet und erzogen. Durch den Widerspruch seiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit diesen ewigen göttlichen Gesetzen wird der Mensch verbildet und verzogen", sagt Pestalozzi.

So wenig der größte Erzieher, Gott, in den Bildungen

der Natur in Sprüngen geht, so wenig darf die Erziehung des Menschen Sprünge machen und Lücken lassen. Jeder Unterricht als Erziehungsmittel muß sich aus einer Reihe von Elementen aufbauen, die mit einander stehen und fallen. Diese Elemente sind auf dem Wege der Anschauung durch Zerlegung und Einzelbetrachtung von Wissensganzen zu gewinnen und durch natürliche Verbindung wieder zum Aufbau geistiger Wissensgebilde zu verwerten.

„Analyse und Synthese machen wie Ein- und Ausatmen das Leben der Wissenschaft aus. Aufbauen belehrt aber mehr als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Totes beleben mehr als das Getötete noch einmal tödten.“ (Goethe.) Es ist der größte Mißgriff, den Kopf des Schülers für einen vielfächerigen Raritätenkasten zu halten und ihn voll fertiger fremder Gedanken und wissenschaftlicher Notizen ohne rechten Zusammenhang und ohne lebendige Beziehung zur menschlichen Seele zu stopfen.

Man sagt zwar nicht selten, daß dem guten Stoffe eine wunderbare Lebenskraft innewohne. Das bewegte Leben selber werde später zum Totenerwecker. Mit farbenfrischem Pinsel fahre es über die verbleichten und verschobenen Bilder, leeren Schälle und toten Begriffe und erwecke sie zu rechtem Leben. Das mag bei urkräftigen Naturen, die in ihrer Unverwüstlichkeit des verkehrten Bildungseinflusses Meister werden, zutreffen. Meistens aber, wenn die besten Lernstoffe in verkehrter Weise der Seele übermittelt werden, bleiben sie höchstens tote Schätze eines Geizhalses. In jedem Falle sind spätere mühselige Verbesserungen der früheren Erziehungsmißgriffe mit schmerzlichen Wehen verbunden. Es ist dem natürlichen Gange der Entwickelung schnurstracks entgegen, zuerst die fertigen Begriffe und Gesetze zu geben und von diesen aus die Anschauung gewinnen zu wollen. Nur derjenige Begriff ist deutlich und haftet in der Seele, den das Kind aus klaren Einzelvorstellungen sich herausschälen sieht. Nur der Gelehrte vermag

aus der Formel, dem Gesetz, einen Rückschluß auf die einzelnen Erscheinungen zu machen, das Kind nicht.

Regel sei, daß nichts gelernt werde, was nicht auch demnächst zur Übung und Verwendung kommt. Jede folgende Übung finde von der vorhergehenden das Feld geebnet und das Baumaterial teilweise beigetragen, so daß kein Sprung die organische Erkenntniskette zerreißt. Dann bekommt der Unterricht einen drängenden innern Zug und Fortschritt, und das Gelernte wird schließlich aus einem Ganzen und nicht aus vereinzelten Bettlerbrocken bestehen.

Jede Methode richtet sich selbst, die einseitig *ein* Geistesvermögen auf Kosten der übrigen ausbildet. Ganze Perioden krankten an diesem Irrtum. Die alte Schule wandte sich fast einzig an das *Gedächtnis*; ob die darin aufgespeicherten Lernstoffe tot oder lebendig wurden, kümmerte sie wenig. Mochte das *Leben* damit fertig werden, die *Schule* hatte bloß einzuprägen.

Für die oft nutzlose Lernqual der alten Schule rächte sich die folgende Periode (Ratichius, Basedow, Rousseau rc.) dadurch, daß sie dem toten Gedächtniskrame den Krieg erklärte, das Gedächtnis selbst in Ruhestand versetzte und nur den *Verstand* als aufnehmendes Seelenvermögen gelten ließ. Die Methodiker nach Pestalozzi trieben die Verstandeskultur bis zur Unnatur. Um diesen herzlosen Verstandesübungen in der Gemütsbildung ein Gegengewicht zu geben, verirrten manche sich wieder bis zur krankhaften Überreizung des *Gefühls*. Die Losung der neuern Pädagogik: *Harmonische Ausbildung aller Anlagen und Kräfte!* hat theoretisch wohl das Rechte getroffen; aber wie oft fliegt die Theorie, und die Praxis hinkt langsam hinterher!

Der Unterricht nach der induktiven Methode soll an mustergiltigen Lernstoffen die Erkenntniskräfte, das Gefühlsvermögen und durch dies beides gleichmäßig den Willen anregen und auf das Gute leiten. *Selbstthätigkeit* des Schülers ist

sein formales, Heiligung des Sinnes und Lebens sein materiales Ziel.

Aller Unterricht muß Denk-, Gemüts- und Willensbildung sein. Trauriges Bild, wenn das Herz im Kopfe untergeht, oder wenn der Mensch aus dem Gefühlswirbel nicht zum Handeln kommt! Wie die Seele in ihrer Einheit nicht in fachmäßig getrennte Seelenvermögen zu zerspalten ist, so wenig darf der Unterricht in abgesonderten Denkübungen oder Gefühlserregungen bestehen. Die rechte Methode bietet gleichzeitig allen Seiten des Seelenlebens Nahrung und Pflege. Nur bei solchem Lernen erlangt der Geist die Herrschaft über das Gelernte, und in dem Erwerbsprozesse liegt diese Herrschaft begründet. Dieser methodische Erwerbsprozeß ließe sich dahin zusammenfassen: Ein rechter Anschauungsunterricht hat Hören und Sehen, diese Verbindungswege der äußern und innern Welt, fahrbar zu machen. „Er lehrt den Sinn beim Geiste fassen." (Herbart.) Er giebt in schlichtester Weise Anschauungen, Vorstellungen, Elementarbegriffe und Gemütseindrücke, die dem spätern Unterrichte als Grundlage und Maßstab dienen. „Ehe die Kraft in ferne Weiten gedrängt werden kann, muß sie durch nahe Übung erstarkt sein. Die Versäumung der Elemente führt zu einem fundamentlosen Umhertappen, zu leeren Begriffsformeln, die des lebendigen Hintergrundes entbehren."

Nicht aller Unterricht kann Anschauungsunterricht sein, wohl aber soll er stets anschaulich sein. Das wird er durch eine kindliche, gemütvolle Sprache, die sich der kindlichen Sprach- und Anschauungsweise anbequemt, und durch Anknüpfung an bereits vorhandene Vorstellungen. Was nicht teilweise schon im Kinde liegt oder durch Ähnliches angeknüpft werden kann, das findet auch niemals ein lebendiges Echo in ihm, wie Menschen ohne verwandte Beziehungen uns stets fremd bleiben. Zu der Klarheit der innern Anschauung muß stets die Erwärmung des Herzens kommen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!"

Alles Innere drängt nach Offenbarung, das geschieht beim Menschen durch die Sprache. Aller Unterricht soll Sprachunterricht sein, und zwar ist damit weniger die mechanische Ausbildung der Sprachwerkzeuge als der denkrichtige Ausdruck des Innenlebens gemeint. Klare Vorstellungen müssen sich in klarer Rede spiegeln, so daß die Sprache wirklich der Leib der Vorstellungen ist. Sie darf nie in leeren Schällen bestehen, sondern Wort und Vorstellung müssen sich decken. Hier hat die Schule scharfe Wacht zu halten, damit nicht der Hang der Kinder, sich mit toten Worten zu begnügen und den Schall aufs Ohr wie die Farbenpracht aufs Auge wirken zu lassen, zu einer Lahmlegung der Geistesthätigkeit führt. Darum kein mechanisches Vor- und Nachplappern unverständlicher Sätze, inhaltloser Namen und Zahlen! Nichts, was den Kindern eine innere Beteiligung erläßt, ja verbietet! Mit dem Erstarken der Kraft hat das Kind aus den gewonnenen Einzelvorstellungen Begriffe, durch Beziehen der Begriffe auf einander Urteile und durch Folgerung aus bereits bekannten Urteilen Schlüsse zu bilden. Stets muß der Lehrer dabei die Selbstthätigkeit des Schülers und ein zusammenhängendes Sprechen anregen. Nur nicht mit dem Korkzieher dieser und jener Frage Antwortbrocken herausziehen! Im Zusammenhange denken, sprechen, leben, die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen recht erfassen, das ist Bildung.

Jeder Unterrichtsgegenstand bietet auch sittliche Handhaben, die ein feiner pädagogischer Sinn aufzufinden und zu verwerten wissen muß. Der mächtigste Gemüts- und Sittenbildner ist eine vorbildliche Lehrerpersönlichkeit. In der Unterdrückung der Selbstsucht und in der Liebe zu Gott und den Menschen soll endlich alle Gemütsbildung gipfeln. Ist's auch wahr, daß die Erkenntnis der ewigen Kraft und Gottheit in den Werkstätten der göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe das Herz zur Anbetung, zum Vertrauen und zur Liebe hinreißt, so ist's nicht minder wahr, was Vater Pestalozzi sagt: „Die

Liebe muß wieder aus dem Lieben und weniger aus dem Wissen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber hervorgebracht werden."

Was nun durch aufmerksames Anschauen, klares Verständnis und warmes Interesse in die Seele gewachsen ist, das bewahrt das Gedächtnis, diese Schatzkammer des Geistes. Was Verständnis und Liebe ihm übergeben und was bei fortschreitendem Unterrichte immer wieder in Gebrauch genommen wird, das ist unverlierbar. Ein so lebendig in die Seele gewachsenes Bildungsmaterial ist Besitz in der höchsten Bedeutung.

Eine Universalmethode giebt es nicht, und nur Marktschreier können eine solche ausposaunen. Nach Rom führen viele Wege und zum Unterrichtsziele verschiedene Weisen, aber immer wird der Lehrer in seiner Eigenart die lebendige Methode sein. Doch ein Grundgesetz muß für alle Methoden gelten, das der Naturgemäßheit. Wie die Natur in jedem Winkel ein Abglanz des Ganzen ist, so zeigt auch die Menschheit bei allen Besonderheiten in den Grundzügen das Bild einer merkwürdigen Einheit. Die gleiche Grundanlage des Wesens, die gleichen geistigen Bedürfnisse, die nur dem Grade nach verschieden sind, fordern auch eine im Grunde gleichartige Weise der Befriedigung. Das ist der Schlüssel zu einem bestimmten Erziehungssystem mit gleichen Grundgesetzen und Methoden. Die entwickelnde, einführende und aufbauende Methode bingt die dem Wesen und der Bestimmung des Menschen abgelauschten Erziehungsgrundsätze am besten zum Ausdruck und verbürgt darum den dauerndsten Unterrichtserfolg.

5. Fleißige Wiederholung.

Alles verflüchtigt sich mit der Zeit, besonders aber die Bilder der Seele, wenn nicht der Pinsel von Zeit zu Zeit darüber fährt und sie erneut. Nur in der Wiederholung der

Eindrücke liegt die Gewähr für die Dauer. Die Stiehlschen Regulative forderten die Präsenz alles Gelernten. Eine ungeheure Aufgabe! Bei der Masse von Eindrücken, die sich in bunter Folge in unsere Seele prägen, bei dem unablässigen Ebben und Fluten derselben ist es natürlich, daß viele sich gegenseitig abschwächen, verwischen, ja verdrängen. Die Mehrzahl derselben tritt für gewöhnlich hinter die Schwelle des Bewußtseins zurück, und nur immer eine beschränkte Zahl tritt mit voller Klarheit über diese Schwelle. Nach den Gesetzen der Gedanken-Verbindung steigen sie in das Licht des Bewußtseins oder sinken in das Dunkel zurück. Ein Einfächern derselben im Gedächtnis zu handlichem Gebrauch wie die Lettern eines Schriftsetzers ist nicht möglich. Beständige Präsenz aller gehabten Eindrücke wäre Allwissenheit. Nur Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her.

Eine mechanische Präsenz der Lernstoffe ist zudem gar nicht höchstes Unterrichtsziel; das ist die Übung aller Geisteskräfte, die formale oder Kraftbildung. Das gelernte Material ist verlierbar, nicht aber die gewonnene Kraft. Ersteres kann ich nach Bedürfnis wieder erwerben, wenn die aufnehmenden Kräfte geübt sind; wenn aber die Denk-, Empfindungs- und Willenskraft unter Bergen unverstandenen Stoffes unentwickelt geblieben ist, so läßt sich dieser Mangel nicht so rasch, oft niemals wieder verbessern.

Die Summe lebendiger Vorstellungen, die Kraft, sie denkend und fühlend zu verbinden, sprechend oder schreibend ihnen Ausdruck zu geben, sie regelnd auf das Wollen und gestaltend auf das Leben wirken zu lassen, das ist der bleibende Bildungsgewinn.

Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Art des Bildungsmaterials gleichgiltig, Gewinn und Verlust desselben unwichtig sei. Eine gesunde Bildung kann nur aus gesunden Nährstoffen erwachsen. Unsere Vorstellungen sind ja geistige Abdrücke des Unterrichtsstoffes; darum darf nur mustergiltiges

Unterrichtsmaterial Zulaß in der Schule finden. Da die Deutlichkeit der Vorstellungen, dieser Seelenbilder, ein Hauptmerkmal der Bildung ausmacht, so müssen sie durch Wiederholung der Lernstoffe, ihrer Urbilder, öfter aufgefrischt werden. Mit dem Verluste der Stoffe geht das klare Seelenbild verloren, und nur ein unklares Durcheinanderwogen von Nebelbildern bleibt übrig. Da auch Denken und Sprechen zu gutem Teile Gedächtnisthätigkeiten sind, so würden auch sie, also die formale Bildung, durch den Verlust der gelernten Stoffe geschädigt.

Die Wiederholung ist zur Auffrischung gewonnener Vorstellungen, zur Stärkung der Behaltungskraft und zur Bereicherung des Sprachschatzes unbedingt notwendig. Da das Gelernte immer die Unterlage des zu Erlernenden ist, so würden wir diese Basis mutwillig verwittern und zermürben lassen, wollten wir nicht gewissenhaft wiederholen.

Zunächst muß jede Stunde ihr Pensum mit einer zusammenfassenden Wiedergabe schließen. Ein Durchlesen und Besprechen des betreffenden Abschnittes im Leitfaden kann ebenfalls zur Befestigung dienen. Jede neue Stunde hat mit einer Wiederholung des in der letzten Stunde behandelten Stoffes anzufangen. Daran haben sich Monats-, Quartals- und Jahres-Wiederholungen zu schließen. Aber auch in den aufsteigenden Klassen darf das in den Vorklassen gewonnene Unterrichtsmaterial nicht außer acht gelassen werden. Neulernen und Wiederholen müssen auf allen Stufen immer Hand in Hand gehen. Besonders wirksam ist eine fortlaufende, auf wenige Minuten beschränkte Wiederholung, die in jeder Stunde einen kleinen Abschnitt der früher behandelten Stoffe wiederholt. Verwerflich ist beim Unterricht ein rasches Durchjagen der Stoffe ohne Stillstand und Umblick. Wenn der Lehrer am Ende endlich zurückschaut, so wird er mit steigendem Unwillen dann meist nur noch ganz vereinzelte Lernbruchstücke finden. Die erstmalige sichere Einprägung und die weise,

über das ganze Jahr verteilte Wiederholung ist das einzig Richtige.

Viele Lernstoffe, die durch Schönheit der sprachlichen Form wie durch geistigen und sittlichen Gehalt der Bildung und dem Leben besonders wirksam dienen, — Kirchenlieder, Bibelsprüche, Gedichte und andere mustergiltige litterarische Erzeugnisse, — müssen auch in ihrer bestimmten sprachlichen Form allbereit gehalten werden. Man kann sich diese Edelsteine ohne ihre Goldeinfassung gar nicht denken. Bei andern Stoffen ist mehr auf die geistige Präsenz, die zwischen alles Gelernte verbindende geistige Fäden schlingt, zu halten. Durch Denkfragen, Vergleichungen, Rückblicke, neue Gruppierungen, schriftliche Arbeiten &c. muß derselbe Stoff in der mannigfaltigsten Weise gedreht und gewandt werden, bis ihn endlich alle Seelenkräfte unverlierbar halten.

6. Gute Disziplin.

Die Disziplin ist der äußere Zaun um die geistige Arbeit der Schule und eine ganz notwendige Vorbedingung zum Gedeihen der letzteren. Die Disziplin hat vor allem Ordnung und Aufmerksamkeit zu schaffen und darum alles Störende und Ablenkende abzuschneiden. Die Aufmerksamkeit ist die einzige Pforte in den Geist des Schülers, ohne die ein wirkliches Lernen undenkbar ist. Die Aufmerksamkeit in der Klasse ist der beste Gradmesser für den Wert des Unterrichts und das Geschick des Lehrers. Unaufmerksamkeit und Mißerfolg, Aufmerksamkeit und Erfolg sind untrennbar verbunden. Der Unterricht giebt ja keine photographischen Bilder, die sich unwillkürlich wie auf eine tote Platte in die Seele drücken, sondern das Lernresultat ist ebenso sehr die Frucht der Aufnahmefähigkeit und Willigkeit des Schülers als der Schaffenslust des Lehrers. Nur das Zusammentreffen von beiden macht den Unterricht fruchtbar. Eine schlechte Disziplin raubt durch allerlei Störungen die

edle Zeit, stört den gesunden Arbeitsfluß, läßt viele Schüler in Unaufmerksamkeit versinken und schwächt bei Lehrern und Schülern das Interesse an der Schularbeit ab. Das unwillkürlich Ordnung und Aufmerksamkeit Schaffende liegt in der Persönlichkeit des Lehrers. Wem diese angeborne Disziplinargewalt fehlt, der wird sie auch schwer durch Anweisungen erwerben.

Wer in ruhiger Haltung und fesselnder Weise unterrichtet, mit gehaltener Stimme spricht, mit klarem Blicke die ganze Klasse überschaut und gleichsam jeden Einzelnen an den Strahl seines Auges heftet, sich auf Kindereien von Schülern nicht einläßt, der wird auch ohne einen großen Aufwand von Zuchtmaßregeln Ordnung in seiner Klasse halten.

Wer aber unruhig umherrennt, mit seinen Gedanken leicht abschweift, überlaut redet, leicht in Zorn um jede Kleinigkeit gerät, immer nur einen Schülerkopf und den auch noch verschwommen sieht, in ordnungsloser, wenig anmutender Weise unterrichtet und durch jede Kleinigkeit sich vom Unterrichte ablenken läßt, der wird immer über Teufeleien der Schüler — die eigentlich nur von seiner Ungeschicklichkeit ausgebrütete Schalkseier sind — zu klagen haben. Als disziplinarische Maßregeln empfehlen sich: Eine feste, unverbrüchliche Ordnung für alle äußeren Dinge — wie Kommen und Gehen, Sitzen und Stehen, Aufgabenerteilung und Überwachung der Arbeiten — einzuführen; einen bestimmten, festen Platz beim Unterrichte einzunehmen; nicht überlaut zu reden; auf Kleinigkeiten und versuchte Ablenkungen nicht einzugehen; durch bestimmte Ordnungsrufe oder plötzliches Schweigen die sich etwa lockernde Ordnung wieder zu festigen; mit Strafreden und Strafen sparsam umzugehen, und die Schüler möglichst viel und nicht in feststehender Reihenfolge am Unterrichte zu beteiligen. Immer muß der Blitz einer Frage über jedem Haupte schweben; kein Schüler darf sich einen Augenblick sicher fühlen.

Doch auch das beste Wissen und Wollen schützt nicht vor

Mißerfolgen, und Verfehlungen werden uns immer wie unser Schatten begleiten. An jeder Tages- oder Jahreswende werden wir beim prüfenden Rückblick manches ungethan oder falsch gethan finden, denn unser Wissen wie unser Thun ist Stückwerk, und um Vollkommenes zu erreichen, müßten wir selber vollkommen sein. Ja hätten wir selbst die vollkommenste erziehliche Einsicht, so würden die verschiedenen Anlagen der Kinder, die Einflüsse des Hauses und des Umgangs und mancher andere Faktor das Erziehungs- und Unterrichtsresultat doch häufig ganz anders gestalten, als wir es dachten und hofften. Doch darf uns das nicht mutlos machen. Den Redlichen läßt es Gott gelingen! Keinem redlichen Streben wird Segen und Erfolg ganz fehlen. Und wenn auch unser Können hinter dem Wollen zurückblieb, so haben wir einen Richter, der zugleich unser Vater ist, der den Willen für die That nimmt, der unsern Verfehlungen das Verzeihen, unserer unvollkommenen Arbeit den Segen nicht versagt. In der Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Gotte, der Himmel und Erde erfüllet und von dessen Macht, Weisheit und Liebe wir überall die deutlichsten Spuren sehen, springt uns der ewige Verjüngungsbrunnen unserer Kraft und Berufsfreudigkeit. Möchten wir von seiner Kraft gerüstet, von seiner Weisheit geführt und von seiner Liebe begleitet hoffnungsfroh jede neue Tages- und Jahreswanderung in der Schule beginnen, wie wir dankbar die alte schließen!

22. Meine Mitarbeiter und Freunde.

Wer als Leiter verständnisvolle Mitarbeiter findet, der vervielfacht seine Kraft, und wer Freunde gewinnt, der erhöht sein Glück. Weil ich in N. treue Mitarbeiter und Freunde fand, darum gediehen dort Arbeit und Lebensglück.

Ein Vorgesetzter hat immer eine üble Stellung, weil er die starre Pflicht gegenüber der Neigung und Freiheit

der einzelnen Arbeiter vertreten muß. Der Widerstreit zwischen Pflicht und Freiheit bedeutet Kampf und Entzweiung, die Versöhnung der Gegensätze aber Frieden und Gedeihen. Die Freiheit öffnet den einzelnen Neigungen und Kräften eine weite, unbegrenzte Rennbahn, die Pflicht zieht enge Schranken um sie. Der Freiheitsdrang stellt sich auf die eigene Neigung und Kraft; die Pflicht sucht Halt und Stütze im Gesetz. Die Freiheit verirrt sich leicht in Willkür und Schrankenlosigkeit; die Pflicht ist ein sicheres Geländer gegen Verirrung und Fall. „Wo viel Freiheit, da viel Irrtum, doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

In der Einigung der Begriffe Pflicht und Freiheit unter einem höheren Gesichtspunkte als dem der Partei liegt Wert und Würde der Arbeit, Wohl und Wehe der Arbeiter, Gedeihen und Mißraten der Arbeitsfrucht.

Mein höchstes Streben als Rektor war dahin gerichtet, Freiheit und Pflicht zu versöhnen und sich gegenseitig durchdringen zu lassen in dem Gesetz der Liebe und begeisterten Arbeitsgemeinschaft. „Die Liebe löst ja alle Banden, wenn sie die ihrigen knüpft."

Ich wollte, daß Neigung und Pflicht in unserer Arbeit eine glückliche Ehe schlössen, daß sich das herbe „Du sollst und mußt!" verkläre in das freudige: „Ich will!" Die Freiheit sollte zur Pflicht sagen lernen: „Mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen."

Wo Gottes Gesetz unsere Neigungen durchleuchtet und unsern Willen regiert, da scheint die Pflicht zu herrschen, aber in Wahrheit ist's die Freiheit. Wahre Freiheit ist eigentlich Despotie der Vernunft, d. h. die unbedingte Herrschaft der geläuterten Erkenntnis und des erzogenen Willens über ungeordnete Neigungen. „Wir können ja nicht anders!" sagten die Apostel. Wer den Zwang der Pflicht noch fühlt, der trägt noch Rost an seinen Arbeitswaffen. Wer sich mit Liebe in die Pflicht hineingelebt hat, der weiß nicht mehr, wo die

Grenze zwischen Gesetz und Freiheit ist. Dann sind Lust und Liebe nicht bloß die Fittiche zu großen und guten Thaten, sondern auch zum Glück in der Berufserfüllung. Dann ist die Zweiheit zur Einheit, der Kampf zum Frieden geworden, und alle Werke der Pflicht werden in der Luft der Freiheit gedeihen.

Diesem Arbeitsideal bin ich in den fünf Jahren meines Rektorats in N. ziemlich nahe gekommen. Wenn ich es nicht ganz erreicht habe, so fällt ein nicht unerheblicher Schuldanteil auch mir zu. Wer trüge nicht das Merkzeichen menschlicher Schwachheit und Unzulänglichkeit an sich und leider auch in sein Werk hinein!

Die Raschheit und Heftigkeit meines Wesens überhastete manches und verletzte manchen. Meine unbeschränkte, ja oft unkluge Offenherzigkeit, auch in den Urteilen über die Art der Arbeit und der Arbeiter, regte manchen auf und gab der Schmäh- und Klatschsucht mancherlei Haken zu Angriffen. Meine warmherzige Vertretung unserer eigensten Schulinteressen rief manchen Gegner von andern Schulen in die Waffen. Meine Vorliebe für Einzelne und mein inniger Anschluß an sie erschien andern als Vernachlässigung. Die besonderen Dienste, die ich einzelnen bei Gelegenheit erweisen konnte, empfanden andere als Zurücksetzung und Schädigung ihrer Interessen. Nicht jede erregte Hoffnung konnte ich erfüllen, nicht jedes halbe Versprechen halten, nicht allen gleiches Vertrauen beweisen. Meine Überlastung mit allerlei Würden und Bürden, Ämtern und Ehren — in meiner Blütezeit war ich an zwölf Seile gelegt! — mußte manchmal beim besten Willen eine gewisse Hast und Oberflächlichkeit in meine Pflichtarbeit bringen, obgleich ich alle Freizeit, Abend und Nacht zu Hilfe nahm.

Das Kollegium setzte sich wie überall aus den verschiedenartigsten Kräften zusammen; auch schwache und lässige waren darunter. Allen aber muß ich dankbar nachrühmen, daß sie die Aufgaben ihres Berufs würdig erfaßten, in hingebender

Berufsarbeit zu lösen suchten, auf Mehrung der eignen Tüchtigkeit bedacht waren, ein einträchtiges Zusammenleben im Lehrkörper anstrebten und draußen ehrenhaft sich hielten. Ich kann hier nicht jedem ein Wort widmen, obwohl es fast alle verdienten. Nur einzelner will ich gedenken, die mein Geistesleben und meine Berufserfassung mit vollem Verständnis teilten, mit Wärme und Eifer an der Verwirklichung meiner Absichten arbeiteten, als Freunde meinem Herzen näher rückten und bis heute mir die Treue gehalten haben.

Als ich mein Amt an der Bürgerschule antrat, war einer der Lehrer krank. Mein Vorgänger sagte von ihm: „Er ist ein hervorragendes Glied des Kollegiums durch Bildung und Gesinnung, aber leider häufig krank und dann nicht leicht zu behandeln!“

Ich suchte den kranken Amtsgenossen B. in seiner Wohnung auf. Dieselbe lag etwas seitab am Berge neben der Kirche, an welcher B. das einträgliche Amt eines Küsters und Organisten verwaltete. Vorher war er Vorsteher des städtischen Waisenhauses gewesen. Die Wohnung war alt und niedrig aber ziemlich geräumig, etwas düster aber behaglich eingerichtet und durch das Walten einer peinlichen Ordnungsliebe verschönt. Ein Blick durch die Hinterthür zeigte auf dem Hofe ein zahlreiches Hühnervolk und in dem Winkel zwischen Kirche und Stadtmauer einen sorglich gepflegten Garten.

Bei meinem Eintritt in die Wohnstube erhob sich ein Mann von Mittelgröße und etwas älter als ich vom Sopha und kam mir entgegen. Ein schöner Kopf, ein geistig geprägtes Antlitz, verbindliche und doch ungezwungene Formen nahmen sofort für ihn ein. Ein körperliches Leiden sprach aus seinem Gesichte und besonders den tiefliegenden klugen Augen hinter den Brillengläsern. Ich stellte mich ihm als der neue Rektor vor. Er dankte für meinen Besuch und lud mich zum Sitzen auf dem Sopha ein. Als ich ihm gegenüber saß, in sein kluges, ausdrucksvolles Gesicht schaute, seine schlanke,

hochgewachsene Gattin strickend oder besorgt nach dem Gatten blickend am Fenster sah, die zusammengerollte Katze unter dem Ofen schnurren hörte, überall einen Hauch von Ordnung und Schönheit spürte und das Behagen einer wohlgeordneten Häuslichkeit atmete, da überkam mich's wie Ahnung, daß diese Sophaecke für meinen Geist, mein Herz und meinen Beruf bedeutsam werden könnte.

„Mit Bedauern höre ich, daß Ihnen die Freude am Leben und Wirken oft durch Krankheit verkümmert wird!" sagte ich.

„Es wird jeder auf seine eigene Weise in der Entsagung geübt und jedes Wirken so oder so erschwert!" war die Antwort. „Das ganze Leben ist Erziehung, nicht nur die Schulzeit."

„Jeder macht auf seinem besonderen Übungsfelde besondere Erfahrungen!" fuhr ich fort. „Die Geduld- und Kraftprobe durch Krankheit kenne ich kaum, habe darum auch kein rechtes Verständnis dafür; um so mehr macht mir mein hitziges Blut zu schaffen."

„Das sieht man Ihnen nicht an!" sagte B. verwundert. „Krankheit kennen Sie also nicht?"

„Eigentlich nicht! Nur an einseitigem Kopfschmerz leide ich oft; den Unterricht habe ich aber deshalb nie ausgesetzt."

„Dann können Sie einem armen Lazarus seine Stimmung kaum nachfühlen!"

„Nicht ganz leicht! Wie Kopfschmerzen plagen und die Arbeit erschweren, das weiß ich, andere Übel muß ich mir denken."

„Denken? — Denken kann man sich das nicht! Selbst wenn man gesund geworden, vergißt man die jämmerliche Stimmung des kranken Zustandes. Die körperliche Pein und Unmacht wird durch die seelische erhöht. Daß ich hier liegen und mich langweilen, Sprachstudien auf den Rezepten und chemische Untersuchungen in diesem trüben Arzneitümpel machen muß, während meine Klasse verwaist ist und mit den Brocken murrender Stellvertreter abgespeist wird, das ist eine Art

zweiter Krankheit. Aber Mißbehagen und Wünsche schieben Unabänderliches nicht beiseite. Nur Geduld und Achtsamkeit können es kürzen und vermindern. Geduld habe ich gelernt, und an achtsamer Pflege fehlt mir's nicht!" Er sah dankbar nach seiner Frau.

Diese seufzte: „Bei so fleißiger Übung lernt sich die Krankenpflege!"

Ich sagte darauf: „Pflegen und dienen ist ja des Weibes Beruf. Wie ich höre, haben Sie keine Kinder. So können Sie alle Liebe und Pflege, Mühe und Plage, die solch kleine Leute erheischen, auf Ihren Gatten übertragen. Pflichtbethätigung ist überall dieselbe, nur die Fälle und Formen ändern sich. Jeder muß lernen, sich in seine Pflichtenform zu fügen."

Sie nickte mit einem Seufzer und einem schmerzlichen Zuge im Gesichte.

„Wo sitzt eigentlich Ihr Übel?" fragte ich.

„Im Magen!" war die Antwort. „Es ist die Fabel des Menenius Agrippa in umgekehrter Lesart: Der unbotmäßige Magen rebelliert gegen die Glieder!"

„Hoffentlich lernt er bald Gehorsam!" lächelte ich.

Durch eine offene Thür sah ich in einem Nebenzimmer hohe, volle Bücherspinde. „Dort scheinen Sie gute Gesellschaft zu sich geladen zu haben!" sagte ich mit einem Blick und Wink nach der reichen Bibliothek. „Da können Sie billige Gastereien halten und brauchen der Hausfrau keine Last zu machen."

„Billig ist die Gesellschaft nicht!" lächelte Herr B. „Mancher Thaler und mancher Weg steckt darin."

„Und mühelos ist die Staub- und Spinnenjagd auch nicht!" meinte Frau B.

„Darf ich einmal näher treten?" fragte ich.

„Gewiß! Ich bitte!" sagte Herr B. und begleitete mich in das Bibliothekszimmer. Alle Wände standen bis

oben voll. Alle Bücher waren gebunden, wohlgeordnet und staubfrei.

„Bis hierher erstreckt sich Ihre Sorgfalt?" sagte ich bewundernd zu Frau B.

Sie lächelte, und ihr Mann sagte: „Was den Namen Pflicht trägt, ist meiner Frau heilig. Und irgend eine Pflicht, besonders die Ordnungspflicht, säumig und nachlässig zu behandeln, das ist's, was sie nicht versteht."

„Ja, die Pflicht!" nickte ich. „Die Liebe hat ihren Lobgesang in der Bibel. Wäre ich ein Dichter, so würde ich auch die Pflicht verherrlichen. Was ihre Marke trägt, das ist gefeit, das ist nicht klein und kleinlich, nicht unbedeutend und verächtlich. Es darf nicht lästig sein und nicht lässig gethan werden. Es muß zur rechten Zeit, am rechten Orte und in der rechten Weise geschehen. Wohl ist die Pflicht oft schmerzlich und der Mensch zwischen ihren Forderungen wie der arme Sünder zwischen den Spießruten. Lasse ich aber den Damm der Pflicht von der Hochflut meiner Lust und Neigung durchbrechen, dann schreitet Vernichtung durch meine Arbeit und mein Leben. „Ich muß! Ich kann nicht anders! Die Pflicht ruft, und ich muß Heeresfolge leisten!" Wer so sprechen und thun kann, der hat für seine Neigungen die rechte Uferbefestigung und damit den Schlüssel zu Glück und Arbeitserfolg."

Mit halb schelmischem Lächeln sah Herr B. seitlich nach mir und sagte: „Da haben Sie ja den Anfang des Hochgesanges auf die Pflicht; noch Takt und Reim und Fortsetzung, — und er ist fertig!"

„Ich mußte auch lächeln: „Es fehlt also nur noch wenig, und fast wäre ich unter den schlafenden Geistern ihrer Bücher zum Dichter geworden."

Herr B. zeigte mir die Anordnung der Bücher und manches seltene Stück. „Es sind die Freunde meiner einsamen Stunden!" sagte er liebevoll. „Sie reden zu mir aus allen

Zeiten, von allen Orten und in mancherlei Sprachen. Ich kann sie fragen, und auf alle Fragen wissen sie meist Antwort."

„Wie sind Sie in den Besitz dieser reichen Schätze gekommen?" fragte ich. „Nicht den vierten Teil davon besitze ich."

B. antwortete: „Man kann sein Vermögen in breiten Äckern und in Wertpapieren anlegen. Mancher trägt Tausende in der Tasche und eine ganze Bibliothek im Kopfe!"

„Zu diesen Reichen gehöre ich nicht!" sagte ich kopfschüttelnd.

„Wie ich zu meinen Büchern gekommen bin?" knüpfte B. wieder an. „Ich habe schon als Schüler gesammelt, vieles alt und billig gekauft, manches mir von Freunden schenken lassen, jedes Jahr aber einen bestimmten Geldsatz auf die Vergrößerung der Bibliothek verwandt. Wenn man festhält, was man hat, so mehrt sich schon der Besitz im Laufe der Jahre, und wenn man Jagd auf Bücher macht, da findet sich schon Wild genug und manch emsiger Treiber."

„Der Besitz vieler Bücher birgt die Gefahr der Verflachung!" bemerkte ich. „Das Lesen wird zur Eisenbahnfahrt!"

B. nickte. „Man muß eben Plan in den Gebrauch bringen. Manche studiere ich gründlich und wiederholt; sie sind die eigentlichen Fundgruben meiner Bildung. Manche lese ich einmal und schiebe sie dann in einen stillen Winkel; sie halten mich auf dem Laufenden oder helfen mir die Denkmühle zum Stillstand bringen, wenn ich Ruhe brauche. Andere habe ich nur zum Nachschlagen, um meine Neu- oder Wißbegier zu befriedigen oder auf Einzelfragen Bescheid zu holen. Um einer einzigen schmerzlich gesuchten Notiz willen habe ich schon teure Werke gekauft. Endlich sind eine Anzahl da, die nur die Plätze füllen und kaum von einem verlorenen Blicke getroffen werden. Die gehören zur Liebhaberei. Der Teufel der Vollständigkeit rumort in allen Lücken und macht endlich das Geld in der Börse locker."

„Jede Liebhaberei hat ihren Segen und ihre Gefahr!" meinte ich. „Der Segen liegt in der Sammlung und Zu-

spitzung der Kräfte auf ein Ziel, die Gefahr in der Durchbrechung gewisser Schranken und in der Störung des Ebenmaßes zwischen Neigungen und Pflichten."

„Meine Liebhaberei ist streng eingezäunt!" erwiederte B. „Einen bestimmten jährlichen Geldsatz überschreite ich nicht. Wollte ich, so würde meine wirtschaftliche Frau drohend den Finger erheben!"

„So schlimm sind Sie?" fragte ich lächelnd die strickende Frau am Fenster. Sie wandte ihren Kopf halb nach mir und sagte: „Eine Gehilfin des Mannes muß auch manchmal abhalten helfen!" „Das ist biblisch und richtig!" mußte ich zugestehen.

Über den Bildungstrieb im Lehrerstande sprachen wir dann. Ich rühmte ihn als eins der erfreulichsten Zeichen. B. stimmte zu, beklagte nur die falsche Richtung, der es einzig um Erwerb zerbröckelter Kenntnisse zu thun wäre, und sagte über Bedeutung, Wesen, Ziel und Segen der Bildungsarbeit etwa folgendes: „Die Dummheit will genießen, die Bildung wachsen und werden. Die Beschränktheit findet nirgends Zusammenhang, sondern überall Trennung und Feindschaft. Die rechte Bildung ist Zusammenhang und Versöhnung. Die Einseitigkeit spinnt sich in eins ein, betrachtet aber alles andere gleichgiltig, ja feindlich und löst das Ganze gern in Splitter auf; die rechte Bildung strebt aus dem Einzelnen ins Allgemeine und Ganze. Je klarer der geistige Blick durch die Bildungsarbeit wird, desto mehr hebt sich der Geist aus der Enge selbstischer Rücksichten in die reine Höhe eines idealen Strebens und findet überall Beziehung und Zusammenhang. Verbindung ist Begründung, Erkenntnis ist Befreiung. „Erkennet die Wahrheit, und sie wird euch frei machen." Rechte Bildung ist Unterordnung unter die Autorität der Wahrheit und der Liebe. Rechte Bildung führt darum immer zur Einschränkung der Selbstsucht und hilft dem Pflichtgefühl zur Herrschaft über die wechselnde Neigung."

Das war meine erste Unterhaltung mit B. Wie alte

Freunde hatten wir mit einander geplaudert. Er hatte seine Krankheit und ich die Zeit vergessen. Manchen Blick hatten wir in unsere Seelen gethan und auf dem Grunde derselben eine schöne Übereinstimmung in den wichtigsten Fragen des Berufs und des Lebens gelesen. Eine Neigung keimte auf, die zu treuer Bundesgenossenschaft im Berufe und zu herzlicher Freundschaft im Leben erwuchs.

Herr B. war ein trefflicher Erzieher. Seine Klasse war ein Muster der Sauberkeit, sein offener Schulschrank ein Spiegel der Ordnung. Mit unerbittlicher Zähigkeit schärfte er die Achtsamkeit der Kinder für alles Ungehörige und gewöhnte sie an gute Haltung und Sitte. Keinen Papierschnitzel auf dem Boden, keinen Staub auf irgend einem Rande, keinen Schmutzflecken an und in den Büchern, keinen Riß in den Kleidern, keine losen Schuhbänder und keine Benutzung des Ärmels als Nastuch duldete er. Freundliche Erinnerungen, ernste Mahnungen und scharfer Spott folgten sich stufenmäßig.

Bei aller straffen Zucht liebte er die Kinder herzlich, bekümmerte sich um ihre kleinen Leiden und Freuden, erkundigte sich teilnehmend nach ihren Sorgen und half ihnen in Verlegenheiten. Sie fürchteten seinen Unwillen, hingen an ihm und thaten ihm allerlei zu Gefallen.

Über die Gewöhnung meinte er: „Nichts Sittliches hat der Mensch ohne Mühe; es ist ja der Sieg des Geistes über das Fleisch, und jedem Siege geht der Kampf vorauf. Unsere sinnlichen Neigungen, die unablässig über die Ufer treten wollen, müssen durch zähe Gewöhnung eingedämmt werden. Erziehung ist vorab Gewöhnung. „Wie man sich gewöhnt, so hat man sich!“ sagt das Sprichwort. Je zäher und folgerichtiger die Gewöhnung, desto sicherer der Erziehungserfolg! Die Gewöhnung muß uns den schlechten Geschmack an allerlei sinnlichen Neigungen verleiden und uns Freude am Schönen und Guten einflößen. Das Bessere muß das Schlechte verdrängen, die Freude am Guten den übeln Neigungen Raum

26*

und Nahrung nehmen. Wie steter Tropfen den Stein höhlt, so festigt sich nach und nach der sittliche und ästhetische Geschmack. Was erst absichtlich aufgenötigt wurde, wird dann zur lieben Lebensgewohnheit."

Auch ein guter Lehrer war Herr B. Er bereitete sich stets gründlich und gewissenhaft vor, unterrichtete klar und anziehend, überstürzte nichts, begnügte sich nicht mit halbem Verstehen und Wissen, regte zum Denken und Sprechen an und vergaß nie die Anknüpfung des Lernstoffes an das praktische Leben. Der sachliche Fortschritt seines Unterrichts blieb manchmal hinter den Forderungen des Lehrplanes zurück. „Ich pflücke zu viel Veilchen, die still am Wege blühen!" sagte er scherzend. „Ich würde rascher vorwärts kommen, wenn ich mich weniger umsähe."

Als Konferenzmitglied nahm B. einen hervorragenden Platz ein: immer sachlich und sachkundig, schlagfertig und treffend, geistvoll und schneidig. Lotterigkeit, Mangel an Standesgefühl, selbstsüchtiges Fischen im Trüben, Zweizüngigkeit u. dgl. haßte und bekämpfte er mit allen Waffen. Er besaß einen gepfefferten Witz und verstand's, dies Geschütz spielen zu lassen.

Einer der Amtsgenossen, ein Schulfreund B.s, hielt nichts auf sein Äußeres und erschien meist in unsauberer, nachlässiger Kleidung. Eines Tages traf er vor der Thür des Schulhauses mit B. zusammen. „Ist Dein Geburtstag bald?" fragte B. ganz unvermittelt. „Nein!" sagte der andere zögernd, „warum?" „Ich wollte Dir eine Bürste schenken!" war die Antwort, welche ein bezeichnender Wink nach dem Rockkragen begleitete. Für einige Zeit half's.

Als Amtsgenosse war B. von allen geachtet, von manchen gefürchtet. Einige verdroß die öftere Vertretung für ihn. Sie meinten, er sei zu zimperlich und ginge zu weit in der Sorge für seine Gesundheit. Wenn er für ein halb Dutzend Kinder zu sorgen hätte, würden ihm die ängstlichen Sorgen um sein leibliches Befinden schon vergehen.

Er hingegen sagte: „Nur die größte Vorsicht bewahrt mich vor Rückfällen. Die kleinste Unregelmäßigkeit rächt sich bitter. Ich gebe zu, daß diese Vorsicht halbe Krankheit ist, aber ohne sie wäre ich ein verlorner Mann. Zum Spaß legt man sich nicht die größten Entbehrungen auf. Beneidenswert ist doch ein solcher Zustand nicht. Wie gern wollte ich mit den Kollegen tauschen, die mich in einigen Stunden vertreten müssen!"

War er gesund, — und seine Gesundheit festigte sich merklich im Laufe der nächsten Jahre, — so war er hinwiederum zu allen Diensten und Opfern bereit. Niemand konnte die Standespflichten höher achten als B. Willig stellte er Neigung und Vorteil hinter das Interesse der Schule und ihres Lehrkörpers zurück.

Als fleißiger und einsichtiger Verwalter der Lehrerbibliothek hat er sich jahrelang Dank und Anerkennung erworben. Als Bürger der Stadt und Mitglied mehrerer Vereine erfreute er sich der größten Wertschätzung. Die unbestechliche Gradheit seines Charakters konnte hier und da verletzen, aber nie die Achtung vor seiner Tüchtigkeit und Redlichkeit mindern. In den besten Kreisen der Stadt hatte er angesehene Freunde, die gern mit ihm verkehrten, besonders einer der geistvollsten und tüchtigsten Lehrer des Gymnasiums.

Mir persönlich und als Leiter der Schule war der Mann sehr viel. Sein Rat oder seine Warnung war für mich maßgebend. Gern besprach ich wichtige amtliche Dinge mit ihm, und auch in persönlichen Angelegenheiten hatte ich kaum ein Geheimnis vor ihm. Mir erschien der Mann wie das gute, ehrliche Gewissen der Schule. Vor manchem Mißgriff hat er mich bewahrt, manche Klippe mir gezeigt und manch folgewichtigen Fingerzeig gegeben. Immer aber kleidete er als mein Berater die Wahrheit in das Gewand der Liebe.

Bei Herausgabe meiner illustrierten Naturgeschichte beteiligte er sich durch sachkundige und sorgfältig gearbeitete Beiträge

und gute Ratschläge. Seine Urteile über das, was ich sonst erscheinen ließ, waren freundlich aber auch sachlich förderlich.

Unvergeßlich ist mir eine schöne gemeinsame Reise mit ihm. Es bleibe dahin gestellt, was uns mehr beglückte, die schöne Natur oder der wechselseitige Gedankenaustausch. Während draußen die Natur ihre Bilder aufrollte, sprangen drinnen die Brunnen unseres tiefsten Wesens. Das ist rechtes Reisen.

Von der alten Burg Hanstein hatten wir einen bezaubernden Rundblick über das Eichsfeld und das hessische Bergland. Das schöne Werrathal durchzogen wir von Allendorf bis Kreuzburg. Die unvergleichliche Umgebung von Eisenach durchstreiften wir in Begleitung eines liebenswürdigen Reallehrers mit seiner Gattin und eines katholischen Pfarrers, der uns durch heitere Stücklein und witzige Wendungen ergötzte. In dem herrlich gelegenen Ruhla besuchten wir meinen Zwillingsfreund Schr., der dort Schuldirektor war. In Schleusingen holten wir einen Freund zu weiterer Fahrt ins Frankenland ab. Zusammen erstiegen wir die Feste Coburg und weideten Auge und Herz an dem köstlichen Ausblick. In Staffelstein fanden wir abends Scharen frommer Waller. Männlein und Weiblein lagen sittsam getrennt in zwei Zimmern, aber wie Heringe geschichtet am Boden, auf Tischen und Bänken. Auf Schloß Banz über dem Maine bewunderten wir die merkwürdigen Ausgrabungen und Sammlungen. Auf der Höhe des gegenüberliegenden berühmten Vierzehnheiligen sahen wir lange Pilgerscharen von allen Seiten herauf ziehen, denn es wurde gerade das Fest des heil. Heinrich gefeiert, der Schutzpatron des Bistums Bamberg ist. Jeder Zug hatte an der Spitze einen Vorsänger. Einer davon fiel uns besonders auf. Er sah so wild und grimmig aus, als ob er Löwenfleisch fräße und Tigerblut tränke. Sein verwildertes Haar flatterte um den eckigen Kopf. Die entblößte Brust war rauh wie ein Fell. Der nackte Hals zeigte Adern und Sehnen wie Glockenseile. Die Augen glichen rollenden Kugeln und

lagen halb vor dem Kopfe. Die Stimme tönte gleich einer Posaune von Jericho, und er stieß sie zuweilen, besonders am Schlusse der Strophen, wie einen starken Hebebaum zwischen den Gesang seiner wandernden Schar, wenn derselbe sinken oder zu leise werden wollte. Dabei sah er sich mit einem Feldherrnblick um, aus dem man las: „Hört Ihr's? Seht Ihr's? Ist einer unter den Pilgern, der mir gleiche?"

Nürnberg erschien uns wie ein zu Stein gewordenes Bild des Mittelalters. Die engen, krummen Straßen waren nirgends langweilig. Überall sahen wir altertümliche Häuser mit kunstvoller Schnitzerei, prächtig ausgeschmückte Kirchen, schön gezierte Brunnen, allerlei Denkmäler, berühmte Namen und geschichtliche Erinnerungen. Auf einem der Türme wurden wir mit einem schwedischen Professor aus Lund bekannt, der sich als trefflicher Wandergenosse erwies.

Wunderschön war die Wanderung durch die fränkische Schweiz. Wir folgten den wunderlichen Windungen des tief und steil in die Kalkmassen eingeschnittenen Wisentthales und freuten uns bei jeder Thalwendung aufs neue an dem klaren Wasser, den grünen Wiesen, den gleichsam herabfließenden Wäldern, den seltsamen Felsgebilden und den stattlichen Schlössern und Ruinen auf den Bergvorsprüngen. In Gößweinstein labten wir uns an dem guten Biere der gastlichen Mönche. In der großen Sophienhöhle thaten wir verwunderte Blicke in eine untergegangene Welt und in die geheimnisvolle, stillgeschäftige Arbeit des tröpfelnden Kalkwassers. In der alten Residenz Baireuth schien uns eine eingeschlafene große Vergangenheit aus dem eingerasten Schloßhofe und den stillen Straßen anzugähnen. Auf schöner Bergeshöhe sahen wir die Grundmauern des Wagnertheaters sich erheben. Aus dem Fichtelgebirge vertrieb uns Regen und Reisemüdigkeit. —

Noch manche Stunde gemütlicher Anregung und geistiger Erhebung habe ich mit Herrn B. verlebt. Geist und Herz

sind ihm viel schuldig geworden. Auch nach unserer räumlichen Trennung hat das Band zwischen uns gehalten und ist durch Besuche gefestigt worden. Noch heute beglückt uns eine herzliche Freundschaft. Ernstere Anfälle seines alten Übels haben ihn freilich zur Niederlegung seines Lehramtes bewogen. Aber noch immer verfolgt er alles mit lebhaftem Interesse, was der Schule und des Lehrerstandes Wohl und Wehe betrifft. Lehrer seines Schlages sind eine Zierde des Standes und werbende Muster für das jüngere Lehrergeschlecht. —

In der ersten Zeit meines Rektorats an der Volksschule fand ich in einer Unterklasse einen Lehrer Kr., dessen Erscheinung, Haltung und Arbeit mich ungemein fesselten. Er mochte zehn Jahre jünger als ich sein. Sein männlich schönes Gesicht war von einem dichten braunen Vollbarte beschattet, die Gesichtsfarbe bräunlich und urgesund, die Stirne hoch, das dunkle, nahstehende Augenpaar ausdrucksvoll, obwohl kurzsichtig, die Nase kühn geschwungen, die Haltung soldatisch stramm und doch verbindlich entgegenkommend.

Die beste Ordnung sprach aus der Haltung der Kinder, ein angeregtes Geistesleben aus ihren lebhaften Augen und Mienen. Der Unterricht war musterhaft: klar, anziehend, knapp, ja wortkarg. Alle wurden berücksichtigt, durch leise Einhilfe, freundliche Winke, stumme Zeichen, seltener eine kurze, ernste Mahnung in Atem gehalten. Alles zielte auf Klarheit und Sicherheit des Lernerwerbs. Die Leistungen der Kinder zeugten von ungewöhnlichem Fleiß und Geschick des Lehrers. Einen bessern Führer der Unterklassen hatte ich noch nicht gefunden. Der Mann und seine Arbeit thaten mir's an. „Den mußt du festhalten!“ dachte ich bei mir.

In der Zwischenstunde erfuhr ich, daß Herr Kr. früher auf dem Dorfe Lehrer gewesen sei, seine methodischen Sporen aber an der Schule des berühmten Rektors Dr. Otto in Mühlhausen erworben habe. Das erklärte alles. Der Schüler war seines Meisters würdig und selbst auf dem besten Wege

zur Meisterschaft. Mit hoher Verehrung sprach er von seinem strengen Meister. „Er schenkte einem nichts!" meinte Herr Kr. „Arbeit und Pflichtbethätigung war ihm Leben und Lebensinhalt. Rechte und stete Arbeit nannte er das beste Erziehungsmittel. Er sagte: „Nur wer sich mit Ausdauer und Stetigkeit durch die harte und bittere Schale der Mühe gebohrt hat, wird sich an dem süßen Kern der Arbeitsfreude laben können. Gewährt uns aber die Arbeit erst Freude, dann braucht uns kein Gesetz dazu zu treiben; das Herz verlangt von selbst danach. Eine stoßweise Pflichterfüllung macht immer den abirrenden Neigungen mal wieder Lust, durch Gesetz und Ordnung zu brechen. Man darf den Zügel nicht fallen lassen! Versenkt man sich mit Ernst in die Heiligungsarbeit an Herz und Leben, in die Erkenntnisarbeit am Geiste und in die Liebesarbeit an den Mitmenschen, dann zieht es uns von selbst auf dieser Bahn weiter und macht das Bittere süß."

Ich nickte und sagte: „Jener alte Ostfriese verglich die preußische Herrschaft unter Friedrich dem Großen mit einem Wollhemde, das neu erst kratze, dann aber gar weich und wohlig wärme, so daß man's nimmer wieder ablegen möge. So ähnlich geht's mit der Pflichtarbeit. Kommt man dahin, sie regelmäßig und mit Lust und Liebe zu thun, dann wird sie zum Glück und zur unentbehrlichen Lebensbethätigung."

Eins überraschte, ja befremdete mich bei Herrn Kr.: der Widerspruch zwischen seiner methodischen Tüchtigkeit und seiner litterarischen Unbekanntschaft. Ich konnte mir denselben nur so erklären, daß Otto den jungen Mann erst ganz in seiner kleinen Welt der nächsten Pflichten hatte heimisch machen wollen, ehe er ihn in die weite Welt des Geistes führte. Kr. erzählte, wie streng Otto auf die sorgsamste Vorbereitung gehalten und ihn eigens darin unterwiesen hätte. Alles habe er ausarbeiten müssen, dabei aber des Rektors eigene Entwürfe und Ausführungen als Muster benutzen dürfen. Zu früh hatte Kr. Ottos Schule verlassen, um an das letzte Ziel der methodischen

Schulung seines Meisters zu gelangen. Dies wäre zweifellos der Ausblick in das weite und breite Gebiet der pädagogischen und klassischen Litteratur und die Erarbeitung der hier niedergelegten Erfahrungsschätze gewesen. Der mehrjährige Aufenthalt auf einem Dorfe hatte Kr. methodisch zwar weiter getüchtigt, ihn aber über die engen Grenzen des Berufsbedürfnisses wenig hinausgeführt.

„Haben Sie auch Hebel nicht gelesen?" fragte ich ihn.

„Nichts weiter, als was von ihm in den Schullesebüchern steht!" war die Antwort. „Nun, so thun Sie mir den Gefallen und fangen Sie mit diesem meinem Lieblinge an!" mahnte ich. „Viele geistige Webeschifflein sind in meiner Seele hin und wieder gegangen, aber bessere Fäden hat keiner ins Seelengewebe eingeschossen als der Webersohn Joh. Peter Hebel. Er ist mir nicht nur ein kurzweiliger Gesellschafter müßiger 'Stunden, sondern ein Pförtner in das Heiligtum unsrer klassischen Litteratur und ein wichtiger Hebel für den Beruf geworden."

„Joh. Peter Hebel ein pädagogischer Hebel?" fragte Kr. verwundert. „Das ist mir neu. Wollen Sie mir das nicht deutlicher darlegen?"

„Hebel erfüllt als Volksschriftsteller ersten Ranges die Forderung Hamanns: Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, ihre Seele und Sprache zu erlernen, wenn wir sie bewegen wollen, die unsere nachzuahmen." Hebel lehrt uns in seinen schlichten Erzählungen und Abhandlungen in der That des Volkes Seele kennen und seine Sprache reden und bewegt uns, seine Seele und Sprache nachzuahmen. Er beseelt die Natur und macht sie zu unserer Vertrauten. Er kennt die Menschen, weiß ihr Thun, versteht ihre Gedanken und redet ihre Sprache. Durch das belehrende Wort und die drängende Macht des Beispiels erweitert er den geistigen Horizont und läutert die Sitten. Aus der sichtbaren Welt weist sein aufgereckter Finger zu dem Gotte, in dem wir leben, weben und

sind. „Da hielt das Büblein des Herrn Geiger die Hände gegen den Himmel und sagte: O bilde mich nach dir! Aus solchem Büblein kann etwas werden.“ Der Volksschriftsteller Hebel ist Volkspädagog; er hat ja auch lange genug im Schulstaube gestanden! Er kennt den Baugrund der Erziehung, die Seele, weiß das Baumaterial aus den drei großen Gebieten Natur, Volksgemeinschaft und Gott auszuwählen, die Bauwerkzeuge, Sprache und Vorbild, zu handhaben und die Baukunst, die Unterrichts- und Erziehungskunst, zu üben. Was wollen Sie mehr?“

„Ich danke Ihnen für den guten Wink!“ sagte Kr. „Mein erster Gang gilt der Erwerbung von Hebels Werken.“

Auf dem Heimwege aus der Schule sah ich ihn in eine Buchhandlung eintreten. Er war ein Mann der kurzentschlossenen That, ohne Phrase, ohne Winkelzüge, ohne Schwanken. Wollen und Thun fielen bei ihm meist zusammen.

Nach einiger Zeit fragte ich ihn nach Hebel. Er war entzückt. Nur ein Bedenken äußerte er: „Die Schelmenstreiche eines Zundelfrieder und Zirkelschmied, die Hebel mit so viel Behagen erzählt, sind doch eine Achillesferse Ihres Lieblings!“

Ich konnte nicht kurzweg nein sagen, erklärte und milderte die Sache aber so: „Es ist allerdings ein eigentümlicher Zug seines Wesens, daß er der Klugheit eine Art Vorsprung vor der schlichten Rechtschaffenheit giebt. Er selber gestand dem schädelkundigen Professor Gall, der das Diebsorgan bei ihm stark entwickelt fand, daß seine Wissenschaft an ihm nicht zuschanden würde. Er habe in seiner Jugend einen unüberwindlichen Hang zu Schelmenstreichen gehabt und sei nur durch die Erziehung davon geheilt worden. Die Erzählung der Gaunerstreiche sei als eine Art poetischer Versöhnung eines Mißklanges in seiner moralischen Anlage anzusehen. Für die Jugend braucht man keinen übeln, verziehlichen Einfluß von diesen Geschichtlein zu fürchten. Die Schnurren und Diebshistörlein werden als Lachfutter, nicht aber als Professoren

der Moral gegeben und meist auch so aufgenommen. Übrigens kann man alle irgendwie bedenklichen weglassen, wie's ja auch im Schatzkästlein, diesem unvergleichlichen Volksbuche, geschehen ist. Hebel selbst sucht den Widerstreit zwischen Klugheit und Sittlichkeit zu lösen, indem er durch ein kräftiges Merke! das Richtbeil auf die Ritter der Büberei fallen läßt."

Mein lieber Kr. wurde ein begeisterter Hebelfreund und lernte sogar in der Weise des Meisters reden und schreiben. Von Hebel ging's zu andern. Ein geistiges Gebiet nach dem andern eroberte sich der rastlos thätige Mann; ein Schriftsteller nach dem andern wurde gewissenhaft durchgearbeitet. Auch mit den Größen der pädagogischen Wissenschaft machte er sich vertraut. Niemand beteiligte sich fleißiger, hingebender und verständnisvoller an den pädagogischen Kränzchen und den Konferenzen. Zusehends wuchs der Mann in die Tiefe und Weite, und immer lieber wurde er mir. Auch sein schönes Hauswesen, seine hübsche Frau und seinen kräftigen Knaben lernte ich kennen und liebgewinnen.

Bei ihm in demselben Hause wohnten seine Schwiegereltern. Sie, wie seine eigenen Eltern, hatten an ihm den aufmerksamsten, dienstwilligsten und opferbereitesten Sohn. Sein Schwiegervater, ein emeritierter Förster, war fast ganz gelähmt und zeitweise von fürchterlicher Qual und Unruhe gepeinigt. Das waren schreckliche Zeiten für seine arme Frau. Aber als sichere Stütze stand ihr der Schwiegersohn zur Seite, war jede Stunde der Nacht oder des Tages hilfsbereit da, ohne Besinnen und ohne Murren, und verstand's, den Kranken zu beruhigen. Viele Jahre hat diese schwere Last gedauert. Aber ein Murren oder Klagen hat sie dem wackern Manne nicht entlockt. Dem Gesetz der sittlichen und natürlichen Notwendigkeit unterwarf er sich unweigerlich.

Später zog ich ihn an die Mittelschule, wo er einer meiner verständnisvollsten, tüchtigsten und treuesten Mitarbeiter wurde. Immer auf den schwersten Pflichtposten stellte ich ihn.

Meine Bitte entwaffnete jeden Widerspruch; mein Vertrauen war für ihn die höchste Verpflichtung. Und dabei war er ein in sich so geschlossener, gefestigter und selbständiger Charakter wie wenige! Die unbeugsame Festigkeit seines Willens und die Unabänderlichkeit seiner Entschließungen nannten manche Eigensinn. Dasselbe Herz, das Wachs in meiner Hand und meiner Liebe war, wurde für andere zum festen, funkensprühenden Steine.

Wegen seiner Tüchtigkeit, Festigkeit und Ehrenhaftigkeit berief ihn das Vertrauen seiner Mitarbeiter an die Spitze des Lehrervereins und auf manchen andern Vertrauensposten. Und überall bewährte er sich als umsichtiger, fleißiger und gewissenhafter Vertreter der übertragenen Pflichten.

Obwohl Kr. nicht im Besitz namhafter Geldmittel war, bewog ich ihn doch, in der Nähe meiner Wohnung ein eigenes, ziemlich teures Haus zu kaufen. Ein besseres Pfandstück als Haus und Feld ist die Zuverlässigkeit des Mannes und die Fähigkeit, Geld zu erwerben und zu erhalten. Herr Kr. bot eine volle Hypothekensicherheit in seinen Tugenden der Ordnung, des Fleißes, der Sparsamkeit und Selbstbeschränkung. Bei aller Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit, die ich bei ihm in allen Tonarten bewundern lernte, war Kr. weit entfernt von Knauserei und Geiz. Galt es die Ehre des Hauses oder Standes, die Unterstützung von Standes- und Familienangehörigen, da war sein Herz warm und seine Hand offen. Nur an sich selbst übte er die größte Entsagung. Er war fast bedürfnislos. Kein Leckerbissen reizte ihn. Seine Frau war oft ganz unglücklich darüber, daß es ihm völlig gleichgiltig sei, was sie auf den Tisch setze. Sie höre weder einen Wunsch, noch Lob oder Tadel. Nur auskommen solle sie mit dem Wirtschaftsgelde.

Seiner Frau gestattete er übrigens einen gewissen Luxus in der Kleidung, der Ausstattung der Wohnung und im Reisen. Sie sollte nie schmerzlich empfinden, daß sie nur einen Lehrer,

ihre drei Schwestern aber Pastoren geheiratet hätten. Mit seinen drei geistlichen Schwägern stand er übrigens auf dem besten, herzlichsten Fuße, und sie schätzten ihn hoch. Auch ich wurde mit ihnen bekannt und gewann ein freundliches inneres Verhältnis zu den wackern Männern.

Bei der Nähe unserer Wohnungen wurde der Verkehr, Haus mit Haus, ein freundschaftlicher und ist's trotz der Entfernung bis heute geblieben. Das zweite Söhnlein meines lieben Kr. habe ich aus der Taufe gehoben.

Zu den besonders freundlichen Erinnerungen gehört eine gemeinsame Reise, die ich mit Herrn Kr. und einem andern sehr liebenswürdigen Lehrer von der Volksschule durch den Unterharz, das untere Unstrutthal und endlich zu Herrn Kr's. Eltern unternahm. Nicht zu viel Geld, aber gute Stimmung und Hebel als heitern Reisemarschall nahmen wir mit uns. Die Reise wurde ein Erquickungsbad für Geist, Gemüt und Beruf und ein neues Bindemittel zwischen unseren Herzen. Als Musterbild der treusten, erfolgreichsten und ehrenhaftesten Berufserfüllung lebt mein trefflicher Kr. in meiner Seele. —

Über meinem Schreibtische hängt das Bild von drei stattlichen Männern, die jahrelang in N. ein freundschaftliches Studienkränzchen bildeten. In der Mitte steht mein lieber Kr. Rechts sitzt der aus rundlichem Antlitz und scharfen Brillengläsern gemütlich dreinschauende Md., links der hochgewachsene M. mit scharf geschnittenem Gesichte und strengen Augen. Oft und gern blicke ich nach der hübschen Gruppe. Wie viel Fleiß und Tüchtigkeit, Mithilfe und Liebe spiegeln mir diese drei Gesichter ab! Md. und M. haben das Mittelschul- und Rektoratsexamen abgelegt und sich durch hervorragende Leistungen angesehene Stellungen erworben. Md. ist Seminaroberlehrer in einer thüringischen Residenz, M. Rektor in einer hessischen Stadt. Beide sind mir bis heute innig befreundet.

Das hätte ich von Md. bei unserm ersten Zusammentreffen nicht erwartet. Ich fand ihn in einer Unterklasse der Volks-

schule rat- und thatlos zwischen neunzig und einigen Schulrekruten, die im Laufe eines Halbjahres nach und nach in seiner Klasse zusammengeflossen waren. Von einer geordneten Beschäftigung, ja nicht einmal von Disziplin war etwas zu merken. Und was Herr Md. machen wollte, das wußte er selbst nicht. Auf einzelne meiner Fragen hatte er nur Achselzucken oder verlegenes Lächeln. „Ich kann nicht wie ein Gott den wilden Wogen Stille gebieten und Licht in dem Chaos schaffen!" seufzte er.

„Aber lernen und üben müssen wir etwas von diesem göttlichen Geschäfte in unserer kleinen Welt!" mahnte ich. „Vor allem müssen wir Schaffens mut haben und anfangen. — Daß es etwas lichter in diesem Wirrsal werde, dafür muß ich als Rektor vorab sorgen."

Der von Md. empfangene Eindruck war kein günstiger. Ein Schulfreund, den ich befragte, urteilte über ihn: „Das ist ein wunderlicher Christ! Lässig und gleichgiltig läßt er lange alles kommen und gehen, wie es will. Dann faßt ihn ein Gedanke und ein Entschluß ganz und treibt ihn zur hingebendsten Arbeit, bei der er sich und seine Bedürfnisse völlig vergißt. Er ist ein ungewöhnlich befähigter Mensch, den eine geordnete Leitung seiner Kraft zu bedeutenden Leistungen führen würde. Noch krankt er an genialer Fahrlässigkeit."

Dies Urteil fand ich bestätigt. Schon beim nächsten Besuche in seiner nunmehr gereinigten und wohlgeordneten Klasse fand ich manches in seinem Unterrichte, was auf nicht gewöhnliche Einsicht und besonderes Geschick schließen ließ. Auch eine Unterredung mit ihm zeigte, daß er ein denkender Kopf und selbständiger Geist war. Mein Interesse für ihn fing Feuer. Der Begabung und einem dunkeln Drange Werdehilfe zu leisten, das war mir immer ein besonders liebes Geschäft.

Als ich die Leitung der Volksschule in andere Hände niederlegte, da sagte ich zu Md. beim Abschiede: „Ich sehe in Ihnen das Zeug zu einem tüchtigen Lehrer. Zeit und Fleiß

müssen die Gärung klären. Ich werde Sie im Auge behalten. Bleiben Sie auf dem eingeschlagenen Wege der Ordnungszucht und eines stetigen, gewissenhaften Fleißes, dann hole ich Sie bald an die Bürgerschule nach."

Dies Wort wurde fortan die Losung seines Lebens und Strebens. Er verharrte auf dem Wege, wurde an die Bürgerschule gezogen und übertraf bald meine Erwartungen.

Nach Erlaß der Allgemeinen Bestimmungen arbeitete niemand hingebender und erfolgreicher an der Vorbereitung zum Mittelschulexamen als Md. Sein Unterricht war anschaulich, anregend und anmutig. Selbst trockene Lerndinge wußte er durch Klarheit uud Anschaulichkeit schmackhaft zu machen. Die Herzen der Schüler gewann er durch freundliche Behandlung und einen Hauch von Gemütlichkeit und Wohlwollen, das sein Wesen und Wirken umfloß. Des Wortes und der Feder war er in geschickter Weise mächtig. Sein Verstand war scharf und klar, sein Urteil sicher, sein Geistesleben selbständig, sein Charakter liebenswürdig, sein Familienleben mit Weib und Kind schlicht und glücklich. Nur der Verlust einer einzigen lieben Tochter nach unsäglichen Leiden brachte etnen schmerzlichen Riß in dies Glück.

So war er und so ist er und so wirkt er noch heute in Segen für eine gesunde und tüchtige Lehrerbildung. Mir war und ist er ein verständnisvoller und treuer Arbeitshelfer auf mancherlei Gebieten und ein lieber Freund. —

Rektor M. bildete in vielen Stücken einen schroffen Gegensatz zu Md.: Hagestolz und bedürfnislos, peinlich ordentlich, ausdauernd fleißig, knapp geschürzt in Wort und Wesen, kühl und verschlossen, streng gegen sich und andere, zum Ordner und Schulherrscher wie geboren. Eine straffere Disziplin und einen sicherern Lerngewinn fand man nirgends.

M. war ein Schüler meines Zwillingsfreundes. Schon den fleißigen und gewissenhaften Schüler und später den wackern Lehrer hatte ich mit Anteil verfolgt. Ich schlug ihm die

Brücke nach N. und brachte ihn bald an die Mittelschule. Das kostete aber einen harten Kampf. Dem Neuling gönnte man den Platz nicht. Bis jetzt hatte das Herkommen in älteren Lehrern der Volksschule die natürlichen Anwärter für offene Stellen der Bürgerschule gesehen. Dies Herkommen hätte schließlich aus dem Kollegium der letzteren einen „Rat der Alten" machen müssen. Aber frische Nahrung, neues Blut muß überall zugeführt werden, wenn der Pulsschlag der Arbeit nicht verlangsamen soll. So gut wie die Bedächtigkeit und Erfahrung der Alten brauchen wir in einem Lehrkörper das Feuer und die frische, ja stürmische Triebkraft der Jungen. Zwischen beiden liegt als Ausgleich die gesunde Bewegung.

Das wies ich nach und drang damit durch. Freilich hetzte ich mir eine ganze Anzahl Gegner auf die Fersen.

M. rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen und entschädigte mich für den Kampf um seinetwillen durch die fleißigste und ersprießlichste Pflichterfüllung sowie durch persönliche Ergebenheit. Sein Lerndrang ließ ihn nie ruhen. Essen, Trinken, leibliche Pflege und gesellige Freuden vergaß er über seinen Büchern. Sein rastloser geistiger Erwerbstrieb ließ ihn bis ans Schwabenalter ledig bleiben. Sein Hagestolzentum war das einzige, was ich fortgesetzt an ihm zu tadeln hatte. Hagestolzen werden leicht grillig, selbstsüchtig und wenig genießbar, darum bin ich diesem Stande nie gut gewesen. Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit machen auch den Erzieher, und diese Tugenden lernen sich am besten im Familienleben. Auf mein wiederholtes Mahnen und Drängen entgegnete er meist: „Ich habe keine Zeit, mir eine Frau zu suchen. Habe ich meine Lernziele erreicht, denke ich vielleicht auch an Familienglück!"

„Wenn's zu spät ist!" warnte ich.

Spät, aber nicht zu spät ist's geworden. Der wackere Mann hat trotz seiner vierzig Jahre ein herzliebes, geistig ebenbürtiges Weib gefunden und gewonnen. Sein Hochzeitsfest gehört zu meinen sonnigsten Erinnerungen. Beglückt

schrieb mir der junge Ehemann: „Nun weiß ich, was Sonnenschein und Blumenglanz im Leben ist. Wie kahl und kalt erscheint mir mein Leben vordem und wie ärmlich jeder Triumph des Ehrgeizes!"

Wer meinen lieben Rektor M. jetzt als glücklichen Gatten und Vater kennen lernt, der wird ihn nicht mehr kalt und gemütlos nennen. Die Liebe und die Lust der Familie hat auch diesem herben, eigenartigen Charakter in Milde und Güte einen harmonischen Abschluß gegeben. —

Einen wackern Mitarbeiter gewann ich in meinem ehemaligen Mitschüler R. Ganz zufällig und halb absichtslos gab ich seinem Lebensgange eine entscheidende Wendung. Mit dem anhänglichsten meiner Schulfreunde, dem liederreichen H. in E., und seinem Schwager, dem Gatten seiner früh heimgegangenen Schwester Emmy (Vergl. Bros. I, Kap. 33!) unternahm ich eine erquickliche Harzreise nach dem Bodethale. Unterwegs traf ich R. und seine schöne Gattin. Es wurde flüchtig allerlei besprochen. „Wir sehnen uns aus den Dorfverhältnissen nach der Stadt!" sagten beide. „Ist in N. keine Aussicht?"

„Komm einmal hin!" sagte ich. „Was möglich ist, soll für Dich geschehen!"

Und er kam, wurde gewählt, arbeitete aufs fleißigste, bestand Mittelschul- und Rektorprüfung, wurde Rektor in einer Kreisstadt und ist jetzt Vorsteher einer königlichen Präparande. Wo Keimkraft in einem Menschen ist, da regt auch ein Tropfen Tau zum Wachsen an. —

Doch nicht schließen darf ich den Kreis meiner näheren Mitarbeiter und Freunde, ohne eines der edelsten und liebwertesten gedacht zu haben. Herr Stadtrat Gr. war von Beruf Jurist, durch Neigung und eingehende Studien aber Philosoph und Kunstfreund. Niemals habe ich die Ideen der Selbstlosigkeit, des Gemeinsinns und der Menschenfreundlichkeit reiner und schöner als in ihm ausgeprägt gefunden. Der

Alltagssinn nannte ihn einen unpraktischen Idealisten. Das Schöne war ihm Verklärung und das Gute Bethätigung der göttlichen Wahrheit, Schönheits- und Wahrheitspflege aber Erziehung zur Sittlichkeit. Das Schöne überall sorglich pflegen, — und sei's durch Erhaltung eines alten Baumes, — der Wahrheit dienen — ohne Ansehen, aber auch ohne rücksichtslose Verletzung der Person, — und die Güte üben — besonders gegen die Verlassenen und Ringenden —: das war sein Leben. Überall den treibenden und verbindenden Gedanken in der Menge und Flucht der Erscheinungen nachzuspüren, die mannigfaltigsten Lebensgestaltungen im Zusammenhange verstehen und in Einklang mit dem eigenen Wesen und Leben bringen zu lernen: das war sein Streben.

Wie hat der treffliche Mann mein Streben befruchten und mein Leben beglücken helfen! Wie hat er mir mit Rat und That, Ermunterung und Förderung treu zur Seite gestanden! Jedes keimende Talent, jedes ringende Streben suchte und unterstützte er. Durch Wort und Brief suchte er die Gefundenen festzuhalten und weiter auf der Entwicklungsbahn zu führen.

Es war sein hauptsächlichstes Verdienst, daß eine von ihm geleitete freiwillige Fortbildungsschule, an der er selbst unentgeltlich Unterricht im Zeichnen und Malen erteilte, sich zu einer großen gewerblichen Fortbildungsschule mit Zwangsbesuch erweiterte.

Immer und immer wieder stellte er den städtischen Behörden und den Meistern vor: Soll die Volksschule nicht halb vergeblich gearbeitet haben, so muß sich an sie organisch eine Veranstaltung zur Erhaltung und Erweiterung der gewonnenen Kenntnisse schließen. Den Zucht- und Lerneinfluß mit vierzehn Jahren abbrechen, heißt die gesunde Fruchtbildung durch Hemmung des Saftzuflusses verhindern. Wo die Einsicht der Einzelnen das allen Notwendige und Ersprießliche nicht findet und nicht will, da haben die Behörden — als Gesamtverstand — Recht und Pflicht, an die Stelle der Freiheit den Zwang

zu setzen. Was der Gesamtheit frommt, das muß geschehen, mag der Einzelne wollen oder nicht. Eine zwangsweise Fortbildungsschule muß die unentbehrlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erhalten, befestigen und nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens erweitern, jeder keimenden Neigung und Begabung Gelegenheit zur Entwicklung geben und den brausenden und schäumenden Lebensdrang der „Flegeljahre" auf edle Ziele lenken. Außerdem muß das Auge wohlwollender Erfahrung über die gefährdete Jugend wachen, ein stetiger Zuchteinfluß vor Abirrungen bewahren und die Arbeits- und Gelingensfreude zu einem Sporn edler Kraftbethätigung werden. Durch Widerstand von Meistern und Roheit von Schülern darf man sich das Ziel nicht verdunkeln, die Freudigkeit nicht zerstören lassen. Wunden, die man heilen will, darf man nicht scheuen.

Auch ich unterstützte mit Wort und That seine Bemühungen, die endlich von schönem Erfolge gekrönt wurden. Es trat eine von etwa 800 Schülern besuchte gewerbliche Fortbildungsschule ins Leben, die jetzt — nach Überwindung der Stürme einer erregten Übergangszeit — ein ruhiges, stetes und gedeihliches Wirken entfaltet.

Doch weniger im gemeinsamen Wirken als im gemeinsamen Genießen wuchs ich innerlich mit dem trefflichen Manne zusammen. Allwöchentlich — allerdings mit häufigen Unterbrechungen — besuchte ich ihn an einem Nachmittage in seiner stillen Häuslichkeit, die nach dem Tode seiner Gattin eine liebevolle Schwester schön und behaglich gestaltete. Hier lasen und besprachen wir zusammen philosophische, ästhetische und poetische Schriften, besonders von Herm. Grimm, Herm. Hettner und Moritz Carrière. Was ich in diesen stillen, gesegneten Stunden für Geist, Herz und Beruf gewonnen habe, wird mir unvergeßlich bleiben. Nur mit meinem Leben wird meine Liebe und mein Dank erlöschen.

23. Wie ich unter die Ärzte geriet, und was ich da erlebte und lernte.

Der begabte und bis zur Unruhe rührige Rektor der höheren Töchterschule in N. gründete einen französischen Klub. „Wir müssen Sprache und Seele unserer Gegner möglichst genau kennen lernen, um sie gerecht beurteilen und nachdrücklich bekämpfen zu können!" behauptete er. „Außerdem ist die französische Sprache unentbehrlich im Völkerverkehr und ein treffliches Bildungsmittel durch ihren Bau, ihren Wohlklang und ihre Litteratur."

Dem Klub traten etwa 15 Schulmänner, Ärzte, Künstler und Kaufleute bei. Er vereinigte ein namhaftes Kapital geistiger Kräfte in seinem Schoße. Die „französischen Abende" waren ebenso heiter wie anregend und gehören zu meinen freundlichsten Erinnerungen aus N.

In dem Klub trat ich dem Dr. W., einem der angesehensten Ärzte der Stadt, näher. Er war ein hochgewachsener hübscher Mann mit vornehmen Umgangsformen und einer adeligen, schönen Frau. Er gehörte nicht zu den Ärzten, die alle Welt krank wünschen, damit sie viel Geld verdienen. Den Krankheiten vorzubeugen und dadurch den Gesundheitszustand der Stadt zu heben, dahin ging sein Streben. Schädlichkeiten sind leichter zu verhüten als in ihren Folgen zu heilen; das gilt ebenso gut von der Medizin wie von der Pädagogik.

Dr. W. trug sich mit dem Plane, einen Verein für öffentliche Gesundheitspflege zu gründen, um den ungünstigen Gesundheitszustand der Stadt zu bessern. Er sprach mit mir darüber und betonte, wie auch die Gesundheitspflege in den Schulen leider noch recht im argen läge. Die Kinder selbst müßten durch behördliche Maßregeln mehr vor Schädlichkeiten geschützt und durch Belehrung sowie Gewöhnung zu Sendboten einer vernünftigen Körperpflege in den Häusern gemacht werden.

Nach mancherlei Vorbereitungen kam der Verein zustande,

fand viel Anklang, wurde fleißig besucht und arbeitete erfolgreich. Ich war Schriftführer desselben. Ein unmittelbarer Segen für die Schulen war die Einrichtung drehbarer Lüftungsscheiben. Die Schulluft war auf ihren Gehalt an Kohlensäure geprüft und meist sehr schlecht gefunden worden.

Eines Tages ließ mich der Superintendent und Kreis-Schulinspektor zu sich bitten. „Ich habe eine Zwangsmaßregel gegen Sie vor!" sagte er lächelnd.

„Da lerne ich Sie von einer neuen Seite kennen!" erwiderte ich. „Eines Vergehens gegen die Dienstpflicht bin ich mir nicht bewußt."

„Und doch muß ich Sie acht Tage — beurlauben!"

„Beurlauben? Das erste Mal in meinem Leben? Ich bin aber weder krank noch ruhebedürftig!"

„Sie sollen auch nicht ruhen, sondern — reisen!"

„Reisen? Dazu gehört Geld und manches andere!"

„Nur Geld, Zeit und Lust! Einen Teil der Kosten erhalten Sie, Zeit gebe ich Ihnen, und Lust — kommt schon."

„Und warum schicken Sie mich auf Reisen in der Schulzeit? Wollen Sie mich so gern los sein?"

„Ich selbst habe gar nichts bei der Sache und bin nur das Werkzeug fremder Pläne. Der Vorstand des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege hat sich hinter mich gesteckt. Sie sollen mit Dr. W. nach München zur Jahresversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege reisen. Ein Mitglied des Vereins hat 75 M. zu den Reisekosten beigetragen. Weit springen Sie damit nicht, aber es ist ein Anstoß gewesen."

Ich besann mich nicht lange: „Wenn Sie's wünschen, will ich gehen."

„Na, gut! Da hätten ja die Herren ihren Willen und Sie mal eine kurze Ausspanne!" meinte der Superintendent. „Schon nächsten Freitag abends will Dr. W. abreisen. Viel Zeit zu Vorbereitungen bleibt Ihnen nicht, wird auch kaum nötig sein."

Ich dankte meinem gütigen Vorgesetzten, der mich niemals belästigte und nun gar auf mein Vergnügen bedacht war. Die Reiseausrüstung war bald besorgt, die Stellvertretung eingerichtet. Frohgemut reisten wir ab. Über Leipzig ging die Fahrt.

„Arzt und Schulmann als Kollegen auf einer Berufsfahrt: das gefällt mir!" fing ich die Unterhaltung an.

„Nichts ist natürlicher, und doch herrscht in Wahrheit nicht immer ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Berufsarten!" meinte Dr. W. „Je näher zwei wohnen, desto öfter kommen Grenzverletzungen und Grenzstreitigkeiten vor. Unser Verein hat die Aufgabe, auch hier eine friedliche Verständigung herbeizuführen."

Ich sagte: „Ärzte und Erzieher sollten wie Leib und Seele zusammengehören und zusammenhalten, denn beide doktern am Menschenglücke, und so wenig der Arzt bei Behandlung leiblicher Krankheiten den Seelenzustand außer acht lassen darf, ebenso wenig darf der Erzieher den Leib und sein Wohlbefinden vergessen. Eine gesunde Seele im gesunden Leibe: das giebt glückliche und gute Menschen."

„Was haben denn die Lehrer gegen die Ärzte?" fragte Dr. W.

Ich antwortete: „Die Lehrer meinen, statt Helfer seien die Ärzte zu oft Richter. Durch jede scharfe Züchtigung sähen sie die Gesundheit des Kindes gefährdet und stellten Zeugnisse aus, die für den Lehrer oft die bedenklichsten Folgen hätten. Meist ständen sie auf seiten der klagenden Eltern und versetzten sich zu wenig in die schwere, konfliktreiche Stellung des Lehrers. Bei ihren Maßregeln zum Schutze der leiblichen Gesundheit fragten sie zu wenig nach der Schulordnung und Schularbeit. Ihr Streben sei häufig mit Störung der Schule gleichbedeutend."

Dr. W. verzog den Mund halb spöttisch und halb belustigt: „Nichts mehr? So geht's, wenn zwei allzu starr nach dem Hauptziel des Berufes sehen und die abhängigen

Rücksichten vergessen! Nur enge Fühlung mit angrenzenden Rechten, begründenden Ursachen und begleitenden Umständen wird unser Urteil zu einem gerechten, unser Handeln zu einem maßvollen und ersprießlichen machen."

„Was werfen die Ärzte den Lehrern vor?" fragte ich.

„Nicht wenige sind geneigt, in der Schule die Quelle vieler leiblichen Übel, im Schulzwange eine Tyrannei, in den Lehrern unbarmherzige Zuchtmeister und in den Lernkünsten häufig unnötige Verrenkungen der gesunden Natur zu sehen! Wie gefällt Ihnen das?" antwortete Dr. W. lächelnd.

„Wenn zwei sich nicht kennen und nicht verstehen, dann sollten sie auch nicht über einander urteilen!" sagte ich. „Erst verstehen und dann urteilen! Daß es dem Menschen so schwer wird, sich in die Gedanken, Gefühle und Rechte des andern hinein zu denken! Daß er die Nähe des Nachbars immer erst spürt und bitter empfindet, wenn er von demselben eingeengt wird! Das ist auch eine Form der leidigen Selbstsucht."

Dr. W. nickte: „Ja, Mißverständnisse wurzeln meist in der Unkenntnis, Mißgriffe in dem Mangel an Rücksichtnahme. Der rechten Erkenntnis folgt meist Vertrauen und Liebe. Erzieher und Ärzte können und müssen von einander lernen, können und müssen auf einander Rücksicht nehmen. Das wird der leiblichen und geistigen Erziehung und Beglückung unseres Volkes zugute kommen."

„Wir sind ja auf dem schönsten Wege freundschaftlicher Verständigung und wollen als Generalvertreter unseres Berufes Frieden und Bundesvertrag für ewige Zeiten schließen!" endete ich das Gespräch, und freundlich nickend reichte mir Dr. W. seine Hand.

„Auch einen Reisevertrag müssen wir schließen!" begann Dr. W. wieder. „Wir machen gemeinsame Kasse, und Sie übernehmen die Kassenverwaltung. Als Stamm haben wir 75 M., und nach Bedürfnis zahlen wir zu. Sind Sie's zufrieden?"

Ich mußte wohl. So machten wir Gütergemeinschaft und befanden uns wohl dabei. Nur zerrannen meine Sparpläne meistens, da mein liebenswürdiger Reisegefährte lieber Wein als Wasser trank und lieber zweiter als dritter Klasse fuhr. Sonst konnte man sich aber keinen bequemeren und lieberen Fahrtgenossen wünschen: nie eigensinnig, streitsüchtig und mißlaunig, immer willig, entgegenkommend, heiter und anregend! Wir fügten uns freundlich in einander, und kein Mißton hat die ganze schöne Reise gestört. Ein guter Reisegefährte ist die schönste Reise-Rüstung und Reise-Aussicht. —

In Leipzig besahen wir uns abends das neue Schießhaus mit seinen künstlichen Schöpfungen in schöner Beleuchtung. Man hatte der Natur nicht übel ins Handwerk gepfuscht. Wir fuhren die Nacht durch. In einem Abteil zweiter Klasse streckten wir uns zum Schlafe aus und gewannen in dem gutmütigen Schaffner einen treuen Wächter und Hüter. Als der Morgen graute, sahen wir uns inmitten kühner, kahler Massen des Erzgebirges. In Eger schmeckten uns Frühkaffee und Gebäck sonderlich gut. Die Fahrt durchs Nabthal bot wenig freundliche Bilder. Regensburg und die Donau dagegen öffneten uns die Augen weit. Auf der bayerischen Hochebene wußte ich nur die eigentümlich spitze Form der Kirchtürme in den Ortschaften zu bewundern, so daß mein Reisegefährte endlich in komischem Unwillen ausrief: „Nun lassen Sie endlich die Türme in Ruhe! Man könnte ja meinen, Sie reisten, um die Modelle zu stehlen oder eine neue Religion in die Kirchen zu bringen!“

Die Lage von München hatte ich mir schöner gedacht. Eine Fahrt durch die Straßen zeigte aber, wie schön und lebhaft die Isarkönigin war. In dem altberühmten „Oberbollinger“ kehrten wir ein. Den Sonntag machten wir eine Fahrt nach dem Starnberger See. Im Hintergrunde erhoben sich die schroffen Wände, spitzen Hörner und blinkenden Firnen

der Alpen. Das war ein ganz neues Gebirgsbild, wie noch keins in meiner Vorstellungswelt lebte.

Am herrlichen Seeufer fanden wir als Tischgenossen einen italienischen Studenten aus Neapel. Eine sehr anziehende Unterhaltung kam in Gang. Der italienische Unterrichtsminister hatte damals eine Art Zwangsbesuch der Vorlesungen angeordnet und dadurch die Studentenschaft aufs äußerste erregt. Unser Tischnachbar wies nach, daß bei den staatlichen Professoren nichts zu lernen und darum jeder Student gezwungen sei, auf eigene Faust bei irgend einer Größe seines Faches sich die erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen. Wir konnten uns über solche Zustände nur wundern.

Die Versammlung war sehr zahlreich besucht. Aus ganz Deutschland waren Größen der medizinischen Wissenschaft, des Baufachs und der Verwaltung zusammen gekommen. Am schwächsten war die Schule vertreten. Ich wurde deshalb mit einer gewissen Wertschätzung behandelt.

Bürgermeister Erhard begrüßte die Versammlung in schwungvoller Rede. Mit manchem der auftretenden Redner gewann ein berühmter Name bei mir eine Gestalt. Besonders war es Professor Dr. Pettenkofer, den ich mit lebhaftester Anteilnahme begrüßte und in seinen Ausführungen verfolgte. Er zeigte und erläuterte in geistvoller Rede eine graphische Darstellung der Seuchenentwicklung in München mit dem Steigen und Sinken des Grundwassers.

An der Hand der sorgfältigsten Beobachtungen und genauer Zahlen wies er nach, daß die steigenden Kurven des Grundwassers im Boden immer mit sinkenden Kurven der Seuchen, besonders des Typhus, dagegen abwärts gehende Grundwasserkurven mit aufwärts gehenden Seuchenkurven verbunden wären, also zweifellos in ursächlichem Zusammenhange stünden. Durch ein Sinken des Grundwassers würden die Fäulnisstoffe im Boden trocken gelegt, gingen in Verwesung

über und verbreiteten Ansteckungskeime. In dem hochstehenden Grundwasser verminderte sich diese Gefahr.

Professor Dr. Voit sprach feurig und überzeugend über die Ernährung und belegte seine Ausführungen mit allerlei äußerst mühsamen, aber teilweise überraschenden Beobachtungen an Gefangenen.

Dr. Varrentrap war der Meister der Schulgesundheitspflege. Er und ein Regierungsrat führten uns in einigen Schulen umher, zeigten und erläuterten allerlei vorteilhafte Einrichtungen, wiesen auf Mängel hin, erklärten an einer Sammlung von Schultischen mit beweglichen Tischen oder Bänken die Wichtigkeit des Schulsitzes und die Forderungen an eine gute Schulbank. Der dicke Dr. Reclam aus Leipzig sagte: „Das ist alles zu künstlich, um haltbar zu sein, und zu teuer, um überall eingeführt zu werden. Es handelt sich doch hauptsächlich um einen gesunden Sitzplatz mit Minus- und einen bequemen Stehplatz mit Plus-Entfernung zwischen Tisch- und Bankrand. Warum geben wir nicht jedem Kinde neben seinem Sitzplatze durch eine Art Bankausbuchtung — 12 cm breit und 10 cm tief — eine kleine Habung zu einem erträglichen Stehplatze? Immer wird der gute Sitzplatz Haupt- und der bequeme Stehplatz Nebenforderung bleiben."

„Billig und zweckmäßig!" rief ich überrascht. „Das wäre ja das Ei des Kolumbus in der Bankfrage!"

„Ist es auch!" lachte der Dicke vergnügt. Später erfuhr ich, daß der Gedanke nicht von ihm, sondern dem Kreis-Schulinspektor Rockstroh in Saalfeld stammte. Allerlei derbe Späße machte der gutgelaunte Mann noch über das Mißverhältnis zwischen den 19 Lehrern und 18 Lehrerinnen einer Schule, die uns als Muster gesundheitlicher Einrichtungen gezeigt wurde. In derselben sollten alle neueren Anforderungen an Raum, Licht, Luft, Sitzweise, Aborte und Spielplätze erfüllt sein.

Der Oberstabsarzt Dr. Port führte uns im Lazarett und

dann in der Stadt umher und setzte uns in helles Erstaunen durch die Mannigfaltigkeit, Ausdehnung, Zweckmäßigkeit und Sorgfalt der Veranstaltungen zur Besserung des schlechten Münchener Gesundheitszustandes. Überall waren Beobachtungsstationen mit den feinsten und sinnreichsten Werkzeugen, um das verderbliche Seuchen-Brütgeschäft in der Erde, im Wasser und in der Luft zu belauschen, und ihm dann zu wehren. Auch in die Tiefe der stubenhohen neuen Abzugskanäle stiegen wir und spazierten drin wie in Säulenhallen umher. Sie sollten die Adern der Gesundheit für den durchseuchten Münchener Boden werden.

Wir alle bekamen den Eindruck, daß nirgends mehr und zweckmäßigeres geschieht, um einen Seuchenherd in eine Stätte der Gesundheit zu verwandeln. Der berühmte Pettenkofer, eine mittelgroße, sehr ansprechende Erscheinung, wies zahlenmäßig nach, wie sehr sich unter diesen Bemühungen der Gesundheitszustand der Stadt gebessert habe.

Abends vereinigten sich die „Gesundheitspfleger“ zwanglos hier und da, um das berühmte Bier zu proben und sich an der bayerischen Gemütlichkeit zu freuen. Mein Reisegefährte hatte allerlei Freunde gefunden und streifte mich nur zuweilen im flutenden Gedränge mit einem freundlichen Blicke und einem flüchtigen Händedrucke. An einem Abende wurde der Wagnersche „Lohengrin“ den Gästen zu Ehren gegeben, und wie gegeben! Ich war hingerissen durch die Macht der Musik und die Pracht der Ausstattung. Dr. W. verließ schon nach dem dritten Akt das Theater, indem er sagte: „Das ertrage ich nicht länger! Diese gegen einander stürmenden und sich kreuzenden Tonfluten zerreißen meine Nerven.“ Meine Nerven waren fester und ließen sich mit Lust in diesem Meere umspülen.

Unter den Gästen wurde mir ein Dr. Th. aus Freiburg im Breisgau lieb; er war ein Riese von Gestalt und ein Kind an gemütlicher Heiterkeit. Er erzählte allerlei von dem „Vater der preußischen Regulative“, der in Freiburg seine

letzten Lebensjahre zubrachte. Dr. Th. war eine Zeit lang Hausarzt bei ihm gewesen, hatte aber kein Herz zu ihm fassen können. Er sei kalt, stolz und verbittert gewesen. „Wem freilich das Garn so unter den Händen wegschwimmt wie ihm seine Regulative, der hat auch Grund dazu!" meinte Dr. Th. lächelnd. „Wer so lange maßgebend auf der Höhe gestanden und sich in seine eigene Unfehlbarkeit gehüllt hat, der muß frieren und die Zähne aufeinander beißen, wenn ihm dieser Mantel genommen wird. Eis und Galle im Blute machen den Menschen nicht glücklich und helfen keine Herzen gewinnen. Welt- und Menschenverachtung ist meist die Fortsetzung der Regierungsgewohnheit bei entthronten Herrschern. Es schnitt mir ins Herz, wenn ich sah, wie der ehemalige Schul- und nun nur noch Hausherrscher seiner Gemahlin die Hand zum Kusse hinreichte, wenn er sich zu einem Gange verabschiedete."

Nach dem theologischen Professor Alban Stolz fragte ich. Sein „Vaterunser" hatte ich mit Wonne und Rührung gelesen. Dr. Th. schüttelte mit dem Kopfe. „Fragen Sie mich nicht nach ihm; er ist nicht mein Mann, und ich möchte nicht hart und ungerecht urteilen. Ich bin auch Katholik, liebe aber den Frieden, hasse das geflissentliche Schärfen der Gegensätze und suche das Glück nicht an den äußersten Polen."

Drollig kam mir folgende kleine Scene vor: Wir saßen abends bei Tische, als der Zeitungsträger allerlei Tagesblätter zum Verkauf ausbot. Ich fragte nach dem S'schen „Vaterlande". Der Mann sah mich halb neckisch, halb ungläubig von der Seite an. „Das is Ihne doch nit ernst, daß Sie solch a Schuhlappe lese wolle?"

„Doch, doch!" behauptete ich. „So ein Blatt giebt's bei uns nicht, drum will ich's lesen. Immer das Eigenartige muß man an einem fremden Orte kennen lernen, und immer des Landes eigentümliche Früchte essen."

Der Mann schüttelte den Kopf. „I hab's; aber a anständige Mensch kauft's und liest's nit. Da!" Damit faßte

er das Blatt mit spitzen Fingern an, zog's unter den übrigen vor und legte mir's hin. „Mache Sie sich die Finger nit schmutzig und verderbe Sie sich nit den Mage!" mahnte er noch lächelnd. Ich wunderte mich über die Sache. Mehrere der anwesenden Herren bestätigten jedoch, daß das Blatt seine Leser ziemlich tief und in dunkeln Winkeln suchen müsse. Der Ton wenigstens schien mir ergötzlich. Der Preuß als Allesfresser, die Politik als Fastnachtsscherz, die Religion als Pritschenmeister, der Zeitungsschreiber als Hanswurst: was will man mehr von einem Witzblatte? Ernst braucht doch kein Mensch diese Dinge zu nehmen! —

Mit Dr. Th. ging ich eines Abends ins Hofbräu. Hofmäßig sah aber da nichts aus. Ungestrichene Holzbänke und Tische, mangelhafte Beleuchtung, kein Schmuck der getünchten Wände, kein Hauch von Behagen, kein Platz, kein reines Glas: das alles lockte wenig. Einzig aus dem Bierhahn schien das Behagen zu quellen, denn heitere Augen sah man, gemütliches Gesumse hörte man überall. Alle Bänke waren dicht gedrängt voll Männer und Weiber, Maler und Schreiber, Beamte und Arbeiter. Viele standen und warteten mit Argusblicken auf ein freies Plätzchen oder einen herrenlosen Krug. Um die freien Kännlein entstand häufig ein kleiner Kampf. Wer eins erobert hatte, spülte es eigenhändig am Brunnen aus und ließ es dann füllen. Wir gewannen nach einigem Warten und Spähen ein paar Plätze und Schoppen und beteiligten uns nun am behaglichen Trink- und zwanglosen Plaudergeschäft. Um Fremde und Einheimische schlang der Biergeist seine wohligen Fäden.

Den Besuch der herrlichen öffentlichen Gebäude und überreichen Kunstsammlungen will ich nur erwähnen. Leider konnte ich alles nur flüchtig durcheilen. Aber der Reichtum und die Schönheit der Kunstschätze rechtfertigen den Namen Isar-Athen.

Manchen guten Gesellen fand, manches gute Gespräch führte, manchen guten Trunk aus Natur, Kunst und Schoppen

that ich. Aber zu Ende gingen die Tage des Festes, was nun?

„Etwas Alpenluft müssen wir auch trinken!“ sagte Dr. W. „So ein tiefer Zug aus frischer Natur und so ein rechtes Spülbad in gesunder Luft kräftigt uns für künftige Arbeit.“

Zu uns gesellte sich als dritter im Bunde ein Medizinalrat Dr. S. aus M., ein schöner, feiner, gehaltener und liebenswürdiger Mann. Wir brachen auf, kamen aber nicht weit. Unsere großen Pläne schrumpften zu kleinen Thaten zusammen. In Tegernsee gefiel's uns so gut, daß Dr. W. gelassen das große Wort aussprach: „Kann's noch schöner werden? Nein! Also bleiben wir hier. Hat man's Glück, soll man's nicht suchen. Das Verlangen nach Mehr ist der schlimmste Feind des Glückes.“

Und so blieben wir. An den Ufern des herrlichen Sees spazierten wir umher, in stille Waldthäler drangen wir ein, den Bachläufen gingen wir nach, die in den See mündeten, einen Berg mit prächtigem Fernblick erstiegen wir, die Riesenversammlung gekrönter Berghäupter bewunderten wir, auf dem See gondelten wir früh und spat, und Auge und Herz labten wir an der herrlichen Ufereinfassung, der träumerischen Flut, dem malerischen Dorfe und dem eigenartigen Schlosse, einer uralten Benediktinerabtei.

Ein späteres kleines Erlebnis ist mit dem Namen Tegernsee und seinem Schloßherrn so innig verknüpft, daß ich's hier einschalten muß.

Einer meiner wackersten Lehrer erkrankte an einem Halsübel. Zuletzt war die Stimme fast erloschen, und nur ein klangloses Flüstern hörte man noch. Ein Lehrer ohne Stimme ist ein Zimmermann ohne Axt und Säge. Bei nahen und fernen Ärzten suchte der Ärmste Hilfe. Vergeblich! Jeder schlug ein anderes Heilverfahren ein, aber keiner half. In der Schule beschäftigte der stimmlose Lehrer die Kinder, so gut es gehen wollte, und manchmal war es überraschend, wie ge-

schickt er den Mangel unschädlich zu machen wußte. Mancher redelustige Lehrer hätte da Sparsamkeit mit dem Wort und zweckmäßige Übungen für die Kinder lernen können.

Aber auf die Dauer ging es doch nicht, das wußte der gewissenhafte Mann und dachte an seine Pensionierung. Mit 36 Jahren! Sein Herz blutete, wenn er an seinen Abschied aus der Schule dachte.

Da wurde ihm ein letzter Versuch angeraten. Er solle in die Alpen gehen und die Hilfe des Herzogs Dr. Karl Theodor von Bayern suchen, der sein Leben in den Dienst der Kranken gestellt habe. Zu dem fürstlichen Arzte faßte Kantor M. ein rechtes Zutrauen. Er ging nach Tegernsee und fand mit seiner Bitte glücklich Gehör. Der Herzog untersuchte ihn genau und sagte endlich: „Erschlaffung der Stimmbänder! Durch Elektrizität muß Hilfe möglich sein! Doch ich kann mich irren und will lieber noch ein sachkundiges Urteil hören!" Durch den Telegraphen rief er sofort einen Spezialarzt aus München herbei, und dieser bestätigte das Urteil des Herzogs in allen Stücken. Kantor M. wurde in das malerisch gelegene Wildbad Kreuth, 2 Std. von Tegernsee, gewiesen und verweilte dort eine ganze Reihe von Wochen.

Wohl zwei Monate hatte ich ihn nicht gesehen, da trat er eines Tages unvermutet bei mir ein und begrüßte mich mit seiner alten, frischen Stimme. Er war geheilt; hocherfreut wünschte ich ihm Glück dazu. Ich fragte ihn allerlei und zuletzt auch: „Und was mußten Sie endlich bezahlen?" Er lächelte still und sagte: „Vor der Frage nach meiner Schuldigkeit hatte mir lange gebangt. Endlich mußte sie aber gethan werden. Mit Zagen that ich's, das können Sie glauben. Und was war die Antwort meines freundlichen Retters? Er klopfte mich auf die Schulter und sagte lächelnd: „Lehrer haben meist nichts übrig. Gehen Sie in Gottes Namen! Die nächste Herzogin, die ich mit Glück behandle, wird sich freuen, für Sie mitbezahlen zu dürfen."

Merke: Den Herzog will ich loben, der in Arbeit und Wohlthun den Inhalt und das Glück seines Lebens findet. Nichts macht ja glücklicher, als andern Glück spenden. — Der Lehrer ist reich heimgekehrt, nicht allein weil er seine Stimme wieder erlangt und Kosten gespart hat, sondern weil er fortan in seiner Seele ein helles Bild edler Gesinnung trägt. Je tiefer die Musterbilder menschlicher Güte und Trefflichkeit in unser Herz eingeprägt sind, desto begeisterter werden wir des Berufes der Menschenerziehung warten. —

Bei einer Kahnfahrt ruderten wir einmal nach einem schattigen Uferplätzlein, wo helle Frauenkleider wehten und schlichte Bänke und Tische zur Ruhe und zum Genießen der guten Luft und der schönen Aussicht auf den malerisch gezogenen See einluden.

Zwischen einigen Damen saß ein älterer kleiner Herr, dem niemand den ehemaligen Oberst anmerkte. Er war's aber, wie wir im Laufe der zwanglosen Unterhaltung erfuhren. Ja, zwanglos und gemütvoll war die Unterredung! Freie Natur und freier Blick befreit auch das Herz von lästigen Schranken. Man redet, wie man fühlt, und giebt sich, wie man ist.

Unser Oberst schmauchte sein Pfeiflein, guckte sich vergnügt um, neckte seine unschönen Töchter und erzählte uns allerlei von damals und heute. Ein großer Feldherr war er wohl nie gewesen; die Sturmflut von sechsundsechzig hatte er auch nicht aufzuhalten vermocht, und seit 1867 ruhte der Degen in der Scheide. Sein Tegernsee war seine Welt. Wer die getadelt, der hätte in ihm einen wütigen Kämpen gefunden. Sichtlich befriedigt sagte er: „Immer mehr lockt der einzige See die Fremden her. Und wer ihn einmal gesehen, den läßt er nicht mehr los. Manchen seh ich alljährlich wiederkommen."

Da schoß mir ein Erinnern durch den Kopf: „Kennen Sie vielleicht unter den treuen Sommergästen einen Dr. Mff. aus H.?"

„Gewiß, gewiß!" nickte der alte Herr eifrig, und auch seine verblühten Töchter bestätigten es. „Dort wohnt er mit

seiner mütterlichen Freundin Frau M.!" Damit zeigte der Alte quer über den See nach einem wunderhübsch zwischen den Seearmen gelegenen Häuschen.

„Dann rudere ich gleich hinüber!" sagte ich entschlossen zu meinen Gefährten. „Entweder hole ich Sie hier ab, oder wir treffen uns drüben in unserem Quartier."

Dr. Mff. war ein alter Bekannter, der Sohn eines Oberförsters aus meinem lieben T. an der Werra. Unter schweren Entbehrungen und harten Kämpfen hatte er sich auf der Lebens- und Ehrenleiter emporgearbeitet. Trotz seiner Jugend war er schon Professor und wurde kurz darauf Gymnasialdirektor. Als Mensch, Lehrer und Schriftsteller erfreute er sich des besten Rufes.

Eine seiner Schwestern, die später an die Spitze seines Hauswesens trat, war die liebste Freundin meiner Gattin, eine sehr einnehmende, gebildete und gemütvolle Frau. In ihrer Jugend war sie eine vielumworbene Schönheit. (Vergl. Bros. I, Kap. 32!). Nach zehnjähriger glücklicher Ehe sank ihr Gatte in ein frühes Grab und ließ sie als kinderlose Witwe einsam in der Welt. Erst in der Herzens- und Hausgemeinschaft mit ihrem hochbegabten und liebenswürdigen Bruder fand sie einen Schimmer des verlornen Glückes wieder. Ich stand zu ihr im herzlichsten Freundschaftsverhältnisse.

Unzertrennlich von Dr. Mff. war Frau M., eine kinderlose Witwe und Besitzerin einer altberühmten Buchhandlung. Er ersetzte ihr den toten Sohn, der sein Freund gewesen war. Als Gesellschafterin war bei Frau M. ein Fräulein B., deren Schwester eine wackere Lehrerin in N. und unsere liebe Hausfreundin war. So liefen die verschiedenartigsten Fäden zwischen mir und Dr. Mff. hin und her und machten das zufällige Finden zu einem freudigen Ereignis. Ich traf ihn glücklich, wurde überaus freundlich aufgenommen und verlebte ein köstliches Stündlein in herztrautem Geplauder mit ihm und den Damen.

Im Nachen ruderte mich Dr. Mff. mit ungewöhnlicher Kraft und Gewandtheit, die man dem hochaufgeschossenen,

schmächtigen Manne nicht zugetraut hätte, über den See und holte auch die beiden Doktoren ab. Diese hatten ihre Freude an der Kraft und dem sprühenden Geiste des Professors. So stark und kühn er in die Wellen schlug, so sicher fuhr sein Geist in dem Reich des Gedankens und so tief bohrte er hinein in die Schatzgründe antiker Weisheit. „Nur eins wünsche ich ihm!" sagte Dr. W., „daß dies ungewöhnliche Feuer nicht zu früh Öl und Docht verzehrt!"

Noch ein freundliches Begegnis war mir in Tegernsee beschieden. Eines Abends unternahmen wir einen Aufstieg zu einer Muster-Sennerei. Ein rüstiger junger Mann, etwas unter Mittelgröße, holte uns ein. Eine graue Joppe, ein grauer Hut mit Gemsbart und der sichere, rasche Schritt ließen uns auf einen Jäger, der Alpenstock, der Vollbart und sein durchgeistigtes Gesicht auf einen Künstler oder Gelehrten schließen.

Er grüßte in der anheimelnden bayerischen Mundart mit: „Grüß Gott!" „Sie verstehen das Klettern besser als wir!" fing ich die Unterhaltung an.

„Die Berge kennen mich und machen's dem alten Freunde leichter als den Fremden!" sagte er ernsthaft. „Wenn der Glaube Berge versetzt, so macht sie die Liebe niedriger, bequemer und williger."

„So eine Heimat hat man gut lieben!" meinte ich mit einem Blicke durch den Thalgrund auf den See.

„Nicht wahr?" meinte er, „da ist's keine Kunst, sie zu lieben und zu hätscheln, von ihr zu singen und zu sagen, ihr Lob zu verkünden mit Zunge und mit Feder! Ja, ich lob mir mein Bayerland und meine Alpenberge!"

„Besonders überwältigend ist der Reiz des ersten Sehens!" rief ich. „Das Auge ist trunken von Schönheit und Glück."

„Beim tausendstenmal ist's genau das nämliche!" sagte er. „Nur ist dann das Herz trunken von Schönheit und Liebe."

„Und auch das Volk ist so treuherzig und lieb!“ fügte ich hinzu.

„Ja, derb und traut, ungeschlacht und naturfrisch, wild und herzig wie seine Berge!“ nickte er, „die Bodenart macht ja die Volksart. Und 's ist ein guter, kerniger Schlag!“

So plauderten wir im Aufsteigen, unser Führer und ich rüstig voran, die beiden Doktoren etwas mühsam und zuweilen pustend hinterdrein. Allerlei von Volkssitte, Volkssprache und Schnaderhüpfeln flocht der angenehme Reisebegleiter ein. Mehr und mehr wuchs meine Spannung, wer das sein möchte.

Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte: „Auf Reisen ist zwar der Herr Niemand der angenehmste Begleiter; er verpflichtet zu nichts, ist nicht lästig, grüßt und verschwindet: Sie aber möchte ich gern mit einem Namen anreden!“

„Ich heiße Karl Stieler!“ sagte er schlichtweg.

„Karl Stieler? Nun dann bin ich zur guten Stunde aufgebrochen!“ rief ich erfreut. „Sie sind mir kein Fremder, sondern ein lieber Bekannter. Wie oft habe ich mich über Ihre Kunst ergötzt, mit der Sie die kleinen, feinen Züge in der Landschaft und im Volksleben sehen und uns die Augen mit dem Weihwasser der Poesie auswaschen!“

„Wer Augen hat und sie sich waschen läßt!“ lächelte er dünn vor sich hin.

„Nun werde ich Ihre Dichtungen noch mit ganz andern Augen lesen, nachdem ich Sie und Ihre Heimat kennen gelernt!“ sagte ich.

„'s ist meist besser, wenn der Künstler hinter dem Kunstwerk verschwindet!“ meinte er. „Doch freut mich's, daß ich auch unten im Reich Freunde habe, wenngleich ich sie nicht kenne.“

Nachdem er uns die schöne Sennerei gezeigt, wo Kühe geweidet und Reisende geletzt wurden, schlug er sich mit schlichtem „Behüt's Gott!“ rechts in die Büsche.

Noch eine Tageswanderung durch die bayerischen Alpen unternahmen wir, dann zogen wir über Ingolstadt heimwärts, der Medizinalrat auf einem andern Wege. Allerlei vertrauliche Zwiesprach mit meinem Reisepartner, ernste und heitere, kürzte uns die Langeweile der Fahrt. Von seinen Erlebnissen gefiel mir sonderlich ein lustig Stücklein. Ich setze es her in seiner Erzählweise. Er nannte es seinen „ersten Fall."

„Ich war ein frischgebackener Doktor, arm an Geld, aber reich an Hoffnungen. N. wählte ich als Stätte meines Wirkens, oder zunächst meines Wartens. Ich mietete eine bescheidene Wohnung, schlug mein Schild neben dem Klingelgriff an und wartete auf Zuspruch. Es kam aber niemand. In der ersten Woche horchte ich gespannt auf jeden Schritt, der sich näherte, sie gingen aber alle vorüber. In der zweiten Woche ließ schon die Spannung nach, aber doch fuhr ich noch manchmal auf, wenn sich etwas im Hausflur hören ließ. Mir galt's aber keinmal. In der dritten Woche horchte ich gar nicht mehr hin, wenn unten oder auf der Treppe sich etwas regte.

„In einer Nacht kreischte plötzlich die Klingel schrill durchs Haus. Ich fuhr aus den Federn in die Kleider. Draußen stand ein Mensch mit einer Laterne; wie ein Hausdiener kam er mir vor. „Wollen Sie nicht gleich mitkommen, Herr Doktor? Er schmeißt und wirft und ist nicht zu halten!" rief er mir von unten zu. „Gewiß, gewiß! Ich komme gleich!" sagte ich erfreut, nestelte mich an, so gut es in der Eile ging, griff zum Stock und stieg die Treppe hinab.

„Mein Mann mit der Laterne stapfte auf und ab. Wie ein trüber, haariger Feuerball leuchtete die Laterne durch die Nacht. Ich stieß zu ihm, und dahin schritten wir durch die dunkle, stille Stadt. Nur der Hall unserer Tritte und ein paar ferne Straßenlaternen schienen wach zu sein.

„Wie hat denn die Krankheit angefangen?" fragte ich meinen Begleiter. „Er schmiß und warf wie toll!" war die Antwort. „Er muß wohl zu geizig und happig gefressen haben."

„Gefressen haben?“ dachte ich. „Der Mensch scheint einen schönen Respekt vor seiner Herrschaft zu haben. „Was denn gegessen?“ forschte ich weiter.

„Grünen Klee!“

„Grünen Klee? Ja, wer denn?

„Nu, unser alter Schimmel!“ war die verwunderte Antwort.

„Euer Schimmel? Ja, Mensch, was soll ich denn bei dem? Ich bin doch kein Pferdedoktor!“

„Nicht?“ fragte der Mensch erstaunt. „Ist denn das nicht ein Thun? Ein Doktor ist doch ein Doktor!“ —

Unsere schöne Reise war zu Ende. Am Bahnhofe warteten unsere Frauen und führten uns fröhlich heim. An Geld war mehr verbraucht, als ich gedacht, aber es reute mich nicht. Ein höherer Besitz als Geld ist Freude und Bildungsgewinn. Wie viel hatte ich gewonnen an neuen Vorstellungen und freundlichen Eindrücken! Von meinem Reisegefährten schied ich mit Hochschätzung und herzlicher Zuneigung. Was wir vereint gelernt und genossen, ließ uns in Zukunft nicht mehr Fremde sein.

Damit aber dem Schönen auch sein Schatten nicht fehle, trug mir die Reise die erste und einzige Rüge vom Magistrat ein. Ich wurde höflich ersucht, künftig eine längere Abwesenheit aus der Schule der städtischen Schulbehörde rechtzeitig zu melden. Der Tadel war wohlverdient und mehr als gelind. In der Hast der Reisevorbereitung hatte ich eine Pflicht versäumt. Je freundlicher und zur Nachsicht geneigt eine Behörde ist, desto strenger muß man's selbst mit den kleinsten Pflichten nehmen. Diese eigene Strenge beweist, daß die fremde Nachsicht berechtigt ist.

Über den Reisegewinn mußte ich dem Verein für öffentliche Gesundheitspflege Bericht erstatten. Im Anschluß daran hielt ich einen Vortrag über die Pflicht der Schule in Bezug auf öffentliche Gesundheitspflege und stellte Vorschriften für die Gesundheitspflege in der Schule auf. Dieselben wurden eingehend beraten und dann als Richtschnur

für das Schulleben eingeführt. Das war der bleibende Gewinn meiner Reise.

24. Mein eigen Haus und meine Hausgenossen.

Wenn die Zeit ihren Kindern einen Taumelkelch reicht, da trinken oft auch nüchterne und verständige Leute mit daraus. Die Zeitstimmung ist wie die Luft, der keiner entfliehen kann. Das erfuhr man anfangs der siebziger Jahre.

Die französischen Milliarden hatten Deutschland überschwemmt und den Leuten die Köpfe, ja oft die Gewissen verrückt. Jeder wollte reich werden ohne Mühe und ein Leben des behaglichen Genusses führen. Wie Pilze schossen überall Fabriken und zweifelhafte Aktien-Unternehmungen auf. Es wurden Waren, meist billig und schlecht, in solchem Übermaße erzeugt, daß auf die Dauer an keinen Absatz zu denken war. Verbrauch und Erzeugung müssen sich gegenseitig treiben und regeln, sonst fehlt dem Verkehrsleben der feste, gesunde Boden.

Man mußte sich nur über die Erfindungsgabe der Plänemacher und Gewinnjäger und über den blinden Glauben der großen Menge wundern. Und wenn letztere schon den Boden eines Unternehmens wanken und schwinden sah, sie glaubte noch dran und hoffte, es müsse dann in der Luft — etwa an einem fliegenden Fetzen des Altweibersommers oder an irgend einer leichten Federwolke — einen festen Haken und Halt haben. Dem Wahne scheint alles möglich.

Bis in die friedlichen Räume unserer Schule drang der unheimliche Rattenfänger, genannt Zeitenwahn, und blies seine bethörende Pfeife. Mancher, der ein paar ersparte Thaler oder ererbte Hunderte oder erfreite Tausende hatte, lief ihm nach.

„Aktien und Dividenden, Gewinn und Verlust, Kauf und Verkauf, Steigen und Fallen der Börsenpapiere,“ das war die Losung des Tages und der hauptsächlichste Gesprächsstoff der Zwischenstunden.

„Was haben Sie gekauft? Wie hoch? Was verkauft? Wie viel gewonnen? Halten Sie das Papier für gut? Ist nicht seine beste Zeit vorüber? Wollen Sie nicht das und das kaufen? Es zeigt eine auffällig „steigende Tendenz“! So schwirrte es durcheinander, und viel anderes hörte man nicht. Auch in die Haare gerieten sich zuweilen die Börsenmänner unter der Schuluhr, bekämpften oder verteidigten, verdächtigten oder begründeten mit heftigen Mienen, lauten Worten und erkünstelter Überzeugungstreue ihre „Papierchen“.

Sogar Lehrerinnen gerieten in das Netz und zappelten fast unruhiger als die Männer drin hin und her. Die eine hatte sich mühsam im Laufe der Jahre 1000 M. erspart und sie bei einem Bankier verzinslich angelegt. Da zeigt ihr der Geldhändler dreifache, ja zehnfache Zinsen am Giftbaume des Börsenspiels, wenn sie wie andere auch in „Papieren mache.“ Der Köder wirkt. Sie erwirbt für ihr schweres Geldlein leichte Papierchen, nicht für 1000, nein für 2000 M., denn der selbstlose Geldhändler giebt ihr noch so viel Kredit, als sie ihm bar eingezahlt hat. Und nun macht das Fräulein in Papieren und Differenzgeschäften, mischt sich sachkundig in die klugen Börsengespräche und wiegt sich hoffnungsfroh auf dem goldflüssigen See künftiger Reichtümer.

Mich ließ das trügliche Spiel und der heiße Eifer einzelner Amtsgenossen kühl. „Spielt in keiner Lotterie!“ hatte uns mein braver Vater stets gemahnt. Und die Mahnung schützte mich vor jeder Verlockung. Gewinnsucht hat sich nie weiter als bis an die Thür meines Herzens gewagt und sie stets verschlossen gefunden. Zwängt sich der Dämon nur durchs Schlüsselloch, und räumt man ihm den kleinsten Winkel ein, dann weiß er sich bald breit zu machen und den Hausherrn zu spielen.

„Sie wollen keinen Versuch machen?“ fragte mich eines Tages der reichste und gewiegteste Börsenspieler der Schule. „In vier Wochen können Sie mühelos so ein lumpiges Lehrer-,

ja Rektorengehalt gewinnen!“ „Mühelos gewinnen! Das will ich eben nicht!“ war meine Antwort. „Das läuft gegen Gottes Ordnung. Soll der Gewinn beglücken, so muß er durch Mühe erkauft sein! Das ist ein sittliches Lebensgesetz. Daß dies jetzt anders werden soll, beweist mir nur, daß ein schlimmer Krankheitsstoff im Gesellschaftskörper steckt und das Blut vergiftet. Ich begreife dies Zeitfieber kaum! Es ist doch mit Händen zu greifen, daß sich die Erwerbsgesetze nicht mit einem Schlage so umschwenken können, daß die Arbeit überflüssig wird.“

„Unser Kapital war gebundene und ist nun im Verkehr freigewordene Arbeit!“ belehrte der Amtsgenosse. „Warum sollen sich die Gesetze des Erwerbs und Verbrauchs nicht ändern? Die Vereinigung des Kapitals verringert die Herstellungskosten und der gesteigerte Verbrauch erhöht die Preise und den Gewinn. In der Vereinigung der Arbeitskräfte und Kapitalien einerseits und dem gesteigerten Verbrauch in allen Volksschichten anderseits liegt das Geheimnis der erhöhten Produktion und des gesteigerten Gewinnes. Gold, Kraft und Genuß beschleunigen um die Wette ihren Lauf und erhöhen den Gewinn der klugen Rechner.“

„Wenn sie sich nur nicht verrechnen!“ sagte ich bedenklich. „Unleugbar wird viel, viel mehr an Waren erzeugt, als abgesetzt und verbraucht werden kann. Endlich müssen die im Übermaß hergestellten Waren unverkauft liegen bleiben. Das von den Geschäftsteilhabern eingezahlte Bargeld wird an Löhnen drauf gehen, und endlich muß der ganze Schwindelbau zusammenbrechen. Die Arbeiter werden arbeits- und brotlos; die Geschäftsteilhaber erhalten weniger und immer weniger und endlich gar keine Zinsen, ja verlieren teilweise oder ganz ihr Kapital. Ich sehe einen Krach kommen, der die ganze Geschäftswelt erschüttert und manches Lebensglück unter seinen Trümmern begräbt. Die Börsenkönige werden beizeiten ihre Gelder in Sicherheit bringen, die Börsenkärrner aber die Zeche bezahlen.“

Die kühnen Spieler lachten über meine Befürchtungen. Einer meinte: „Ich wundere mich, Herr Rektor, wie gerade Sie zu dieser Schwarzseherei kommen. Sie sind doch sonst geneigt, Menschen und Dinge in lichten Farben und vertrauensvoll anzusehen und der Menschheit etwas zuzutrauen!“

„Das sollte Ihnen ein Beweis sein, daß die Sache faul ist!“ entgegnete ich. „Wenn ich zum Schwarzseher werde, dann kann der Himmel nicht blau sein.“

Doch mein Gegner fuhr fort: „Andere Zeiten, andere Lebens- und Arbeitsbedingungen! Die Menschheit hat tiefer Atem holen gelernt. Die große Zeit mit ihren Ereignissen hat unserem Volke die Lungen geweitet, den Luftbedarf vermehrt und die Erwerbs- und Lebenslust gesteigert. Warum soll das nicht Bestand haben? Wenn so viel Schranken fallen, dann gewinnt der Volksgeist eine ganz andere Habung. Ich vertraue dem neuen Geiste. So ganz luftig und unsicher sind seine Schöpfungen doch nicht. Große Namen und erhebliche Kapitalien verbürgen die Sicherheit der meisten Unternehmen.“

„Berühmte Namen beruhigen Sie?“ Wer weiß, wie die an die Stirn des Unternehmens gekommen sind! Geprüft haben ihre Träger die Sicherheit des Unternehmens gewiß nicht und eine Bürgschaft für den Erfolg übernommen auch nicht. Gerade der Schacher mit den berühmten Namen widert mich an. Jeder Lump und jedes lumpige Geschäft wickelt sich heute gern in solche Purpurfetzen. Und die großen Kapitalien? Wer hat sie nachgezählt? Eine Armee auf dem Papier, weiter nichts!

„Sie wollen also gar nichts wagen?“ fragte einer. „Sogar Ihr Liebling Hebel hat in der Lotterie gespielt und gesagt, man müsse dem Glück ein Pförtlein offen lassen, wenn es einziehen wolle.

„Nicht einen Pfennig wage ich, selbst wenn Hebel dazu mahnte!“ war meine Antwort. „Und wenn ich selbst gewänne, so würde mich's wenig freuen. Am Spielgeld hängt

kein Segen. Zu tief steckt mir's vom Vaterhause her im Blute: Nur die redliche Arbeit bringt Gewinn, der beglückt und Segen giebt. Im Spiel heißt's: Wie gewonnen, so zerronnen! Und dieser Papierschacher ist ein Spiel der schlimmsten Art und sein Gewinn — Unsegen, dabei bleibe ich."

Die paar eingefleischten Börsenspieler zuckten die Achseln, lächelten und kletterten weiter auf der schwankenden Leiter ihrer Börsenpapiere.

„Sie wagen nichts!" hatte mir einer zugerufen. „Aber ich bin immer entschlossen zum Handeln!" hatte ich ihm geantwortet. „Nur muß das Geschäft rein und der Grund fest sein."

Der Wagemut lag aber in der Luft, und auch ich sollte ihn bald bethätigen, nur nicht im Börsenspielen!

Eines Tages stieg ich treppab zu einem kleinen Gange. Auf dem Hofe ging der Hausbesitzer mit einigen fremden Männern umher. Sie sahen in die Holzställe, blickten an der Hinterseite des Hauses in die Höhe und sprachen gedämpft miteinander. Ich hatte etwas vergessen und stieg noch einmal treppauf. Als ich wieder herunter kam, verließen die Fremden gerade das Haus, und der Hauswirt begegnete mir.

Ich fürchtete im geheimen, daß er anderweit vermieten wolle. Schon längst war ich auf eine Steigerung der mäßigen Miete gefaßt. Ausgezogen aber wäre ich sehr ungern.

„Was hatten Sie da für Besuch?" fragte ich den Mann, mit dem ich auf freundlichem Fuße stand.

Er zögerte erst ein Weilchen, verzog das Gesicht zu einem verlegenen Lächeln und sagte endlich: „Ich will das Haus verkaufen; die Schuldenlast ist mir zu groß, der Zinsfuß zu hoch!" Ein bedeutender Umbau infolge des ausgebrochenen Hausschwamms hatte ihm auch wohl die Freude am eigenen Hause verleiden helfen.

„Verkaufen?" sagte ich nachdenklich. „Vielleicht gebe ich da auch einen Käufer ab. Was fordern Sie denn?"

„10 500 M.! So hoch kommt mir's, alles gerechnet, selbst!"

Ich überschlug rasch den Zins- und Mietbetrag und fand kein ungünstiges Verhältnis.

„Manches ist noch unfertig an dem Hause!" sagte ich. „So fehlen an der Hinterseite die Fensterbekleidungen, in einer Stube ordentliche Dielen, die Verschalung der Dachkammern, einige Thüren ꝛc. Wenn Sie mir dafür die 500 M. gut rechnen, so will ich Ihnen geben, was Sie fordern. Schlagen Sie ein?"

Durch die halbgeöffnete Küchenthür hatte die freundliche Hauswirtin gespannt die kurze Unterredung mit angehört; jetzt nickte sie ihrem Manne lebhaft zu. „Nun topp!" sagte dieser. „Da soll's gelten! Keinem lieber als Ihnen verkaufe ich das Haus!" Und schallend fiel seine Rechte in die meine.

Ehe ich zu meinem Gange kam, stieg ich noch ein drittes Mal die Treppe hinauf und sagte ruhig zu meiner Frau: „Du hast ja immer über die Beschränkungen in einer Mietwohnung geklagt und Dir ein eigenes Haus gewünscht. Dein Wunsch ist erfüllt. Dies Haus ist unser; ich habe es soeben gekauft!

„Gekauft?" rief sie erschrocken. „Ist das ein Wagnis! Woher willst Du denn das Geld nehmen? Was soll's denn kosten? Ach Gott, welche Sorgen hast Du uns da aufgeladen!"

Ich aber sagte ruhig und zuversichtlich: „Weißt Du noch nicht, daß ich niemals lange überlege und gar nicht säume, aber auch niemals zum Tage hinein handle? Rasches Handeln spart Zeit, meidet die Pein des Schwankens und setzt nötigenfalls an die Stelle der Reue die bessere That. Auch jetzt wird's nicht gefehlt sein!" Damit klopfte ich ihr die Wangen, die im Schreck erbleicht waren, und vertrauensvoll legte sie sich an meine Schulter. Dann aber führte ich den beabsichtigten Spaziergang aus. Es lag genug zwischen Lipp' und Kelchesrand! —

Das Kaufgeld für das Haus wurde ohne Mühe aufgebracht. Manche zweifelhafte Forderung zog ich bei der Ge-

legenheit ein. Nur 1200 M. kamen nicht zur rechten Zeit an. Ich lieh sie von dem Bankier, bei dem ich jahrelang größere Summen niedergelegt hatte. Und als Sicherheit forderte der vorsichtige Mann die Hinterlegung eines Wertpapiers! Es war selbstverständlich das letzte Geschäft, das ich mit ihm machte.

Das eigene Haus wurde uns eine Quelle der Freude, aber auch ein Abzugskanal für manche Mark. Immer war etwas Neues zu bauen und zu bessern. Solche Pläne haben einen eigenen Reiz und eine still beglückende Kraft. Im fröhlichen Gedankenspiel etwas ersinnen, im mutigen Thatenschritt es ausführen und mit Schöpferfreude Augen und Herz dran laben: das war meine Sache! Unter anderm legte ich im Hinterhause ein schönes Gartenstüblein mit dem Blick ins Grüne an. Meine „litterarischen Kranzblumen" statteten es zu meiner Überraschung mit hübschen Geräten aus. Das war meine „Sommerlaube mit offenen Fenstern nach Jerusalem." Aber ein Gallentropfen sollte in diese Besitzfreude fallen. Eines Sonntags, da wir mit Freunden nachmittags dort Kaffee tranken und die Kinder um uns spielten, rief unsere Ida, das geschäftige, findige Hausmütterchen, plötzlich: „Ach, da blühen Blumen aus den Dielen!"

Ich sah nach den „Blumen" und war nicht wenig erschrocken: Es waren die „Blüten" des Mauerschwamms! Eine kostspielige Ausbesserung und dann noch eine zweite folgte der „Blütenfreude".

„So lange wir das Haus besitzen, hast Du eine leere Börse!" klagte meine Frau. Trotz alledem war es uns aber ein erwünschter Besitz und eine Hegestätte des Glücks. Als ich später versetzt wurde, verkaufte ich's ohne Handeln und Schachern mit erklecklichem Gewinn an eine reiche Witwe. Ich hatte es ausgebaut und verschönert; der Stadtteil, in dem es lag, war mehr und mehr durch das Wachsen der Stadt einer der hübschesten, das Haus damit immer preiswürdiger geworden.

Mein Hauskauf war das einzige sogenannte gute Geschäft meines Lebens. Ich folgte dabei wie immer einem innern Pflichtgebote, dem besten Führer meines Lebens. Dieser Führer hat mich mit meinen kleinen Geldmitteln auch manches schlechte Geschäft machen lassen — mit offenen Augen! Nicht ein Gewinn lockte, sondern eine sittliche Pflicht befahl. Da galt's kein Überlegen. Keins hat mich gereut. Wenn auch nicht meinen Reichtum, so doch mein Glück haben sie gemehrt. Geld ist ja wertlos, wenn es nicht in werbende Kraft und inneres Glück umgesetzt wird. Ein eigen Haus — das war mein Wagnis in den Schwindeljahren. Und dagegen die Börsenspieler im Kollegium? Ihnen bekam ihr Wagnis schlechter. Was ich gefürchtet hatte, geschah: Die Schwindelgeschäfte brachen zusammen, eins nach dem andern; die „Papierchen" sanken und sanken und wurden wertlos wie gelbe Herbstblätter, die der Wind von den Bäumen in Furchen und dunkle Winkel jagt. Und die auf luftiger Gewinnleiter dem Himmel sich nahe gedünkt, die flogen herab und zerschmetterten Arme und Beine, Gewissen und Freudigkeit. Wenn's nun auch so schlimm mit keinem Amtsgenossen wurde, — auf eine Karte hatte keiner sein Alles gesetzt, — ohne Schrammen und Brüche kamen wenige davon.

Was war das für eine schwüle, bange Zeit, als der Dammriß immer tiefer ging und das Verderben immer breiter daher flutete! Wie gab's da auch in unsern Zwischenpausen fragende Blicke, niedergeschlagene Mienen, heimliches Raunen, ängstliches Überlesen der Börsenberichte! Endlich war auch das letzte krampfhafte Ringen zwischen Furcht und Hoffnung vorüber, und jeder wußte genau, was er an wertlosen Papieren mehr und an Goldfüchsen weniger im Kasten hatte. Aber selten zeigte einer der Welt sein Geschick; leicht hätte sich Spott zum Verluste gesellt. Nur die arme Lehrerin konnte es nicht verschweigen, daß sie um ihr ganzes, sauer erspartes Geldlein gekommen sei.

Das eigene Haus sollte, halb gegen meinen Willen, bald mit fremden, bleibenden Gästen bevölkert werden. Der adelige Gutsherr meines Geburtsortes, ehemals der Patron meiner zweiten Lehrerstelle, bat mich dringend, seinen zehnjährigen ältesten Sohn in Kost und Pflege zu nehmen, damit er in N. das Gymnasium besuche. Er schrieb: „Es ist schlimm für uns Landjunker, daß unsere Kinder so früh aus dem Familienverbande gerissen werden, obwohl ja eine fremde, straffe Zucht auch ihr Gutes hat. Für die Heimats- und Familienluft muß man wenigstens einen Ersatz zu schaffen suchen. Nicht eine Kasernen-, sondern eine Familienerziehung wünsche ich für den Burschen. In Essen und Trinken möchte ich ihn bescheiden, in Liebe und Sorgfalt nicht zu knapp gehalten haben. Ich weiß, bei Ihnen würde die Schüleraufnahme kein Geschäft, sondern eine Erzieherpflicht sein. Nirgends lieber als bei Ihnen sähe ich meinen Thilo untergebracht. Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab!"

Ich hatte meine großen Bedenken, da ich bei meiner knappen Zeit keine volle Verantwortlichkeit für ein fremdes Kind übernehmen wollte und konnte. Meine Frau war mutiger und versprach sich von einem Pensionär einen Zuwachs von Freude und einen kleinen wirtschaftlichen Überschuß. Ich teilte dem Baron meine Bedenken mit und zählte ihm allerlei auf, was sein Knabe bei uns nicht finden würde. „Liebe, Sorgfalt und Familienluft würde er aber finden."

„Das ist genug, mehr will ich nicht!" war seine Antwort. „Ich überliefere Ihnen den Burschen auf Gnade und Ungnade. Ihre Forderungen bewillige ich ohne Anstand." Sie waren freilich mäßig genug. Ich wollte selbst den Schein von Gewinnsucht meiden.

Die Eltern brachten den hübschen Knaben. Er war schwarzhaarig und schwarzäugig, willig und kindlich, zuthunlich und treuherzig, aber nur mäßig begabt und zuweilen heftig aufbrausend.

Meine Frau schloß den Knaben ins Herz und bewies ihm wahrhaft mütterliche Sorgfalt, so daß sich manchmal sogar ihr eigener Sohn zurückgesetzt fühlte. Der kleine Baron hing mit rührender Hingabe an seiner Pflegemutter und wäre für sie durchs Feuer gelaufen.

Nachdem ich dem Baron die Aufnahme seines Sohnes zugesagt hatte, erschien eines Tages bei mir ein entfernter Vetter, der seinen Sohn in die Prima des Realgymnasiums eintreten lassen wollte. Der 17jährige junge Mann sah gedrungen und kräftig, gesittet und zuverlässig aus und wurde infolge seines guten Zeugnisses sofort in die Prima aufgenommen. Nun sollte ich ihn als Pflegling in mein Haus nehmen! Meine Frau sträubte sich anfänglich gegen die neue Pflichtenbürde, und es gab ein langes Hin- und Herreden. Ich meinte: Hast Du einmal die Last mit einem, so vermehrt sie der zweite nur um die Hälfte! Der Herr Primaner kann sogar den kleinen Baron unterstützen und zu geregelter Arbeit treiben. An einem Arbeitstische werden wir dann das ganze gelehrte Schulwesen haben: „einen Sextaner, den kleinen Baron, einen Tertianer, unsern eigenen Sohn, und einen Primaner, den neuen Gast.“ Endlich ergab sich meine Frau darein. Der neue Zögling wollte ihr aber nicht recht gefallen. Er war zwar fleißig, häuslich, gewissenhaft und ordentlich, aber er aß nicht alles, was auf den Tisch kam, störte zuweilen mit der Gabel auf dem Teller das unterste zu oberst, hielt sich dann schadlos an den „Schiffsladungen“ aus dem Elternhause, blickte oft teilnahmlos und geradeaus ins Leere, schwieg sich meist aus, erwies niemandem eine Aufmerksamkeit und schien die Ordnung unseres Hauses wenig behaglich zu finden.

„Das ist schon ein großer Herr mit allerlei Eigenheiten und Ansprüchen!“ meinte meine Frau. „Dem wird's nicht lange bei uns behagen. An warmes Essen scheint er gar nicht gewöhnt, und dies Essen aus seiner Kiste verletzt und ärgert mich.“

Ich entschuldigte ihn: „Er hält doch etwas auf sich und seine Sachen, ist brav und fleißig! Aber es ist sein erster Flug in die Welt; vieles muß ihn fremd anmuten. In dem regen Kaufhause seiner Eltern ist er meist sich selbst überlassen gewesen. Mit warmem Essen und regelmäßiger Tischzeit hat's gewiß oft gehapert. Da hat er zugegriffen und gegessen, was ihm vor die Finger gekommen ist. Alles will gelernt sein, auch das Fügen in Deine strenge Hausordnung. Vertrau der Zeit und seinem gesunden, wenn auch noch verschlossenen Wesen!"

Meine Frau ergab sich drein, seufzte aber doch oft: „Wenn man doch nur wüßte, was ihm fehlte, was ihm anstünde und was nicht! Dieser undurchdringliche, in die Weite gerichtete Blick nagt an mir."

Es sollte aber anders werden und der Blick ein nahes Ziel erhalten. Unsere älteste Tochter war damals auf längere Zeit bei lieben Freunden in Erziehung. Mädchen müssen in einen fremden Haushalt schauen und gehen, damit sie sehen und angreifen lernen. Die eigenen Mütter sind oft die schlechtesten Lehrmeisterinnen ihrer Töchter. Sie ärgern sich und schelten über jeden Mißgriff und machen lieber selbst alles, als daß sie in ruhigem Zuwarten den Töchtern Gelegenheit geben, durch Schlechtmachen es besser machen zu lernen. Die Mutter ist die beste Lehrerin, die am wenigsten Hand, Fuß und Mund rührt, aber alles mit ihrem Auge leitet und die Töchter laufen, greifen und schaffen läßt. Ohne Übung giebt's kein Geschick und keine Selbständigkeit.

Unsere Marianne kehrte endlich wieder heim in's Elternhaus. Sie stand im 17. Jahre und war ein frisches, blühendes Mädchen. Der kleine Baron schloß sich wie ein jüngerer Bruder innig an sie an und ließ sich am liebsten von ihr bei seinen Arbeiten helfen. Leider war das oft nötig.

Der Primaner aber, ja, was war's mit dem? Er schielte manchmal nach der neuen Hausgenossin durch den Spalt der geöffneten Stubenthür, hob bei Tische verstohlen den Blick zu

ihr, that manchen Tritt ihr zuliebe, bekam Appetit und aß auch unliebe Gerichte, wurde freundlich, gefällig und gesprächig. Unbewußt wandelte sich sein Wesen durch die stille Rücksichtnahme auf das Mädchen. Ich beobachtete das heimlich und freute mich über die alte und ewig neue Erziehungsmacht der weiblichen Anmut an jungen Männern. Immer war's und ist's der Zauber lieblicher Weiblichkeit, der gleich einer Sonne die besten Kräfte eines jungen Mannes unbewußt zum Keimen und Wachsen bringt. Meine Tochter sah und fühlte das geheime Augen- und Seelenspiel des jungen Hausgenossen kaum. Ja, als später ihre Freundinnen sie mit dem stillen Verehrer und seinem viersilbigen Namen neckten, da konnte sie bitterböse werden.

Noch voller sollte mein Haus werden. Im nächsten Frühling kam ein lieber, lieber Besuch, der „Dorfschulmeister von Gottes Gnaden", mein herrlicher König aus Falkheim. (Vergl. Brosamen II, Kap. 12.) Glücklich und stolz führte ich ihn durch Schule und Haus. Er freute sich meines Glückes und sagte: „Ich habe nichts von einem Propheten, aber was aus Dir und Deinem Geschick werden wollte, das ahnte ich mit meiner seligen Frau schon bei Deinem ersten Besuche. Wer im kleinsten Kreise mit überzeugter Hingabe arbeitet, als gelte es das Heil der Welt, und wer in anspruchsloser Einfalt sich am Schlichtesten freut, als sei ihm das große Los zugefallen, der muß ein tüchtiger Arbeiter und ein glücklicher Mensch werden. Selbstlose Arbeit stählt für größere Aufgaben, und Bescheidenheit ist der Vorläufer des Glückes."

Ich konnte meinem lieben König eine große Bitte, den eigentlichen Zweck seiner Reise, erfüllen, nämlich seinen 18jährigen Sohn als Pflegling in mein Haus nehmen. Der junge Mann sollte die Laufbahn als Gerichtsschreiber einschlagen und sich auf dem Kreisgerichte in N. einarbeiten.

So war das Haus voll junger Menschen. Das war lustig, zuweilen aber auch lästig. Die Thüren schmetterten,

die Treppen bebten und die Fenster zitterten oft mehr, als nötig war. In den festgesetzten Arbeitsstunden saßen die vier Studenten zwar fleißig in ihrer Stube am Tisch, aber immer versuchte mal einer eine Neckerei, der andere erwiderte schroff, der Streit war fertig. Oft riß mich tolles Gelächter, ein andermal lautes Gespräch aus meinen Gedanken und Arbeiten. Ich ließ den jungen Leuten Freiheit, aber das Auge und Ohr einer Art Vorsehung sollten sie fürchten. Ziemlich grobe Späße heckte zuweilen der junge König aus. Die andern nannten ihn wegen seiner rechtskundigen Belehrungen „Herr Präsident". Einmal schüttete er meinem Sohne einen Krug voll Wasser über den Kopf und die Bücher. Ein andermal schoß sogar der Ofen krachend zusammen, so daß das ganze Haus erbebte, die Stube voll Ruß und Rauch ward und der kleine Baron sich entsetzt an die Schürze meiner Frau flüchtete.

Alle vier schliefen in einer Dachstube zusammen. In einer Nacht erhob sich ein entsetzlicher Sturm. Die Schieferplatten am Hause klapperten und klirrten; Ziegel flogen krachend auf die Straße; Schornsteine wankten, und Fahnen auf dem Dache kreischten wie in Todesangst; Straßenlaternen flackerten und verloschen. Im Bette horchten wir mit angehaltenem Atem auf den unheimlichen Graus. Plötzlich ein Rasseln und Prasseln auf dem Dache, ein entsetzliches Krachen auf dem Boden und ein jammervolles Schreien in der Schlafstube der Schüler!

Ehe meine Frau in die Kleider kam, waren die vier Burschen schon in der Nebenstube und riefen: „Der Schornstein ist eingestürzt! Die Welt geht unter! Der jüngste Tag kommt!" In das laute Rufen und Reden der Großen mengte sich das Wimmern und Klagen des Kleinen, das sich stoßweise mit dem Sturme draußen verstärkte.

Als meine Frau die Thür öffnete, sah ich durch den Spalt einen drolligen Aufzug. Der Primaner, hastig in malerischer Unordnung angethan, hielt dem kleinen Baron eine Standrede.

Den Kopf hatte er aufgereckt, die dunkeln Brauen im kühnen Bogen hochgezogen, den rechten Arm erhoben, den rechten Fuß vorgestellt. Mit rollenden Augen und metallscharfer Stimme rief er: „Künftiger Held zu Lande und zu Wasser, schäme Dich! Ein Schiffskapitän willst Du werden? Und versteckst Dich wie ein Spatz vor solchem Stürmlein? Was soll's da werden, wenn die Fluten über das Schiff waschen, die Masten krachen und die Kanonenkugeln rechts und links einschlagen? Mut, mein kleiner Mann, Mut, sonst müssen wir Dich von der Liste künftiger Helden streichen!"

Kläglich sah der Kleine mit erhobenen Händen zu dem Mahner auf und flüsterte nur mit ersterbender Stimme: „Ach, Paul, Paul, es ist ja gar zu schlimm!"

In dem Augenblick ging wieder ein langgezogenes Geheul durch die Lüfte; ein neuer Stoß fuhr in den Schornstein und warf noch etliche Backsteine den andern nach. Da ersah der entsetzte Knabe meine Frau, stürzte auf sie los, umklammerte sie mit beiden Armen, sah mit ersterbenden Blicken zu ihr auf und stöhnte: „Ach, Fr'ektorn, Fr'ektorn, ist's denn wahr, geht denn die Welt unter?"

Meine Frau drückte das Kind an sich, streichelte und tätschelte ihm die Backen und das Haar und sagte: „Glaub's doch nicht, was die Großen sagen! Gott hält die Welt, und in seiner Hand steht sie fest."

Da beruhigte er sich endlich, wich aber meiner Frau nicht von der Seite.

Allerlei Scherz und Trödel trieben die beiden Großen mit unserem Dienstmädchen. Das war ein dickes und dralles, rotes und frohes Dorfkind, willig und freundlich, treuherzig und leichtgläubig. Der „Präsident" wollte ihr feine Sitten beibringen und studierte ihr allerlei höfliche Verbeugungen und gedrechselte Redensarten ein. Zu ihrem Geburtstage erhielt sie einen feinen, aber namenlosen Brief, der geheimnisvoll von dem wunderbaren „Stern der Liebe" handelte. Das einfältige

Ding nahm das hochstelzige Gerede ernst und fragte nun treuherzig, wo der seltsame Stern stände. Und die Schelme stellten ernsthaft das gutwillige Dirnlein an eine Dachluke und zeigten ihm eine Stelle über einem Schornsteine, da müsse er heraufkommen. Sie solle nur steif hinschauen; leuchten thue er wie kein anderer. Als nun das Thörlein nach einiger Zeit klagte, daß er ausgeblieben sei, da wußte der „Präsident“ eine neue Schelmerei. Das Dirnlein ermüdete so wenig im Glauben, wie der Schelm im Nasführen.

Als ich von den Possen hörte, verwies ich's den Pensionären ernstlich. Der „Präsident“ aber sagte: „Ach, Herr Rektor, lassen Sie ihr doch den Spaß! Sehen Sie nicht, wie glücklich sie dabei ist?“

Zu Scherz und Lust, Schreck und Verdruß mit meinen „Pensionären“ gesellte sich auch noch die Angst. Kurz vor den Weihnachtsferien erkrankte der kleine Baron am Scharlach. Und statt Gaben und Freuden wuchsen nun Sorgen, Mühen und Nachtwachen auf dem Christbaume. Der „Erwerb“ an solchen Pfleglingen ist nicht so leicht und lustig, wie viele denken. Was das Herz zu Speise, Trank und Pflege giebt, ist überhaupt nicht zu bezahlen.

Auch der „Präsident“ erkrankte an Diphtheritis. Er wurde abgesperrt und von meiner Frau sorgsam gepflegt. Als sich's mit ihm besserte, erkrankte sie selbst an dem tückischen Übel.

Und nicht genug! Unsere kleine Bertha schlich so matt und verdrossen umher, hatte trübe Augen, trockene Hitze und mußte endlich auf dem Sopha gebettet werden. Unser Hausarzt besuchte meine Frau und fand das Übel im Schwinden. Ich zeigte ihm das fiebernde Kind auf dem Sopha. Er beobachtete es lange, und seine Miene wurde immer ernster. Endlich sagte er: „Das Kind ist kränker als seine Mutter, — ein Nervenfieber ist im vollen Anzuge!“

Wie ich erschrak! Ein Nervenfieber? Gab's da überhaupt noch Rettung? Schon sah ich meinen Liebling als ge-

knickte Blume im Sarge — wie vor Jahren seine beiden Geschwister.

„Was ist da zu thun, Herr Doktor?" fragte ich angstvoll.

Er zuckte die Achseln: „Wenig! — Warten, — kühl halten — und den Kopf nicht verlieren!"

Meine Frau trieb der Schreck aus dem Bette. Krankheit und Schwäche waren vergessen, da sie ihres Kindes Gefahr merkte.

In der Nacht steigerte sich das Fieber. Unruhig warf sich das Kind hin und her: trocken und heiß die Haut, kurz der Atem, halboffen, trübe und wie gebrochen die lieben Augen! Die Händchen griffen auf der Decke und an der Wand umher. Die dürren Lippeln lispelten, und manchmal öffneten sich die Augen groß, starr, verständnislos, und ein Lächeln, ach! herzbrechend, huschte über das Gesichtchen. Allerlei Wahngebilde trieben den Geist umher. Einem Schmetterling schien sie nachzustreben: „Da, da! da fliegt er hin! Ich fall' nicht 'nein! Da kommt er wieder! Jetzt hab' ich ihn!" Rasch, mit offnen Augen fuhr sie auf. „Ach nein, nein!" Und seufzend bohrte sie das Köpfchen in die Kissen. So ging das weiter. Mein Herz wollte verzagen. Viel heimliche Thränen flossen. „Vater", flehte ich, „laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Zwei liebe Kinder schlafen in der Friedhofserde, laß mir dies, ach, laß es mir!"

Die Nacht voll Pein und Angst verging. Gegen Morgen wurde das Kind stiller und sank in einen unruhigen Halbschlummer. Wie Betäubung lag das Ansteckungsgift auf allen Nerven. Der Arzt kam, aber Hoffnung las ich nicht in seinen Mienen.

„Wenn das Fieber steigt, müssen wir das Kind gegen Abend in kaltem Wasser baden!" sagte er.

Ich erschrak und fragte ungläubig: „In kaltem Wasser? Ist das nicht ein Wagnis auf Leben und Tod?"

Er verneinte und sagte: „Durchaus nicht! Es ist die neuste Behandlung der Typhuskranken, und fast wunderbare

Erfolge hat man in Lazaretten erzielt. Ich werde Ihnen eine Schrift darüber mitbringen!“

Gegen Abend kam der Arzt, untersuchte die Blutwärme des Kindes und sagte: „Sie steigt noch fortwährend und ist bald an der entscheidenden Grenze angekommen. Wir müssen das Kind baden!“

Ein kaltes Bad für das fieberheiße Kind? Mir ging's wie Frost durch Herz und Glieder. Die Badewanne wurde gebracht und mit kaltem Wasser gefüllt. Der Arzt warf in seiner kurz entschlossenen Art den Rock ab und streifte die Hemdärmel auf. Meine Frau entkleidete die Kranke und reichte sie dem Arzte. Angstvoll riß sie die lieben Äuglein auf und streckte die Ärmchen wie hilfesuchend nach mir aus. Aber rasch und sicher tauchte der Arzt sie in das kalte Wasser. Einen entsetzlichen Schrei stieß sie aus. Mir ging er durch Mark und Bein. Der Arzt aber kehrte sich nicht daran, rieb das Kind ab und ließ es im kalten Wasser hin und her plätschern. Es wimmerte nur noch leise mit geschlossenen Augen. Zuletzt wurde es in eine weiche wollene Decke geschlagen und in sein Bettchen gelegt.

Hin und her fuhren die eingeschlagenen Händchen; es hoben und senkten sich müde die Lider; dann schlief es ein. Der Schlaf war erst unruhig, dann immer ruhiger. Wie stumme Klagen saßen und standen wir umher. Noch einmal spät abends sah der gewissenhafte, treffliche Arzt nach dem Kinde und maß die Blutwärme. Ein froher Schein lief über sein ernstes Gesicht: „Drei Grad gefallen! Schweiß auf der Stirne! Ruhiger Schlaf! Wir dürfen hoffen!“

Was ich bei diesen Worten empfand, dafür giebt's kein Wort; Gott nur weiß es. Ruhig verlief die Nacht; klarer war der Blick am Morgen, und nicht wieder zur alten Höhe stieg das Fieber. Unser Kind war gerettet und uns neu geschenkt. Innig preßte ich's an mein Herz, wenn ich gedachte, wie nahe wir daran waren, es zu verlieren. Erst die Gefahr des Verlustes zeigt ganz den Wert des Besitzes. —

Zuletzt noch ein paar Worte über meine Zöglinge! Wer einigen Anteil an dem vierblättrigen Kleeblatte ungleicher Gesellen nimmt, der wird nicht ungern erfahren, was draus geworden ist. Der „Präsident" ist wohlbestallter Gerichtsschreiber, glücklicher Gatte und Vater. Wenn er's auch nicht zur Würde eines wirklichen Präsidenten bringt, so weiß er doch Ton und Haltung eines solchen trefflich nachzuahmen.

Der kleine Baron ist jetzt ein großer, hübscher Jüngling, der im zweierlei Tuch auf den General oder etwas weniger lossteuert. Seine Pflegemutter hat er nicht vergessen und sie ihn auch nicht.

Mein Sohn geht den Weg und singt die Weise seines Vaters, das Lied von der Erziehung, im höheren Chor als Doktor an einer lateinischen Schule.

Der ehemalige Primaner aber ist der glückliche Gatte meiner Marianne. Im Studenten- und endlich im Offiziersrocke hat er mit einer Treue ohnegleichen sieben Jahre um ihr Herz geworben. Wie sich's auch gegen den viersilbigen Namen sträubte, endlich hat es sich willig und glücklich dem lieben Manne ergeben. Er ist Lehrer der neuern Sprachen an einer höheren Schule und mir lieb wie ein eigener Sohn. Wenn er mit seinem Weibchen in den Ferien anrückt, da kommt Sonnenschein mit ihm in unser Haus. So fröhlich zu lachen weiß er, wie es nur ein glücklicher Mensch kann.

25. Ein Abend mit Kehr und was ihm folgte.

Eine Sitzung des Schulvorstandes hatte mich bis sechs Uhr abends auf dem Rathause festgehalten. Ich war noch auf der Treppe, da rief mir meine Frau von oben zu: „Rate, wer dich besuchen wollte, — ein berühmter Mann!

„Da könnte ich lange hin und her tappen!" war meine Erwiderung. „Sag's lieber gleich!"

„Der Seminardirektor Kehr aus Halberstadt!"

„Kehr? Wie leid thut mir's, daß mich der verfehlt hat!"

„Du kannst ihn noch treffen und den ganzen Abend haben!" tröstete meine Frau. „Er bleibt im „Prinzen Karl" über Nacht."

„Schön, schön! Nun aber schnell das Essen!" drängte ich, verschlang in Eile ein paar Bissen und rannte davon.

Bald stand ich vor dem Manne, den ich verehrte und liebte. Kurz, dick, gemütlich, wenig älter als ich sah er aus, aber ein ungewöhnlicher Geist sprach aus den schönen Augen und ein freundlicher Humor aus dem runden Gesichte.

„Endlich sehen wir uns!" sagte Kehr mit kräftigem Handschlage. „Das Briefgeplänkel hat lange gedauert, ehe wir uns nahe auf den Leib gerückt sind. Das also ist der Polack!" Er drehte mich ein wenig nach dem Lichte, sah mir aufmerksam ins Gesicht und meinte: „Sie sehen ja ganz gutherzig und ungefährlich aus! Manche halten Ihre Feder für scharf und Ihren Sinn für kriegerisch!"

„Sie thun mir zu viel Ehre!" entgegnete ich. „Niemand kann mehr als ich den Frieden und eine ruhige Verständigung lieben. Eine gute Sache ruft aber auch friedliche Leute unter die Waffen."

„Heute Abend aber sollen sie ruhen!" meinte Kehr in seiner freundlichen, behaglichen Weise. „Lassen Sie uns als thüringische Landsleute traut zusammen sitzen, bei einer Flasche Wein das Herz ausschütten und klug über die Schul- und Weltverbesserung schnaken. Ohne das thun's ja rechte Schulmeister nicht. — Ich freue mich, daß ich Sie mal so nahe habe. Seit langem sind Sie mir lieb." Damit reichte er mir die Hand über den Tisch. „Unser gemeinsamer Freund Schr. hat mir viel von Ihnen erzählt. Wenn ich etwas von Ihnen las, hatte ich immer das Gefühl einer geistigen Wahlverwandtschaft und fühlte mich Ihnen herzlich verbunden. Sie sind eine etwas poetischere Natur als ich, aber in unsern Idealen, den Zielpunkten unseres Wirkens, stimmen wir in

einer Weise zusammen, die uns zu allen Zeiten in Liebe verbinden muß. Für eine gesunde Erziehung unseres Volkes alle Kraft einsetzen, den Lehrerstand zu Ehren bringen und der Schularbeit die gebührende Anerkennung verschaffen, das wollen wir beide. Auf dauernde, herzliche Bundesgenossenschaft lassen Sie uns anstoßen! Möge unserer ersten Begegnung noch manche folgen!"

„Ich sehe Sie heute zum zweitenmal!" sagte ich.

„So? Wo, wann und wie wär's das erste Mal gewesen?" fragte Kehr verwundert.

„In Hamburg auf der 20. Lehrerversammlung 1872!"

„Da waren Sie? Warum sind Sie nicht an mich heran gerückt? Durch etliche Briefe hatten wir uns doch damals schon die Fingerspitzen gereicht!"

„Sie waren als Vorsitzender neben Th. Hoffmann und A. Berthelt sehr beschäftigt, als berühmter Mann sehr umdrängt und in der Flut von 5100 Gästen schwer zu fassen."

Kehr nickte. „Finden und Halten ist auf einer so großen Versammlung die reine Lotterie."

„Ich war zufrieden, daß ich Sie von fern mit den Augen fand und Ihr Bild dann mit dem Herzen hielt!" sagte ich. ',Es war mir ein großer Augenblick, als ich Ihre Stimme zum erstenmal hörte und Sie von fern sah."

Kehr lächelte und zuckte mit den Schultern. „Bei welcher Gelegenheit war das?"

„Über den Burgwardtschen Vortrag: Die Schule auf gefährlichem Irrwege — nämlich Lern- statt Erziehungsanstalt zu werden — war ein solch Gewirre widersprechender Meinungen laut geworden, daß in den Redehecken der Pfad schier verloren schien. Da nahmen Sie die blanke Art und hieben sicher und heiter, glatt und klar einen Weg durchs Holz."

Kehr lachte. „Ich weiß nicht mehr, wie's war. Aber richtig ist's, es giebt seltsame Künstler unter den Redelustigen.

Wie junge Katzen wälzen sie das Knäuel hin und her und verwirren das Garn. Aber da war unser unvergleichlicher Präsident Theodor Hoffmann der Mann, den Katzen die spielenden Pfötchen gar fein zu klopfen und das Garn wieder ordentlich auf das Knäuel zu winden."

„Sie waren damals schon in N.?" fragte Kehr.

Ich nickte. „Sechs Mitglieder meines Lehrkörpers machten damals die lustige Fahrt nach Hamburg. Das Meer lockte uns ebenso sehr wie die erste Lehrerversammlung im neuen Reiche."

Kehr meinte: „Man fährt bei solchen Gelegenheiten meist zweispännig. Die ernste Arbeit befiehlt, und ein heiteres Schild lockt. Wie hat Ihnen Hamburg gefallen?"

„Über alle Maßen, besser als Berlin! Man fühlte gleichsam den Pulsschlag des Erdkreises. Diese Paläste, diese Straßen und Plätze, diese Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten, diese Fischmärkte, dieses Alsterbecken mit dem Ringe seiner Paläste und den köstlichen Fahrten nach Uhlenhorst, dies schöne rechte Elbufer mit seiner Villenstraße, dies prächtige Blankenese und endlich dieser Hafen mit seinen Schiffsriesen, fremden Flaggen und farbigen Gesichtern: unvergleichlich! Zwei Stunden sind wir auf einem Kahne im Hafen umher gefahren und haben uns alles genau angesehen."

„Waren Sie auch auf Helgoland?" fragte Kehr.

„Ja!" war meine Antwort. „Sie habe ich nicht auf dem Dampfer bemerkt!"

Kehr schüttelte den Kopf. „Ich war anderweit angebunden. Wie gefiel Ihnen der rote Inselfelsen?"

„Wie ein schöner Apfel, der in den Nachbargarten gefallen ist! Der Elbschlüssel in englischen Händen, welchem Deutschen sollte das nicht mißfallen!"

„Es ist ein nutzloser Schlüssel!" sagte Kehr. „Mit gierigem Zahne nagt die Flut an ihm und spült ihn unversehens mal fort. Das beste, was er hat, reine Seeluft und

kräftige Seebäder, genießen doch mehr Deutsche als Engländer. Haben Sie das Eiland mal umlaufen?"

„Ja, in drei Viertelstunden! Von dem flachen, sandigen Unterlande, wo wir in Kähnen vom Dampfer gelandet, kletterte ich die 193 Stufen der „Lästertreppe" hinauf und hörte auch allerlei spitze, lustige und überflüssige Bemerkungen von Badegästen, die müßig an der Treppe lungerten und unserer Ausschiffung zusahen. Ich erstieg den herrlichen Leuchtturm, sah östlich auf der Düne den weißen Schaum eines lebhaften Wellenschlages und den blendend weißen Sand des Badestrandes, bewunderte westlich die hohen Felsenthore, tiefen Grotten, riesigen Kegel und reihenweise brütenden Seevögel auf den Felsvorsprüngen. Sonst war an dem spärlichen Grase, dem ärmlichen Gebüsch, den dürftigen Kartoffeläckern, den paar Schafen, den gelangweilten Badegesichtern und dem netten Städtlein wenig zu sehen."

„Wie war die Überfahrt?" fragte Kehr.

„Ruhig und schön! Trotzdem forderte die Seekrankheit von vielen, besonders Damen, ihr Opfer. Neu und eigenartig war mir der Anblick der aus der Ferne gleichsam heraufwachsenden Schiffe. Das leicht bewegte Meer erschien mir wie ein endloses, wogendes, grünes Roggenfeld, der fern aufsteigende rote Inselfelsen wie ein rötlicher Herbstwald, der allmählich aus den grünen Fluten wuchs. Ein unangenehmer Zusammenstoß hätte mir aber fast die Freude an dem neuen, eigenartigen Seebilde verbittert!"

„Ein Zusammenstoß? Mit wem? Mit einem andern Schiffe?"

„Nein! Nur mit einem unwürdigen Berufsgenossen! Er war halb betrunken, taumelte zwischen den Fahrgästen umher, rühmte sich seiner Zechthaten und bewarf alle Welt — auch mich — mit schnöden Reden. Einem Trunkenen soll man zwar mit einem Fuder Heu aus dem Wege fahren, ich konnte es aber doch nicht lassen, dem Wicht leise und eindringlich zu

sagen: „Lassen Sie doch das, und betragen Sie sich, wie's einem Lehrer zukommt! Wissen Sie nicht, daß man überall eine persönliche und eine Amtsehre zu wahren hat? Machen Sie doch dem Lehrerstande keine Schande!"

Der Mensch sah mich hierauf frech lachend von der Seite an und rief: „Sie, Mann, wollen mir eine Schiffspredigt halten? Wer sind Sie denn eigentlich? Ich lasse mir weder von Ihnen noch von andern Predigten halten! In meinem außerdienstlichen Verhalten hat mich niemand zu überwachen und zu beschränken. Auf einer so fröhlichen Bierreise lasse ich mich nicht mit dem Maßstabe einer spießbürgerlichen Moral messen. Ich bin mein eigener Herr und niemand Rechenschaft schuldig. Ich greife zum Schoppen, wenn ich Durst habe, gehe an den Spieltisch, wenn ich Partner finde, auf den Tanzboden, wenn die Geige lockt und mir's in den Zehen kribbelt. Ich bin ein gemütlicher Mensch, vergnüge mich gern, mache gern einen schlechten Witz, setze mich über kleinliche Rücksichten weg, handle und wandle, wie mir's gefällt. Haben Sie etwas dagegen?"

„Wenn Sie kein Standesgenosse wären, nein! So aber bedauere ich Ihr Thun und Reden, denn es ist unziemlich für einen Lehrer. Jeder Einzelne hat die Standesehre als gemeinsames Kleinod zu wahren. Wer sich wegwirft, besudelt die Standesehre und verleugnet den Standesgeist."

„Nicht ein Schwefelholz kaufe ich mir für Ihre Standesehre und Ihren Standesgeist!" höhnte der Mensch. „Was wollen Sie denn eigentlich von so einem armen, geplagten Schulmeister?"

„Daß er als gebildeter Mensch nie und nirgends die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit verleugnet! Zwei Seelen in einem Leibe, zwei Zungen in einem Munde und zwei sittliche Maßstäbe in einem Herzen stehen jedem schlecht, am schlechtesten aber einem Lehrer. Er soll ein erziehliches Vorbild sein, darum muß er's mit Wort und That strenger als jeder andere nehmen. Ein Vorbild in der Gosse ist doch kein Vorbild mehr!"

„Na, einmal darf er sich doch austoben und sich für den langen Zwang entschädigen! Soll denn die edle Freiheit für ihn nicht da sein?“ meinte der Mensch lachend.

„So eine Art Freiheit, wie Sie dieselbe verstehen und üben, ist die ärgste Sklavenfessel. Die Freiheit ist kein Freibrief zu Trunk und Spiel, Luxus und Schuldenmachen, Großthun und Lärmschlagen, Schimpfen und Herunterreißen, zu thörichten Liebeleien, frechen Scherzen, vorlauter Aufdringlichkeit, kindischer Rechthaberei und absprechenden Urteilen. Nicht die Freiheit, sondern Thorheit und Gemeinheit wirft solche Sumpfblasen auf. Es giebt keine Freiheit, die uns von den Gesetzen des Anstandes, der Sittlichkeit und der Berufspflicht entbindet. Wer unter der Herrschaft ungebändigter Sinnentriebe steht, der rede nicht von Freiheit. Zu wirklicher Freiheit führt nur die treuste Pflichterfüllung, die schärfste Wachsamkeit über uns selbst und die gewissenhafteste Beachtung göttlicher und menschlicher Ordnungen.“

„Gut gebrüllt, Leu!“ lachte der Mensch. „Hilft Ihnen aber nichts! Sagt, was ihr wollt, ich trinke, was mir schmeckt, und so lange ich Durst habe!“

Damit trollte er ab. Der Kreis, welcher sich um uns gebildet hatte, löste sich. Mir aber saß der Haken schmerzlich im Fleische, denn es war einer der Unseren.

„Zum Glück nur Einer!“ sagte Kehr. „Leider bestimmen aber diese Einzelnen, die so unliebsam heraustreten, häufig das Urteil über den ganzen Stand. Das ist ja unrecht, denn Lumpe giebt's in allen Zonen und Ständen, aber wer kann den Leuten den Mund und die Gedanken verbieten! Jeder Einzelne muß sich deshalb seiner Verantwortlichkeit und seiner Haftbarkeit für die Gesamtehre stets bewußt sein. Man kann das auch den jungen Leuten nicht tief genug einprägen. Ehre und Ansehen fordern wir für den Lehrer und seine Arbeit als eine Grundbedingung seiner erziehlichen Wirksamkeit. Mit Recht! Aber die Ehre ist kein Gewächs, das man aus der

Erde herausstampfen kann, sondern sie ist die reife Frucht am Baume eines arbeitsreichen und ehrenhaften Lebens im Dienste echt christlicher Selbstverleugnung und treuer Berufserfüllung. Durch solch Gebaren, wie bei Ihrem Strolch auf dem Dampfer, durch Schimpfereien auf die Besoldung, die unwürdige Stellung u. dgl. verschafft man sich kein Ansehen, sondern lediglich und allein durch die Pädagogik der That, durch das Gewicht einer edlen Persönlichkeit. Das Haben und das Sein sind zwei grundverschiedene Dinge. Viele wollen nur haben, — Geld haben, Ehre haben, Genuß haben, Glück haben, aber sie wollen nicht sein, — nicht ehrliche Charaktere, nicht zuverlässige Naturen, nicht selbstverleugnende Arbeiter, nicht hingebende Diener der Menschheit. Darin liegt nach meinem Dafürhalten der Fluch unserer Zeit. Und der Lehrerstand trägt ihn mit! Zum Unglück für ihn beherrscht auch auf geistigem Gebiete der Materialismus die Geister. Gott bessere es! Jeder, der's gut mit unserem Volke meint, greife zum Spaten und helfe Dämme aufwerfen gegen diese Sündflut! Wie gern möchte ich dem Lehrerstande zu Ehre und rechter amtlicher, gehaltlicher und gesellschaftlicher Stellung verhelfen! So lange die studierten Herren nicht Achtung vor dem Lehrer und seinem Können bekommen, so lange ist der Schule auch nicht zu helfen. Diese Achtung müssen wir uns erkämpfen und erzwingen, nicht durch Ausklingeln unserer Wunden und Beulen auf dem Markte, sondern durch ehrenhafte Haltung und in die Augen springende Arbeitserfolge. Das ist aber nicht möglich, wenn nicht jeder Einzelne von dem Pflichtbewußtsein durchdrungen ist, daß er in und außer dem Amte einzustehen hat für sich und die Gesamtheit, daß er seine persönliche Ehre und den Schild der Amtsehre rein zu erhalten hat!"

„Der Verdruß auf dem Schiffe" — fuhr ich nach einer Weile fort — „wurde mir durch ein kleines, freundliches Begegnis auf der Insel vergütet."

„Sieh! Also auch hier der Ausgleich als großes Weltgesetz? Lassen Sie doch hören!“

„Auf dem Vorlande liegt links nicht weit vom Landeplatze ein niedriges, langgestrecktes Haus mit kleinem Garten. Darin saß ein junges Mädchen und malte eine Helgoländerin, die an einem Joch zwei Eimer Wasser trägt, auf einen handgroßen Stein, den die Flut ganz glatt und rund gescheuert hatte. Ich sah den zierlichen, geschickten Fingern über den Lattenzaun zu. Da wandte sich das hübsche Kind zu mir und sagte englisch: „Mißfällt Ihnen meine schlechte Malerei nicht?“ Ich versicherte das Gegenteil. Ein freundliches Gespräch, halb englisch und halb deutsch, entspann sich. Die Mutter des Fräuleins kam dazu, und ich erfuhr, daß das Häuslein einem englischen Schiffskapitän gehörte, der einen Dampfer zwischen London und der Insel führte. Ich wurde zum Eintritt eingeladen und durch alle Räume geleitet. Das Fräulein zeigte mir ihre Sammlungen und auch eine Anzahl bemalter glatter Steine. Als ich mich dankend verabschiedete, da reichte sie mir den fertigen Stein mit den Worten: Please, take it for a memory! (Bitte, nehmen Sie ihn als Andenken!) Und ein liebes Andenken an Helgoland und die freundliche Malerin ist mir der Stein geblieben.“

Kehr hob das Glas und sagte: „Das Fräulein soll leben und einen guten Mann gefunden haben! Wie hübsch ist doch solche Freundlichkeit als internationale Pflanze! Wenn wir doch mehr auf Zusammengehörigkeit als auf Trennung bedacht wären! Aber dieselben Menschen, die in einen Himmel wollen, kratzen sich auf Erden die Augen aus. Eine wahre Fertigkeit entwickeln sie in der Kunst, sich das Leben zu verbittern. Nur die Liebe kann den Fluch der Sünde sühnen und aus dem Jammerthale wieder ein Paradies machen.“ —

Nach einer Pause fragte ich Kehr: „Hat Ihnen neulich Simon Bg. meine Grüße überbracht? Das ist ein Schüler, der für Sie durchs Feuer geht.“

„Ja, ja!“ nickte Kehr. „Er hat mir allerlei erzählt, was Sie mit ihm gesprochen haben. Sie kennen den Feuerkopf von früher?“

„Auf einem Schulspaziergange mit seinem Lehrer lernte ich ihn als Schulknaben kennen. Er hielt sich immer an meiner Seite. Ich fragte ihn allerlei und war durch seine Antworten überrascht. Auch sein ernstes, geistgeprägtes Gesicht und seine großen, suchenden Augen fesselten mich. Später habe ich bei seinem Lehrer ein paar mal mit ihm Klavier gespielt. Er ist also wirklich aus dem Seminar in E. entwichen, um Ihr Schüler zu werden?“

Kehr bejahte und sagte lachend: „Es hätte ja fast einen Kriegsfall zwischen Preußen und Gotha gegeben! Glücklicherweise gelang's, die drohenden Wolken am Welthimmel mit Papierwedeln zu verscheuchen!“

„Was für ein Schüler war der Simon bei Ihnen?“ fragte ich.

„Ein Pferd, das nicht bloß doppeltes Futter, sondern auch zwei Zügel forderte!“ war Kehrs Antwort. „Die Zügel hießen aber nicht etwa Befehl und Strafe, sondern Wertschätzung und Liebe. Er war eine edle, kräftige Natur, aber für Schablonenerziehung nicht geeignet; gegen jeden kleinlichen Zwang bäumte er sich auf. Hat sich unser Simon einmal selbst ganz bezwungen, so darf Bedeutendes von ihm erwartet werden. Ich hoffe, daß der Irrstern noch mit stetem Lichte manchem leuchten soll.“

„Die Hoffnung habe ich auch!“ sagte ich beistimmend. „Und Sie werden das Verdienst haben, einen tüchtigen Arbeiter mehr erkannt, gewonnen und in den Weinberg gesandt zu haben!“

„Tüchtige Köpfe und tüchtige Charaktere allein können dem Lehrerstande und der Schule helfen“, meinte Kehr. „Danach bin ich immer auf der Suche und um solche werbe ich. Solch guter Rohstoff giebt ganz andere Seminaristen und Lehrer als ausgemusterte Tertianer der höheren Schulen.“ —

„Was ich fragen wollte," — sprang Kehr plötzlich ab —: „Haben Sie hier noch geistliche Orts-Schulaufseher?"

„Nein!" war meine Antwort. „Jeder Rektor ist Ortsaufseher seiner Schule."

„Das ist natürlich und vernünftig!" nickte Kehr. „Die geistliche Ortsaufsicht ist noch eine böse Frage, ein vielumstrittenes Gebiet. Wenn man sie doch sachlich lösen wollte! Berührt man sie aber nur, so zeigt sich häufig bei der Geistlichkeit eine solche persönliche Gereiztheit, als ob man ihre Ehre angetastet hätte. Ich bin weit davon entfernt, ein Feind der Geistlichen, ein gleichgiltiger Sohn der Kirche und blind für ihre Verdienste um die Schule zu sein. Ich zähle treffliche Freunde in den Reihen der Geistlichen, habe ein Herz für den Auf- und Ausbau der Kirche und offene Augen für das, was Geistliche an der Schule gethan haben und noch thun; das alles aber kann mich nicht bestimmen, eine Schulaufsichtsweise gut zu heißen, die sich überlebt hat. Die Schule ist den Kinderschuhen entwachsen und zu voller Selbständigkeit gereift, darum darf sie in ihren Aufsichtswerkzeugen nicht als Nebeninstitut behandelt werden. Sie erzieht für das kirchliche, staatliche und gemeindliche Leben, darum kann nicht ein Stand das Vorrecht der Beaufsichtigung fordern. Sie hat einen beruflich gebildeten, von seiner hohen Aufgabe durchdrungenen Lehrerstand, also kann sie nur von Fachmännern ersprießlich geleitet werden. Die Schulaufsicht soll ein Arbeitsfeld, nicht aber ein Machtgebiet, eine verantwortliche Pflicht, nicht aber eine leere Würde sein. Sie erfordert ein volles Lebensinteresse, eine ganze Manneskraft und eine bewährte Berufstüchtigkeit, denn sie soll ja nicht bloß oberflächlich urteilen und sonst alles gehen lassen, sondern helfen durch Wort und Beispiel. Zweifellos hat die Kirche ein Lebensinteresse an der rechten Schulerziehung, sie muß darum ihre Vertretung im Ortsschulvorstande haben, aber eine technische Aufsicht über den ganzen Schulbetrieb kann sie nicht üben, und eine solche

Aufsicht ist überhaupt überflüssig und schädlich, sobald wir überall fachmännische Schulinspektoren haben. Die sind der Schule nötig und unentbehrlich! Haben wir sie erst überall, wird sich die Frage der Lokalschulaufsicht von selbst lösen. Wenn doch die Geistlichen in der Schule nicht immer die verlorne Provinz und in den Lehrern die aufständischen und abfallslustigen Unterthanen sehen, sondern in ihnen treue, ehrliche Bundesgenossen suchen wollten! Das würde für Schule und Kirche, für Geistliche und Lehrer und damit für unser kirchliches und Volksleben ein Segen sein. Aber die Machtfrage, die Machtfrage! Sie verdunkelt die Zweckmäßigkeitsfrage und oft auch die Gerechtigkeit!"

Nach einer Pause sagte Kehr: „Alles hängt sich an die arme Schule. Sie kommt mir immer vor wie die Botenfrau zwischen Tambach und Gotha. Ihr Korb ist schon voll, aber aus jedem Hause kommt noch einer gelaufen, packt ihr oben noch was drauf oder schiebt ihr allerlei Aufträge in die Tasche. Wir Schulmänner müssen ja achtsam nach den Bedürfnissen des Lebens fragen, um dem Leben recht zu dienen, aber was zu viel ist, ist zu viel! Wer zwei Hasen auf einmal hetzt, fängt keinen. Jeder meint die Schule zu seinem Botenweibe machen zu können und schilt heftig, wenn sie ihm sein stumpfes Messer zum Schärfen nicht mitnimmt und sein Päckchen Knaster nicht mitbringt. Wenn sich doch die Schule unabhängig, nach ihren innersten Lebensgesetzen entwickeln könnte und nicht immer von allerlei Rücksichten hin und her gezogen würde! Dann würden auch die Ergebnisse der Schulerziehung mehr befriedigen."

Ich sagte darauf: „Die Klagen über unzulängliche Unterrichtserfolge einerseits und Überbürdung anderseits wurzeln meines Erachtens häufig in einem verwirrenden Vielerlei von Unterrichtsstoffen und in einer mangelhaften Unterscheidung dessen, was unentbehrlich oder entbehrlich für Bildung und Leben ist. Wesentlich und unentbehrlich ist für

die Bildungsarbeit ein mustergiltiger aber beschränkter Unterrichtsstoff. Er muß nach erziehlichen Grundsätzen ausgewählt, aufgrund der Erfahrung gesichtet, weise beschränkt, vielseitig durchgearbeitet, sicher eingeprägt und mannigfach verwertet sein, ehe er Bildungs- und Lebensstoff wird."

„Das ist auch Ihre Meinung? Sie sind mein Mann!" rief Kehr laut und lebhaft. „Ein Drittel aller üblichen Lernstoffe können wir schwimmen lassen, meintwegen ins tote Meer, um so bessere Bildungsstoffe werden dann die andern zwei Drittel werden. Stoffbeschränkung, Stoffdurchdringung und Stoffverwertung muß immer mehr unsere Losung in der Schule werden. Die Herren Leitfädenschreiber sollten sich das besonders hinter die Ohren schreiben. Das Leben nach seinen Forderungen und das Kind nach seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten soll man fragen, nicht aber den Drachen der Vollständigkeit. Wenn ich diesem Untier nur wie Daniel aus Pech, Fett und Haaren Küchlein kochen und in den Schlund werfen könnte, damit er berste und nicht länger Freude und Frucht der Schularbeit verschlinge! Mich jammert's, wie sich viele Lehrer zu Futterknechten dieses Scheusals machen lassen. Es ist die liebe Eitelkeit, die nicht genug kriegen, nicht genug durchhetzen, nicht genug zur Schau auslegen kann, die alles, was mit dem lieben Ich-Bilde gestempelt ist, auch zuträglich für die armen Würmer glaubt. Ein sicherer Herzens- und Gedächtnisbesitz bestimmter religiöser Bildungsstoffe, gutes, verständnisvolles Lesen, richtiges Aufschreiben einfacher Gedanken, gewandtes Zurechtfinden in den schlichten Rechenaufgaben des Lebens, geschärfte Augen für die umgebende Welt, verständiges Erfassen und Begründen der alltäglichen Erscheinungen, Gewöhnung zu den schlichten Tugenden der Ordnung, des Gehorsams, des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Bescheidenheit, der Vaterlandsliebe ꝛc.: das sind große, große Dinge und die eigentlichen Aufgaben der Schulerziehung. Vielen schimmert

und glänzt das aber nicht genug; sie behängen das Notwendige und Unentbehrliche mit allerlei Flitter und Firlefanz des Wünschenswerten so lange, bis das Zufällige das Wesentliche verdeckt und erdrückt hat. O Unverstand im Kleide der Schulweisheit!"

So sprang das Gespräch hin und her und streifte oder beleuchtete alle wichtigeren Schulfragen der Zeit. Endlich fragte ich: „Und welch glücklicher Stern hat Sie eigentlich nach N. geführt?"

Da machte Kehr ein geheimnisvolles Gesicht: „Einen Unglücksstern werden's viele nennen! Verraten darf ich's aber nicht. Noch ist's geheime Sendung. Ich reise im unmittelbaren Auftrage des Herrn Ministers. Am Geschrei derer, die es trifft, werden Sie bald hören, um was es sich handelt. Ich bin darauf gefaßt, tüchtig in die Schrotmühle gewisser Blätter genommen zu werden. Gedenken Sie dann mit stiller Teilnahme meiner und dieses schönen Abends." —

Bald erfuhr ich den Grund von Kehrs Reise. Er gehörte zu den drei Beauftragten des Ministers Dr. Falk, die den Stand des Schulwesens in den drei eichsfeldischen Kreisen genau prüfen sollten. Später schrieb er mir über den Befund: „Die eichsfeldischen Schulen sind besser als der Ruf des Eichsfeldes. Manche gute Schule und viele tüchtige Lehrer haben wir gefunden. Der Geist eines L. Kellner lebt und wirkt noch in ihnen; das merkt man überall. Was für tiefe, dauernde Segensspuren doch ein bedeutender Mensch zu ziehen vermag!" —

Einige Zeit darauf lud mich der Regierungspräsident von E. brieflich „zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit" in das erste Gasthaus der Stadt ein. Mit bangem Herzschlage folgte ich der Ladung.

Der Präsident empfing mich sehr freundlich, lud mich zum Sitzen ein und ging dann gleich auf die Sache los. Er sagte: „Für die eichsfeldischen Kreise sollen zwei ständige Kreis-Schulinspektoren angestellt werden. Die Schulen sind zwar

nicht schlecht befunden worden, aber es liegt im Interesse des Staates, durch eigene Beamten die Schulaufsicht straffer in die Hände zu nehmen und die vaterländische Erziehung der Jugend schärfer zu überwachen. Einen der beiden Kreis-Schulinspektoren schickt der Herr Minister. Für den zweiten Platz soll ich Vorschläge machen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich mein Augenmerk zuerst nicht auf Sie, sondern auf einen andern gut empfohlenen Schulmann gerichtet hatte. Aber unser Schulrat hat lebhaften Widerspruch dagegen erhoben und Sie als den geeignetsten Mann für die neue Stelle bezeichnet. Er besteht darauf, daß der neue Kreis-Schulinspektor durch Ablegung des Rektor-Examens und durch bewährte Leitung eines vielgliedrigen Schulkörpers seine höhere Befähigung für solch ein wichtiges Amt nachgewiesen haben muß. Ich kann ihm darin nur recht geben. Meine Erkundigungen bei dem hiesigen Magistrate nach Ihrer Geeignetheit für das neue Amt sind zu Ihren Gunsten ausgefallen. Und nun frage ich, ob Sie zur Übernahme der fraglichen Stelle geneigt sind. Wenn wir uns verständigen, werde ich Sie dem Herrn Minister in Vorschlag bringen. Der Aufsichtskreis umfaßt etwa 10 Quadratmeilen und hat in 57 Ortschaften etwa 100 — evangelische und katholische — Lehrer und gegen 9000 Schulkinder. Ihren Amtssitz hätten Sie in W. zu nehmen."

Das kam wie Sturmflut. Das schöne N. verlassen und aufs verrufene Eichsfeld ziehen, — aus friedlichen Verhältnissen auf einen Kampfplatz treten, — aus einem begeisterten Erzieher ein Wächter und Streiter für staatliche Absichten werden: das alles wollte mir schwer eingehen. Aber auch Stimmen dafür wurden im Herzen laut. Durch friedliche Arbeit zur Lösung einer schmerzlichen Verwicklung beitragen, in weiterem Kreise die Erfahrungen meines Lebens verwerten und segenskräftig machen, die Ideale meiner Jugend über fachmännische Schulaufsicht nun selbst verwirklichen: das alles lockte wie Erfüllung einer geheimen Lebens-Sehnsucht!

Ich legte dem Präsidenten offen alle meine Bedenken dar, und er widerlegte sie ruhig, sachlich und wohlwollend. Endlich erklärte ich mich zur Übernahme des neuen Amtes bereit, und er schien sich darüber zu freuen.

Mit fliegenden Pulsen stieg ich treppab. Ich fühlte, daß ich die schwerste und wichtigste Entscheidung meines Lebens getroffen hatte, daß ich damit ein schweres Opfer brachte, aber auch den höchsten Preis eines redlichen Strebens und arbeitsvollen Lebens gewann.

Lange blieb alles still, und schon glaubte ich — ohne Unwillen — die Sache eingeschlafen. Da kam meine Berufung als kommissarischer Kreis-Schulinspektor nach W. Ich wurde von dem Magistrate in N. auf ein Jahr beurlaubt, nachdem ich versprochen, die Oberleitung der Mittelschule in dieser Zeit zu behalten. Meine Familie blieb in N. wohnen. Auf den 25. April 1876 war meine feierliche Einführung in W. festgesetzt. Doch ehe ich zu derselben reiste, versetzte mir ein schwarzgeränderter Brief einen schmerzlichen Schlag. Mein trefflicher Direktor Weise war nach unsäglichen Schmerzen gestorben und sollte gerade am Tage meiner Amtseinführung begraben werden! Was für ein schmerzliches Zusammentreffen!

Seine Schwägerin schrieb: „Alles hatte ihm die Erde genommen: sein Augenlicht, sein herzliebes Weib, sein liebes Amt, seine Freunde in E., seinen Bruder, bei dem er Zuflucht gefunden, die Ruhe der Nächte und die Sammlung des Tages, nur seinen Glauben und sein mutiges, starkes Herz nicht! Im festen Glauben an seinen Heiland ist er heimgegangen ins rechte Vaterland.“

Mit Weh im Herzen reiste ich zu meiner Einführung. Ein kalter, abstoßender Empfang beim Kreis-Landrat konnte mir das Herz nicht leichter, den Mut zum neuen Leben und Wirken nicht freudiger machen. Zu meiner Einführung hatten sich der Regierungs-Präsident, der Regierungs-Schulrat, zwei

Landräte, viele Amtsvorsteher, Geistliche und Lehrer des neuen Aufsichtskreises eingefunden.

In einer kurzen Ansprache beleuchtete der Herr Präsident die Aufgaben des neuen Amtes und übertrug mir dasselbe im Namen und Auftrage der Staatsregierung.

In nachstehender Rede legte ich die Grundsätze dar, nach denen ich das neue Amt zu verwalten gedachte. Sie möge den Schluß dieses Bandes bilden. Was ihr dann folgte, war nur die versuchte Übersetzung meiner Gedanken in Thaten. —

Hochgeehrte Herren!

Auf der Mittagshöhe des Lebens angelangt, stehe ich heute wieder an einem Anfange. Jeder Anfang aber bedrückt die Seele. Ein innerlich Verzagen will sie erfassen im Hinblick auf die Last der Verpflichtungen und auf die schwachen Schultern, die sie tragen sollen. Unwillkürlich heben sich die Augen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, bittet der Mund mit Salomo: „Gieb deinem Knechte ein weises und gehorsames Herz!" und seufzt das Herz aus tiefstem Grunde: „Geist des Herrn, sei über mir! Erleuchte mich mit deiner Wahrheit und trage mich mit deiner Stärke!"

Mancherlei will mir den Antritt des neuen Amtes schwer machen. Erstlich das, was ich verlasse! Von keiner liebgewonnenen Gewohnheit des Daseins scheidet man ohne Schmerz; wie könnte ich ohne Weh aus einem Lebens- und Wirkungskreise scheiden, der mir die vollste und tiefste Befriedigung gewährte, so voll und tief, daß alle Wünsche schwiegen bis auf den einen, daß ein solches Glück des Lebens und Wirkens Bestand haben möge! Von einsichtigen Behörden in der Freiheit meiner Thätigkeit nicht beengt, sondern in meinen Bestrebungen für die Schule warm gefördert, von einem nach Alter, Anlage und Tüchtigkeit zwar verschiedenen, aber in der Hingabe an die Arbeitsziele einigen Lehrkörper treu unterstützt und von der Gunst der Zeitverhältnisse getragen, habe ich die

von mir geleitete Mittelschule in der erfreulichsten Weise nach innen und außen sich entfalten sehen. Denkt man sich dazu das amtliche Wirken im schönen Rahmen freundlicher äußerer Lebensbedingungen, wer will da das Herz schelten, wenn es der verlassenen Heimat eines sichern Glückes einen Seufzer nachsendet!

Auch das, was ich finde, kann einen Sorgenstein auf die Seele wälzen! Ich trete auf ein viel weiteres und schwierigeres Arbeitsfeld. Weite aber wie Tiefe, deren Grenzen der Blick nicht scharf erkennen kann, haben etwas Bedrückendes wie das uferlose Meer. Wird meine Kraft für die erhöhten Anforderungen genügen? Wird meine Einsicht und Erfahrung für neue schwierige Fälle ausreichen? Werden sich die neuen Beziehungen zu Behörden und Mitarbeitern freundlich knüpfen? Wird es gelingen, allerlei in den Weg gerollte Steine beiseite zu schieben und unentwegt dem Ziele nahe zu kommen? Und wie viel andere Fragen tauchen heute in der Seele auf! Der Wille ist zwar die Seele des Thuns, nicht immer aber die Bürgschaft des Erfolgs.

Schwer ist meine Stellung, in die ich heute trete, schon deshalb, weil sie in vieler Hinsicht eine neue ist.

Das Neue findet meist einerseits begeisterten Beifall und anderseits zähen Widerstand, je nachdem allgemeine oder besondere Interessen dadurch vermeintlich gefördert oder geschädigt werden. Vielen ist das Neue stets das Gute, wenn es einen Fortschritt in der Ausgestaltung der Gedanken bezeichnet, welche die Geister bewegen. Andern ist das Neue gleichbedeutend mit Rechtsverletzung. Wie schwer gewinnt der Mensch Mut zu einem Bruche mit der Vergangenheit, zu einer Berichtigung seiner Begriffe, seiner Lebens- und Arbeitsgewohnheiten! Es kommt ihm vor wie eine Verleugnung des Mutterschoßes, der ihn getragen, und der Mutterbrust, die ihn gesäugt hat. Unter diesem Doppellichte erscheint auch das Amt, in das ich heute eintrete.

Wohl von den meisten, die ein Lebensinteresse am Gedeihen der Schule haben, wird die Übertragung der Kreisschulaufsicht an einen Fachmann als ein großer Fortschritt in der Ausprägung der Schulidee betrachtet. Nicht wenige dagegen sehen darin a. einen Bruch mit der Vergangenheit, b. eine Verletzung langbesessener Rechte, c. eine Kampfmaßregel und d. den Anfang zur Entchristlichung der Schule.

Aber es ist kein Bruch mit bewährten Überlieferungen, sondern nur eine naturgemäße Weiterentwickelung. Was lebt, muß sich entwickeln oder reift dem Tode zu. Ewig ist nur der Geist, wandelbar sind die irdischen Formen. Der Geist schafft sich zu jeder Zeit seine Formen nach dem Bedürfnis. Wie sich einst die Erde aus ihrem Wassergrabe zu immer höherer Schönheit und Vollkommenheit hob, so dehnt und streckt sich auch ein lebensvoller Gedanke nach dem Zeitbedürfnis aus der Enge veralteter Einrichtungen in neue Formen, so heben sich dieselben schöpferischen Ideen nach den eigentümlichen Lebensrichtungen der Zeit in immer neuer Anwendung und Formgewinnung klarer stets und klarer ans Licht. Das historische Recht hat nur Beweiskraft in seiner Verbrüderung mit dem logischen. Und nur der Zustand ist gut, — nach Goethes Wort — der natürlich ist und vernünftig. Natürlich sind alle Einrichtungen, die aus dem innern Lebens- und Entwicklungsdrange hervorwachsen; vernünftig, wenn sie den Gesetzen eines gesunden Denkens entsprechen und Mittel wie Ziele im Einklange zeigen. Ist es natürlich und vernünftig, daß die Aufsichtsweise der ärmlichen Küsterschulen des 16. Jahrhunderts dieselbe bleiben soll bei den vielgliedrigen Schulkörpern und den hochgesteckten Arbeitszielen unserer Tage? Die lange Entwicklungsgeschichte der Schule ist immer in Fluß geblieben, soll sie in unserer regsamen Zeit ins Stocken geraten? Die Anstellung besonderer Kreis-Schulinspektoren ist ein notwendiger und naturgemäßer Markstein in der Ent-

wicklungsgeschichte der Schule, nicht aber ein Abbrechen der Entwicklungskette!

Die Bestellung weltlicher Schulinspektoren soll langbesessene Rechte der Kirche verletzen!

Die Kirche des 16. Jahrhunderts hatte ein volles Recht auf ihr Kind, die Volks- oder vielmehr Kirchschule jener Zeit; auf die Volksschule des 19. Jahrhunderts hat sie nur ein teilweises. Letztere verdankt ihre Blüte und die hauptsächlichsten Bedingungen ihres Lebens und Gedeihens hauptsächlich dem Staate. Während die Ziele jener dürftigen Schulanfänge allein nach dem kirchlichen Bedürfnisse gesteckt waren, sind die Aufgaben unserer heutigen Schule nach dem religiösen, staatlichen, gesellschaftlichen und gewerblichen Bedürfnis unserer Zeit bemessen. Eine so verbreiterte Grundlage der Arbeit und Bedeutung der Schule fordert mit Naturnotwendigkeit auch eine Weiterentwicklung der Schulaufsichtsart. Dem Staate als dem Schützer und Vertreter aller Kulturbestrebungen gebührt zweifellos auch das Recht der Schulaufsicht und zwar einer umfassenden, sachgemäßen und erfolgreichen. Kann eine solche aber in einem Nebenamte mit Zeit- und Kraftbrocken gehörig geübt werden? Nimmermehr! Die Kreis-Schulinspektion verlangt eine genaue Sach- und Fachkenntnis, die nicht bloß urteilen, sondern auch helfen kann, ein ungeteiltes Lebensinteresse an der Schule, einen ganzen Mann mit seiner ganzen Zeit und Kraft. Wenn die Staatsbehörde jetzt auch diesem Kreise ein solches Organ der Schulaufsicht giebt, so übt sie ihr gutes Recht und erfüllt eine Pflicht, wenngleich damit für manche — es kann nicht geleugnet werden — ein schmerzlicher Schnitt durch liebgewonnene Rechte und Arbeitsgewohnheiten geht.

Eine Kampfmaßregel wäre die Anstellung weltlicher Schulinspektoren? Schon ehe der leidige Kampf zwischen Staat und Kirche die Gemüter erhitzte und entzweite, haben mehrere deutsche Staaten die fachmännische Kreis-

Schulinspektion eingeführt, und seit Jahrzehnten haben alle Schulmänner dafür gesprochen. Wie jeder gute Deutsche nach Kaiser und Reich, so verlangt jeder gute Lehrer nach selbständiger Gestaltung und Beaufsichtigung der Schule. Die Ausführung dieses heißen Wunsches ist allerdings durch den Kampf beschleunigt worden. Der Staat wollte ein so wichtiges Gebiet wie die Schule gegnerischen Bestrebungen nicht als Werbegebiet und Waffenschmiede überlassen. Er mußte auf dem Saatfelde der Zukunft die Aussaat des Friedens schützen. Die Schule hat in erster Linie eine Mission des Friedens. In den Lärm der Parteien hat sie sich nicht zu stürzen. In dem aufgewirbelten Staube geht leicht das klare Sehen und im Tumult des Kampfgetümmels das Hören auf die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit verloren. Auf dem Wege friedlicher Arbeit kann und soll die Schule allerdings das Ihre redlich beitragen, um Mißverständnisse zu lösen und Kämpfe zu enden.

Und sogar Entchristlichung der Schule fürchten manche von der Maßregel? Es gehört zur Kampfweise unserer bewegten Zeit, daß man als Losung in einem Kampfe das ausgiebt, was am wehesten ins Herz schneidet. Man sage nur den Gemeinden, der weltliche Kreis-Schulinspektor wolle die Religion aus der Schule verdrängen, und alle Herzen werden sich in Mißtrauen vor ihm verschließen! Fortgesetztes Mißtrauen aber ist der Tod alles Wirkens. Ist denn aber eine zeitgemäße Weiterentwicklung der Schulaufsicht Abfall vom Geiste des Christentums? Ist der Schulinspektor kein Christ? Werden die Lehrer auf einmal Lust und Fähigkeit zum Religionsunterrichte verlieren? Hat der Schulinspektor Macht, das zu beseitigen, was gesetzlich gewährleistet ist? Liegt ihm der Auf- und Ausbau des Reiches Gottes nicht auch am Herzen? Will er nicht so gut wie die Diener der Kirche Heiligung des Sinnes und Wandels? So lange die Schule Erziehungs- und nicht bloß Unterrichtsanstalt sein soll, kann

und wird sie eines erziehlichen Religionsunterrichts nicht entbehren. Nach wie vor wird aus derselben Quelle des Lebens geschöpft und mit demselben Brot des Lebens die junge Schar genährt werden. Die Schule ist immer die Tochter der Kirche genannt worden. Wenn nun die mündig gewordene Tochter zu der Mutter spricht: „Halte mich nicht auf, der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben!" möchte doch da die Mutter segnend sprechen: „Ziehe hin, meine Tochter, und wachse in viel tausend mal tausend; im Geiste und in der Liebe bleiben wir eins immer und ewig!"

Es giebt keinen schlimmeren Kampf als den gegen Vorurteile. Und diese unfaßbaren Feinde drohen auch mir Leben und Wirken zu verbittern. Wie viel Mißtrauen gegen die weltlichen Schulinspektoren ist schon ausgesäet worden! Wo aber das Mißtrauen wurzelt, da regen sich die Gemüter auf, da verschließen sich Augen und Ohren gegen die Wahrheit und die Herzen gegen die Liebe. Doch es ist kein Himmel so wolkenschwer, daß nicht durch lichte Spalte auch die Gestalt des Himmels bräche, wie sie klar und schön ist, und keine Nacht so dunkel, daß nicht auch einige Sterne der Hoffnung durchblickten.

Auch mir leuchten etliche Sterne, die meinen Weg zu erhellen versprechen.

Vorab ist mir das Vertrauen der königlichen Regierung ein solcher Stern. Ihnen, hochverehrter Herr Regierungspräsident, und Ihnen, hochgeehrter Herr Regierungsrat, danke ich heute mit bewegtem Herzen für das Vertrauen, das mich auf solch bedeutungsvollen Platz berufen hat. Dankesworte sind freilich nur leichte Blütenhüllen, die der Wind verweht; die rechte Dankesmünze sind Thaten. Ich kann sie heute nicht zahlen; ich muß sie schuldig bleiben. Aber täglich werde ich mich in meinem Amtsleben erinnern, daß ich ein Schuldner Ihres Vertrauens bin. Möchte Ihr Wohlwollen mich weiter als Leitstern und Stütze auf meinem Amtswege begleiten!

Als ein Fremder trete ich in diesen Kreis. In innern Schulangelegenheiten werde ich mich rasch zurecht finden, mit der Lehrerschaft des Kreises mich rasch verständigen; aber die geistige Arbeit hängt wesentlich von örtlichen Bedingungen ab, und hier wird mich oft die Erfahrung im Stiche lassen, und das Wollen wird am Nichtkönnen zu scheitern drohen. Sie, meine hochgeehrten Herren Landräte und Amtsvorsteher, werden dann gewiß mit Ihrer Erfahrung und Einsicht meinem Mangel zu Hilfe kommen, wenn ich Sie darum bitte. Sie als Vertreter der Kreise und Amtsbezirke haben das nächste Interesse, die nächste Pflicht und das nächste Recht, durch gute Schulerziehung die Bildungshöhe heben zu helfen. Rechte Bildung des Geistes und Herzens bedeutet ja Befreiung von Irrtum und Thorheit, gesteigerte Erwerbsfähigkeit und erhöhte Sittlichung und Beglückung des Volkes. Weil aber das Geistige immer weltlicher Gefäße bedarf, so hängt die Arbeit der Schule wesentlich von der Ausstattung der Schule und von der Stellung und Lage des Lehrerstandes ab. Wenn ich auch in Schulfragen den wirtschaftlichen Grundsatz, mit geringeren Mitteln das Größtmögliche zu erreichen, nicht vergesse, so kann ich doch ebensowenig verschweigen, daß noch mancherlei erforderlich sein wird, ehe die Bedingungen der Schularbeit durchweg würdig und ersprießlich sind. Wenn ich auf diesem Gebiete bittend an Sie herantreten muß, dann seien Sie mir freundliche Stützen und Helfer. Kein Kapital trägt ja reichere Zinsen als das auf die Volksbildung verwandte!

Und Sie, meine hochverehrten Herren Geistliche als Vertreter der Orts-Schulvorstände, bitte ich heute um treue Bundesgenossenschaft. Lassen Sie uns Hand in Hand bei dem hochwichtigen Werke der Jugend- und Volkserziehung gehen. Wir haben ein Werk, ein jeder an seinem Teile. Ein Gott ist's, dem wir dienen, ein Ziel ist's, dem wir zustreben. Nur in der Eintracht der Bundesgenossen liegt die Gewähr für den höchsten Arbeitserfolg. Die Jugend in christlicher Gesinnung

und sittlichem Wandel, im Gehorsam gegen die Gesetze des Staates, in der Liebe zu König und Vaterland und in der Tüchtigmachung zu ihrem irdischen Berufe zu erziehen, das ist die Aufgabe der Schule. Helfen Sie an Ihrem Teile, die Schule zu einer blühenden Pflanzstätte christlich-kirchlicher Sitte, vaterländischer Gesinnung und beruflicher Tüchtigkeit zu machen! Wenn ich zu Ihrer Orts- und Personenkenntnis, zu Ihrer Erfahrung und Mitwirkung meine Zuflucht nehmen muß, dann versagen Sie mir Ihre Unterstützung nicht.

Und nun noch ein Wort an die, in deren Mitte der Schwerpunkt meiner Arbeit und meines Glückes liegen wird, an meine geehrten und lieben Mitarbeiter im Schulamte! Als ein in letzter Zeit unter Ihnen Vielgenannter, von den meisten Ungekannter trete ich heute unter Sie, um Auge in Auge, Hand in Hand, Herz an Herz, den Gang auf der gemeinsamen Arbeitsbahn zu beginnen. Wer ich bin? Das ist wohl Ihre erste Frage. Ich bin einer der Ihrigen durch Geburt, Erziehung, Schicksal, Arbeit und Liebe, von Ihrem Fleisch, Bein und Geist. Ich kenne alle Ihre Leiden und Freuden, denn ich habe sie seit 20 Jahren auf allen Sprossen der Schularbeitsleiter lehrend und lernend, geleitet und leitend durchgekostet. Wenn mich ein innerer Bildungs- und Arbeitsdrang und eine glückliche Verkettung der Umstände einige Sprossen höher als Sie geschoben hat, so erweitert das nur mein Arbeitsgebiet und erhöht meine Verantwortlichkeit, ohne mich höher zu beglücken oder mich Ihnen zu entfremden. Nicht mit einem Aufwand äußerer Würde, nicht mit künstlichen Machthebeln trete ich unter Sie, sondern mit einer 20jährigen Erfahrung im Schulamte, mit großer Arbeitslust und mit einem Herzen voll Liebe für Schule und Lehrer. Was ich soll und will? Nicht komme ich als politischer Sendbote, nicht als Rufer zum Streit, nicht als Feind irgend einer Konfession, noch als Fälscher von Religionswahrheiten, wie feindliche Stimmführer den Eltern ins Ohr raunen. Ich habe eine

Sendung des Friedens und möchte nur eine gesunde Schulbildung in Ihrem Kreise fördern helfen. Für Ihre erziehlichen Bestrebungen möchte ich der einigende Mittelpunkt werden. Zersplitterung ist Verschwendung der Kraft, Eintracht aber ist Macht. Trennung des Zusammengehörigen ist der Tod, Vereinigung aber Leben. Das Gute ist nur gut, wenn es Gemeingut wird. Es soll meine Aufgabe sein, Ihre Freuden und Leiden, Ihre Arbeiten und Sorgen zum Pulsschlage meines Lebens zu machen und aus der Vielheit der Kräfte eine Einheit des Wirkens zu schaffen. Was ich Gutes und Schönes zerstreut, vereinsamt, ja vergessen finde, das will ich ans Licht ziehen und zu gesegneter Wirksamkeit bringen. Die Gemeinsamkeit der Interessen, der Arbeit in der Schule und an uns und der Standesehre muß in Zukunft an mir ihren ersten Vertreter und thätigsten Vermittler haben.

Ihr Freund und Mithelfer möchte ich werden! Nicht im Befehlen, sondern im Vorbilde liegt die größte Wirkensmacht eines Vorgesetzten. Ich werde Ihnen nichts zumuten, was ich nicht selbst gethan habe oder noch zu thun willig wäre. Was den Arbeitsweg ebnen, Schwierigkeiten erleichtern, Hindernisse beiseite räumen kann, das werde ich für Sie suchen und thun. Aus dem Schatze meiner Erfahrung werde ich auf Konferenzen, bei Revisionen und Schulbesuchen gern darreichen, was Ihnen förderlich sein kann. Das Banner der eignen Fortbildung hoffe ich unter Ihnen aufzupflanzen. Unser ganzes Leben muß eine Lernkette sein. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein.“ In fruchtbarer Berufsarbeit und in unserem geistigen und sittlichen Wachstum liegt das reinste Glück. — Was meinerseits geschehen kann, um Ihnen freundlichere äußere Arbeits- und Lebensbedingungen zu verschaffen, das wird sicherlich nicht versäumt werden.

Ein Wächter der Lehrerehre und des Schulfortschritts muß ich unter Ihnen sein! Was die

Ehre des Lehrerstandes schädigt und den Schulfortschritt hemmt, das werde ich mit allen Mitteln bekämpfen, gleichgiltig, ob es seine Wurzeln in oder außer dem Lehrerstande habe. Lehrerehre und Schulfortschritt müssen die beiden Augen jedes rechten Lehrers sein. Keins dieser Augen darf sich müde und matt schließen. Des Standes Würde und Arbeit ist in jedes Einzelnen Hand gegeben; bewahret sie! Sie wird aber gewahrt durch ehrenhafte Haltung außer der Schule und durch pünktliche, treue, hingebende Pflichterfüllung in der Schule. Wer am hingebendsten seiner Pflicht lebt, ist der Glücklichste; der Träge und Gewissenlose ist nie wahrhaft glücklich. Möchte es mir mit Gottes Hilfe gelingen, durch zweckmäßige Schuleinrichtungen, berufliche und geistige Tüchtigung des Lehrerstandes, Hinwegräumung von Arbeitshemmungen und treues Zusammenstehen in der Arbeit und in Wahrung der Lehrerehre in Wahrheit Ihr Mittelpunkt, Ihr Freund und Mithelfer, ein Wächter der Lehrerehre und ein Mehrer des Schulfortschritts zu werden! Über Meinungsverschiedenheiten und etwaige Verstimmungen werden uns Wahrheit und Liebe rasch hinweg helfen. Eine jede Wunde, die Offenheit und Wahrhaftigkeit etwa geschlagen, heilt rasch, wenn Liebe und Vertrauen ihre Hand darauf legen. —

Meine hochgeehrten Herren! Nicht mit leichtem Herzen trete ich in das neue Amt. Was ich verlasse, das will mich mit vielen Fäden zurückziehen, und was ich finde — in einer Zeit der Entzweiung und Verstimmung, der Spannung und des Mißtrauens —, das könnte mir Sorge einflößen. Aber ich folge der Herrscherin „Pflicht", der ich lebenslang in Eid und Dienst gestanden habe; in ihrem Dienste kann ich nicht unglücklich sein. Noch immer fand ich, wo ich auch stand, für meine Absichten Verständnis, für meine Bestrebungen treue Mithilfe und für meine Arbeit eine gesegnete Frucht. Der Gott, der es den Redlichen gelingen läßt und der meinen Lebenspfad bisher geebnet hat, wird auch im neuen Amte der

alte sein. Möchte ich immer, von seiner Kraft gerüstet, von seiner Weisheit geleitet, von seiner Liebe begleitet und von seinem Segen gekrönt, mein Werk treiben. In seinem Namen werfe ich heut hoffnungsfroh und arbeitsmutig das Panier auf. Mir ist bange, aber ich verzage nicht. O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen!

Pädagogisches Nachschlage-Register

zu Band III der „Brosamen"

vom Reallehrer Gust. Schmerbauch in Goslar.

Inhaltsverzeichnis.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Polack, Friedrich,

Brosamen Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

Bd.: 3. Band

1890